Pädagogische Briefe

der Schule an das Elternhaus.

Dr. C. [illegible]

Director der [illegible]

Pädagogische Briefe

aus

der Schule an das Elternhaus.

Von

Dr. E. J. Hauschild,
Direktor der vierten Bürgerschule zu Leipzig.

Dritte Folge.

Leipzig.
Verlag von M. G. Priber.
1865.

Dreißig

Pädagogische Briefe

aus

der Schule an das Elternhaus.

Von

Dr. E. J. Hauschild,
Direktor der vierten Bürgerschule zu Leipzig.

Leipzig.
Verlag von M. G. Priber.
1865.

Inhaltsverzeichniß.

Erster (91) Brief.

Unsere Staatsregierung dem Turnen gegenüber.

Als im August 1863 das große deutsche Turnfest in Leipzig herannahte, offenbarte sich daselbst die Stimmung der Bevölkerung dem Turnen gegenüber täglich lauter und erfreulicher innerhalb der verschiedensten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, und es blieb kurz vor dem Feste dem Anschein nach nur die eine Frage übrig: Wie verhält sich unsere Staatsregierung dem Turnen gegenüber?

Die Antwort auf diese Frage erfolgte bei dem Feste selbst in der gediegensten Art durch die Erscheinung des Herrn v. Beust auf der Festwiese und auf der Rednerbühne der Festhalle; doch bedurfte es dessen bei dem aufmerksamen Staatsbürger, namentlich bei dem wohlunterrichteten Pädagogen durchaus nicht.

Nicht nur, daß unsere Regierung schon seit vielen Jahren in Dresden unter ihrem unmittelbaren Schutz eine Turnlehrer-Anstalt ins Leben gerufen hat, welche wiederum andern Staaten zum Muster gedient hat, wie die an Direktor Kloß ergangenen Einladungen bezeugen, so hat unser hohes Kultusministerium auch unter dem 20. Mai 1863 eine Verordnung erlassen, „die Einführung des Turnunterrichts bei Elementar-Volksschulanstalten betreffend", in welcher es §. 2 heißt: „Es können nur Gesundheitsrücksichten auf Grund ärztlicher Bescheinigung von der Theilnahme an dem Turnunterrichte befreien."

Nun wohlan, so ist also das Turnen in Sachsen nicht etwa ein nothwendiges Uebel, eine Uebung, welche man einzelnen verkrüppelten Kindern als Heilgymnastik verordnet, und welche der erstarkte kindliche Körper in der Schule einmal zurücklassen soll, sondern das Turnen ist bei uns ein Gemeingut Aller, zuvörderst aber der Kinder, ein wesentlicher Bestandtheil der Kindererziehung überhaupt und deshalb für alle Kinder verbindlich; und wie jeder Unterrichtszweig der Schule für das künftige Leben nur vorbereitet und da seine Fortsetzung, Anwendung und rechte Ausbeute findet, so soll der Jüngling und die Jungfrau beim Austritt aus der Schule nunmehr erst recht turnen, nachdem sie in der Schule Geschick im Turnen und Freude am Turnen gelernt haben.

Das ist der Sinn der Verordnung vom 20. Mai, das die Absicht unserer Staatsregierung: und sehr übel würde es einem Jeden unter uns, der seiner Regierung treuer Mitarbeiter und Helfer, feste Stütze und Bollwerk sein will, anstehen, den Sinn dieser Verordnung nicht zu kennen oder die Absicht dieser Verordnung zu verkennen.

Diese Verordnung ist für die Volksschule gegeben! In alter Zeit turnten oder turnirten ausschließlich die Vornehmen, die Edelleute, die Freiherren, Grafen und Prinzen; der Gewerbtreibende mochte plump und gebrechlich werden unter seiner körperlichen Arbeit, der Kaufmann hinter dem Ladentisch und im Komptoir verbutten, der Beamte und Gelehrte am Schreibtisch hocken und verkrüppeln. Heutzutage heißt es für Alle: In gesundem Leib eine gesunde Seele! Frisch, fröhlich, fromm und frei — Alle, sie mögen nun in einem adligen Kadettenhaus oder in einer Volksschule ihre Bildung erhalten haben. Ein gesundes Volk will unsere Staatsregierung. Denn ist nur das ganze große Volk an Leib und Seele gesund, so hat es mit dem

Staate keine Noth, im Kleinen, wie im Großen. Will ein unbändiges Feuer die Wohnungen der Bürger verzehren, so ruft die Gemeinde ihre Feuerwehr für die Spritzenleute zu Hilfe, und kommt ein kühner Eroberer herangezogen, welcher die deutschen Throne umstürzt, so rufen die Fürsten die Landwehr und Banner für ihre stehenden Heere zu Hilfe, und es stürzt sich zum zweiten Male auf Leipzigs Ebenen der treue Landwehrmann mit dem Soldaten auf den Fremdling, um seinem Landesfürsten die geraubte Krone aus den feindlichen Bataillonen zu holen. Jedes große Verhängniß zwingt, an das ganze große Volk Berufung einzulegen, von ihm Alles zu hoffen und mit ihm Alles zu schaffen. Und wer bürgt uns je dafür, daß nicht der nächste Monat, die nächste Woche, ja, die nächste Stunde uns mit einem schweren Verhängniß heimsucht? Nehmen wir doch ja das Leben nicht weniger ernst, als es jeden Augenblick werden kann! Wieviel schwere Gewitterwolken sind in diesen Tagen über unsere Häupter gezogen; sie trugen alle das Verderben auswärts hin! So sind auch am politischen Himmel die schwersten Wolken in weite Ferne zu den Vereinigten Staaten und nach Mexiko gezogen; aber auch in nächster Nähe, im stammverwandten Schleswig-Holstein, im schönen Italien, brauste der Kriegsdonner, ach, und wie lange hat das Kleingewehrfeuer in den polnischen Wäldern und das blutige Schwingen der zum Mordgewehr ausgearteten Sense auf den polnischen Ebenen gedauert: wollen wir triumphiren, daß es bei uns immer so bleiben müsse? Nein, das wollen wir nicht; aber über Eins sollen dabei unsere schwachen Frauen und unsere hilflosen Kinder triumphiren, nachdem sie unser deutsches nationales Turnfest angeschaut haben, sie sollen triumphiren, daß diese 20,000 starken Männer schließlich doch nur ein kleiner Bruchtheil von der ganzen großen deutschen Männerkraft

waren, eine kleine fliegende Schaar von der ganzen großen deutschen Männerwehr, eine bloße Musterkarte von dem daheim gebliebenen gewaltigen Landsturm, der hinter unsern Fürsten und ihren Heeren steht. Unsere Kinder können das noch nicht einsehen, mag ihnen wenigstens die Erinnerung an das Fest in späterer Zeit zur Geisteswekung und Herzensstärkung werden; aber unsern Frauen war das Verständniß des Festes vollständig aufgegangen, was niemand besser weiß, als die Wohnungen-Sammler, wir Glieder des Leipziger Wohnungs-Ausschusses. Die Frauen haben es ganz klar herausgefühlt, daß, während das Weib mit Umsicht und Klugheit, Treue und Gewissenhaftigkeit die Güter des Lebens verwaltet und erhält und durch Anmuth, Freundlichkeit und Milde das Leben selbst verschönert, der Mann eben dieselben Güter für sich und die Seinigen zuvor erringen muß in thatkräftigem Schaffen, hartem Kampfe und, wo nöthig, in muthigem Dreinschlagen. Das sind aber nicht Dinge, die dem Manne so ohne Weiteres zuwachsen und mit ihm von selbst aufwachsen: in einem gesunden Körper zumeist wohnt ein gesunder Geist, ein kräftiger Geist, seiner selbst und seiner Aufgabe und seiner Kraft sich bewußt, zu Opfern fähig und zu Opfern bereit, und einen solchen Geist in solchem Körper der Jugend des ganzen großen deutschen Volkes und damit dem ganzen großen deutschen Volke selbst zu geben, das ist eben die Absicht der Staatsregierungen bei Einführung des Turnens in allen unsern Schulen. Denn – und das ist die herrliche Lehre, welche das hohe Kultusministerium unter dem 20. Mai 1863 den sächsischen Lehrern insbesondere gibt — weit über alle Sprache, Wissenschaft und Kunst geht des Menschen klares Selbstbewußtsein und Selbstgefühl, des Menschen freie Selbstbestimmung und Selbst-

thätigkeit, des Menschen eigne, von Schicksal und Menschengunst unabhängige Thatkraft und Selbstständigkeit.

Zweiter (92.) Brief.

Nachfeier des allgemeinen deutschen Turnfestes in der Schule.

Meine lieben Schüler! Von ganzem Herzen freue ich mich, Euch wiederzusehen, nach so langer Pause Euch wiederzusehen; denn unsere Sommerferien und die sich daranschließenden Turnfesttage haben uns in der That drei ganze Wochen lang unsern gewohnten Verkehr hier in der Schule unterbrechen lassen. Recht oft haben wir in diesen letzten Tagen, in diesen Festtagen, zum Himmel emporgeschaut, mit fragenden, forschenden, sorgenden und hoffenden Blicken, ob — ob — ob das Wetter gut sein werde, wie man zu sagen pflegt, oder, wie ich das auch oft und besser gehört habe, ob der Herrgott da droben unserm Feste gnädig sein werde, ob Er es überhaupt möglich machen, ob Er es durch einen freundlichen, schönen Himmel verschönern werde. Nun, unsere Hoffnungen sind nicht getäuscht, unsere Wünsche wunderschön erfüllt worden: der Herr wehrte gnädig den Winden und Wolken, bis der letzte Ton der Festmusik, das letzte Wort des Festredners im Freien verklungen war; da erst, nach fünf ununterbrochen schönen Tagen, brach der Gewittersturm los, der in seinem Gefolge die abendlichen Regengüsse brachte und die Festordner nöthigte, den eigentlichen Schluß des Festes, das Feuerwerk, um einen Tag zu verschieben.

Nun, auch heute blicken wir zum Himmel empor, nicht mehr hoffend und wünschend, sondern dankend, herzinnig dankend dem gütigen Vater im Himmel, daß er in diesen fünf Tagen eines unermeßlichen Festgewühles Euch Kinder vor allem Schaden bewahrt hat, wie die übrigen Festgenossen.

Habt Ihr es gehört, Kinder, wie ich gesagt habe: wie die übrigen Festgenossen? Damit habe ich Euch selbst auch Festgenossen genannt, wie die Erwachsenen sich nannten, und ich habe Euch damit eine große Ehre angethan. Aber Ihr habt das auch verdient; denn Ihr wart nicht blos müßige Zuschauer und Zuhörer bei dem Feste, sondern habt nach Kräften und mit dem besten Erfolg mitgewirkt und mitgearbeitet, daß das Fest so schön, so erbaulich, so glänzend und erhebend werden konnte, wie es geworden ist.

Am Sonnabend vor dem Feste galt es, durch eine festgeschlossene Kette auf dem Marktplatz einen großen Kreis zu bilden, in welchen die ankommenden Turnergäste ungehindert mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen eintreten konnten; wir schlossen diese Kette mit Hunderten von Kinderhändchen, und siehe da, die herbeiströmende zahllose Menge von Neugierigen hatte Achtung vor den kleinen gelben Gestalten, welche das Spalier bildeten. An den fünf Bahnhöfen waren andere Hunderte von Euch versammelt, und schon dort fanden viele von unsern lieben Gästen den Turnerknaben, der ihnen mitten im Zuge das leichtere Gepäck trug und sie später vom Marktplatz in die Wohnung geleitete. So ging es den ganzen Sonnabend bis in die späte Nacht, und als wir noch bei Fackelschein die letzten Ankömmlinge, unsere braven Oesterreicher, die sicherlich nicht fehlen durften, zur Stadt hereinbrachten, da waren noch immer genug Knaben bei der Hand, welche auch diese Gäste zu ihren Wohnungen führten.

Am Montag darauf, bei dem eigentlichen Festzug, trugt Ihr je zwei abwechselnd den Festgenossen die Standarten vor, welche den Zuschauern mit großen Buchstaben Land und Stadt der einzelnen Turnvereine verkündigten, und Ihr habt dabei redlich gekeucht und geschwitzt; denn der Tag war ein heißer Tag und der Zug ein unabsehbar langer Zug. Darnach, an der Mittwoch, wo Euch vergönnt war, mitten im Zuge eine gesonderte Schaar zu bilden, habt Ihr mir treulich geholfen, auf dem Festplatze die Männergesangvereine wiederum mit einer festgeschlossenen Kette von Kinderhändchen zu schützen; und da, in einem großen Halbkreise gelagert, habt Ihr die gewichtigen, inhaltschweren Worte vernommen, welche aus dem Munde des Dr. v. Treitschke von der hohen Rednerbühne des Steigerhauses herabfielen.

Ja wohl, ja wohl, ich habe Euch mit Recht Festgenossen genannt, Ihr habt wahrlich nicht als die Letzten an dem Feste Theil genommen, und das ist für Euch eine große Ehre; und daß Ihr Euch dabei so brav benommen habt, das macht Euch noch ganz besonders viel Ehre. Wir Erwachsene, Eure Eltern und Lehrer, die Bürger dieser Stadt und unsere vielen Gäste, wir sind mit Euch zufrieden, und ich freue mich außerordentlich, daß ich berufen, ja gewissermaßen beauftragt bin, Euch dieses Lob zu ertheilen und dieses Zeugniß auszustellen.

Es waren das auch Tage der Prüfung, wie mein verehrter Amtsbruder dahier so eben zu Euch gesagt hat, Tage einer recht praktischen Prüfung, einer Prüfung für das Leben selbst, ob Ihr die schönen Tugenden der Dienstfertigkeit und Willigkeit, der Gastlichkeit und Uneigennützigkeit, der Unverdrossenheit, Ausdauer und Treue in dem Euch anvertrauten Geschäfte gelernt hattet, und ich habe mich unendlich gefreut, daß Ihr von alle dem die besten

Proben abgelegt habt, besonders auch, daß die Perle unter allen Tugenden des Kindes, die edle, liebenswürdige Bescheidenheit, nicht fehlte: nirgends habe ich von einem unbescheidenen Knaben gehört und gesehen, oder gar von einem unverschämten, frechen Burschen, wie man wohl zu sagen pflegt.

Aber auch Tage der Erhebung waren es, wie derselbe Herr Amtsbruder vorhin zu Euch gesagt hat. Es ist doch wahrlich keine Kleinigkeit, daß Ihr Euch unter 20,000 Männern bewegen durftet, welche aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes hieher gekommen waren, uns einmal ein Bild der ganzen deutschen Nation, des ganzen edeln deutschen Volkes zu geben. Und auserlesene Leute waren es, lauter Männer, welche sich das schöne vierblättrige Kleeblatt zum Wahlspruch gemacht haben: **frisch**, **fromm**, **fröhlich** und **frei**. Diese vielgehörten und vielgesehenen, vielbesprochenen und vielbesungenen Worte Euch noch einmal auszulegen, soll jetzt meine Aufgabe sein.

Frisch und gesund will der Turner sein und bleiben, soweit das in menschlicher Macht liegt, daß er wohl, wie das erste Bild an unserer Festhalle zeigte, die Arzneiflasche mit Füßen treten kann und kräftig, wie das zweite Bild zeigte, den Fuß auf den Nacken des Löwen setzt; und in dem gesunden Leibe wird auch eine gesunde Seele, in dem kräftigen Körper ein kräftiger Geist wohnen, daß mit der Kraft sich der Muth vereint, welcher der Schlange mit nerviger Faust den Kopf zerdrückt, wie das dritte Bild an unserer Festhalle zeigte, und uns glücklich — das war ja das vierte Bild — über alle unsere Feinde triumphiren läßt.

Aber jetzt, liebe Schüler, wenn ihr von Sieg und Triumph hört, denkt einmal an den Monarchenhügel bei Meusdorf, den Ihr alle gewiß schon einmal am 18. oder

19. Oktober besucht habt: warum ist dieser Hügel so denkwürdig und schön? Dort geschah es im Jahre 1813, daß drei Fürsten, zwei Kaiser und ein König, bei der Nachricht von dem endlichen glorreichen Siege ihrer Waffen von den Pferden stiegen und auf die Knie sanken, um dem Herrn der Heerschaaren zu danken, der Alles, Alles wohl gemacht hatte. Ach, Niemand mehr, als gerade der Frische und Gesunde, der Starke und Kräftige, der Siegreiche und Triumphirende erkennt es an, daß mit unserer Kraft es bald vorbei ist, daß mit unserer Macht nichts gethan ist, daß an Gottes Segen Alles gelegen ist und wir dem Herrn unsere Wege befehlen müssen, der Alles wohl machen wird. Seht, darum ist auch gleich das zweite Turnerwort „fromm;" so recht im Sinne und nach dem Herzen von Ernst Moritz Arndt, welcher als ein guter Christ und darum auch als ein ganzer deutscher Mann so kräftig und schön singt:

Wer ist ein Mann?
Der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut.
Er zaget nicht,
Wenn Alles bricht;
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann?
Der beten kann
Inbrünstig, wahr und frei.
Denn diese Wehr
Trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Es mag sein, daß das Wort „fromm" anfangs in der vierten Stelle gestanden hat: „frisch, frei, fröhlich, fromm;" seitdem hat es aber der demüthige Sinn, der fromme Genius des deutschen Volkes an die zweite Stelle gerückt, und da ist auch sein rechter Platz. Durch dieses „fromm" wird das vorausgehende „frisch" erst auf sein rechtes Maß zurückgeführt, und nur so kann auch das dritte Turnerwort, das große und schwere Wort des Apostel Paulus in Erfüllung gehen: „Seid allezeit fröhlich!"

Ja, allezeit fröhlich: das ist für den natürlichen Menschen ein Wunder, er glaubt es nicht, er begreift es nicht; aber für den aus Gott wiedergebornen Menschen ist's eine Thatsache, eine Erfahrung, die er im Innersten seines Herzens gemacht hat, fröhlich zu sein und heiter und in seinem Gott vergnügt mitten in der Noth, mitten in Kummer und Angst, mitten in der halben Verzweiflung. O nein, er verzweifelt nicht ganz:

Es rauscht und singt in goldnem Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht!

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Ist Gott für uns, wer will wider uns sein? Der Herr ist der rechte Kriegsmann; kein Feind soll uns schrecken, kein Feind uns überwinden.

Und darum ist der Turner auch frei: frisch, fromm, fröhlich und frei, frei von heimischer und von fremder Zwingherrschaft. O, das ist hier am Schluß noch ein gar bedeutsames Wörtchen. Mitten in den Freiheitskriegen von 1813 ist die Turnerei, die deutsche Turnerei geboren; Vater Jahn, der Turnvater, begann 1808 mit der preußischen Jugend zu turnen, und 1813 ging er fast mit allen seinen Turnern unter das Lützow'sche Freikorps, das Vaterland von dem Joch der Franzosen zu befreien. Und so ist dieses „frei" gleichsam der Geburtsschein und das Taufzeugniß der ganzen Turnerei: in schwerer Zeit ist sie geboren, und ihre Taufe ist eine Bluttaufe.

Und das ist auch der Grund, warum das Turnfest von 1863, dieses unser Turnfest, eine so hohe Bedeutung erhalten hat; der letzte Tag des Festes, welcher dem funfzigjährigen Andenken an die Völkerschlacht von Leipzig gewidmet wurde, war im Grunde doch der vornehmste Tag. Auch im Jahre 1813, vor nunmehr 50 Jahren, waren

alle deutsche Völkerstämme bei Leipzig versammelt; aber leider! leider! nicht einträchtig standen sie beisammen und brüderlich vereint, wie jüngst auf dem Festplatze der Turner vor dem Zeitzer Thore, sondern Deutsche fochten dazumal gegen Deutsche in den Schlachtreihen des fremden Eroberers. Leider gab es dazumal kein fröhliches Jauchzen und Jubeln auf den Feldern bei Leipzig, sondern es war das Stöhnen und Aechzen der Verwundeten und Sterbenden; keine Festmusik, sondern Schlachtmusik; keine Böllerschüsse, um die ankommenden Festgenossen zu begrüßen, sondern lautbrüllender Kanonendonner, um die Reihen der Fechtenden zu lichten; keine saubern Fahnen in frischen, glänzenden Farben, wie jüngst, sondern vom Pulverdampf geschwärzte und von Kugeln zerfetzte Fahnenstücke; in der ersten Bürgerschule nicht friedliche „Massenquartiere," wie unser Festausschuß sie dort und in unserer vierten Bürgerschule hier eingerichtet hatte, sondern „Soldaten-Einquartierung" und zum guten Theil Lazareth und Spital, und während hier bei uns das auf die Schulhöfe geworfene Stroh vor und nach dem Feste den Kindern zu Spiel und Kurzweil diente, setzte man damals nur mit Grauen und Schaudern den Fuß auf das aus den Massenquartieren der Soldaten herausgeworfene Stroh, und Väter und Mütter, welche vielleicht mit ihren Kindern aus der Vorstadt in das Innere der Stadt geflüchtet waren — wie es mir selbst als fünfjährigem Knäblein in den Augusttagen von 1813 in Dresden erging — Väter und Mütter riefen ihren Kindern warnend zu, auf diesem Stroh nicht auszugleiten, denn Blut, das Blut der armen Verwundeten klebte in Masse daran!

Seht, meine Kinder, Krieg, blutiger Krieg und tiefe Herabwürdigung, Schmach und Noth war damals vor funfzig Jahren die bittere Frucht der Zwietracht und Eifer-

sucht unter den deutschen Völkerstämmen, und daß solche Zeiten niemals wiederkehren sollen, darum haben sich in diesen Tagen auf den Schlachtfeldern von Leipzig in friedlicher, freundlicher Weise die Turner aus allen Gauen Deutschlands versammelt, haben hoch über all den einzelnen kleinen Fahnen die große schwarz-roth-goldne Fahne wehen lassen, zum Zeichen, daß sie alle, alle ein einiges großes gemeinsames Vaterland anerkennen, haben sich unter dieser Fahne ein freudiges „Gut Heil" zugerufen, zum Zeichen, daß nur aus solcher Verbrüderung Heil und Segen für das gespaltene und zerklüftete Deutschland kommen könne; und als ob dieses herrliche Schauspiel die Herzen unserer Fürsten gerührt und sie zur Nacheiferung gereizt hätte, so wollen — hört es, Kinder, hört die große Neuigkeit des Tages! — so wollen nächsten Sonntag alle deutsche Fürsten in der ehrwürdigen Reichsstadt Frankfurt a./M. zusammenkommen, um sich persönlich und mündlich über eine Neugestaltung des alten deutschen Bundes zu vereinigen.

Nun, o Herr, Du, von dem alles Heil, auch das Gut Heil der Völker und Fürsten kommt, gib Du zu alle dem Deinen besten, gnädigen, himmlischen Segen, sprich Du zu alle dem, was jüngst gesprochen worden ist und noch gesprochen werden wird, Dein Ja und Amen! Was die Völker auf dem Festplatze bei Leipzig begonnen haben, laß es die Fürsten in Frankfurt vollenden; gib den Fürsten edle, fürstliche Gesinnungen, gib den Königen königliche Gedanken, daß unter ihrem Scepter wir Deutsche endlich einmal wieder ein großes einiges und starkes Volk werden; und sollte es bei Dir, Vater im Himmel, in Deinem ewigen Rathschluß bestimmt sein, daß unsere Wünsche und Gebete heut noch nicht erfüllt würden, ach Herr, so gib, daß das, was den Vätern heut versagt ist, wenigstens dereinst in glücklicherer Stunde diesen Kindern bescheert sei! Amen.

Dritter (93.) Brief.

Die Privatschulen oder sogenannten Institute.

Bekanntlich waren Aug. Herrm. Francke und Pestalozzi, Salzmann, Campe und Basedow, Wichern und Fröbel nur Privatschuldirektoren, und wenn man es sich jemals irgendwo zur Aufgabe machen will, „die Institute gänzlich abzuschaffen", so heißt das mit andern Worten, man wolle dergleichen Männer für alle Zukunft unmöglich machen. Werden sich Halle und Hamburg, Burgdorf und Iferten, Schnepfenthal, Dessau und Keilhau die Namen der oben genannten Männer so ohne Weiteres nehmen lassen? Und wenn noch jüngst Leipzig durch sein „Gesammtgymnasium", das doch auch ein bloses Institut ist, ein ganzes Kapitel in Schmidt's Geschichte der Pädagogik erobert hat, wird es solche Eroberungen gleichgiltig wiederaufgeben? Oder wie sind denn Heinicke und Zeune in Deutschland, und de l'Epée und Hauy in Frankreich für die Taubstummen und Blinden zu Wohlthätern geworden? In städtischen Schulen, oder in Privatschulen? Und waren nicht die ersten deutschen Realschulen, von Hecker in Berlin und von Vogel in Leipzig gegründet, anfangs Privatunternehmungen dieser Männer? Haben es Bell, Lancaster und Hamilton, von Rochow und Stoy weiter, als bis zu Privatschulen, gebracht?

Aber hören wir auch, was z. B. der zuletzt genannte Stoy in seiner klassischen „Encyclopädie der Pädagogik" in dieser Beziehung schreibt:

„Gesunde Institute sind individuelle Inkarnationen pädagogischer Ideen. Zeiten geistiger Bewegung und idealer

Anregung waren immer fruchtbar an derartigen Anstalten. Ein weises Schulregiment wird sie als pädagogische Vorhut anerkennen und benutzen. Romanischen Zentralisations- und Uniformirungsgelüsten werden sie und müssen sie ein Greuel sein. Innerhalb des germanischen Wesens aber werden sie immer die verdienten Sympathien finden. Sie werden Exponenten des didaktischen Fortschritts sein und der eigentliche Herd des pädagogischen Interesses, welches von da aus in weitere Kreise ausströmen wird."

„Daher findet man einen richtigen und unzweideutigen Maßstab für die wahre Gesinnung des Regiments gegen die Jugendbildung in der Art und Weise, wie die freien Schulanstalten, die Institute, und die in dieser Richtung wirkenden Personen behandelt werden. Die Förderung des Francke'schen Pädagogiums und die Gründung von gleichartigen Waisenanstalten durch Friedrich I. von Preußen, die kräftige Unterstützung der Realschule Hecker's durch Friedrich Wilhelm I., die großartige Hilfleistung zu Basedow's Philanthropin durch den edeln Leopold von Dessau, die freie, schöne Theilnahme, welche Friedrich Wilhelm III. von Preußen erst den beiden Menschenfreunden Herbing und Rochow, und dann Pestalozzi und einzelnen in seinem Geiste wirkenden Anstalten und Personen bewies, sind hier redende Beispiele. Auch das katholische Oesterreich ist nicht arm an ähnlichen Zeugnissen. Die ehrenvolle Berufung Felbiger's durch Maria Theresia, die durch dieselbe große Kaiserin ausgesprochene Anerkennung des in kleinem Kreise wirkenden Kindermann, welchen die spätere Geschichte als geadelten Pädagogen unter dem Namen von Schulstein aufführt, und andere Thatsachen gehören hieher."

Soweit Stoy. Also nicht die Institute vernichten,

sondern ihre ächt pädagogischen Bestrebungen fördern, das ist ein Segen für das Land, das ist ein Ruhm für eine Stadt! Derselbe Stoy sagt deshalb weiter:

„Gesetzt, es sei für eine öffentliche Anstalt die rechte Persönlichkeit des Direktors gefunden, wie oft wird er in seinem frischesten Laufe sich aufgehalten, bekämpft, zum Aufgeben genöthigt sehen, weil seine besten Absichten ihrer Neuheit wegen gar nicht oder falsch verstanden wurden! Hier liegt also ein Vorzug der freien Anstalten, der sogenannten Institute. Sie werden früher und leichter den ächten Forderungen der Pädagogik genügen können; es wird gleichsam die Seele ihren Leib und ihre Organe sich formen können."

„Jede Schulanstalt ist ein Individuum, bedarf daher freien Raum zu ihrer Entfaltung, und das Schulregiment würde durch aufgedrungene Uniformirung dem organischen Leben schweren Eintrag thun."

„Darnach läßt sich auch leicht begreifen, daß Gewaltmaßregeln auf dem Gebiet der Schule nach dem ganzen Charakter dieser Anstalt wohl auf die Oberfläche, aber nicht leicht in das Innere wirken werden, ja, daß sie durch die stille Opposition, welche in den Lehrer- und Familienkreisen fortglimmen wird, den beabsichtigten Bau untergraben helfen."

Soweit wiederum Stoy. Es ist sehr charakteristisch, daß die Geschichte der Pädogogik für die „Institute" die Benennung „freie Anstalten," und für die „öffentlichen Schulen" den Namen „unfreie Anstalten" allgemein anerkennt; und nur ein höchst bedauerliches Mißverständniß kann da obwalten, wo gerade die eifrigsten Vertreter der politischen, wissenschaftlichen und religiösen Freiheit es als ihre Aufgabe aussprechen, wo möglich alle unsre Institute in „unfreie Anstalten" zu verwandeln.

Wo die Unfreiheit der öffentlichen Schulen, wie in Rußland, Frankreich und Oesterreich, bis zum Schulbücher- und Methodenzwang gesteigert ist, da sind die „Institute“ das einzige und ebendeshalb ganz allgemeine Gegengewicht; die konstitutionellen und protestantischen d. h. politisch und religiös freien Staaten gewähren entweder gesetzlich, oder alter Ueberlieferung gemäß, oder auch nur gleichsam instinktmäßig ihren öffentlichen Schulen eine solche Freiheit, daß es dieses Gegengewichts nicht bedarf und die „Institute“ ganz von selbst von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmelzen. Im Jahr 1831 hatte Leipzig 16 Institute, im Jahr 1861 nur noch 8. Soweit hatte es die „Allgemeine Bürgerschule“ in Leipzig unter Vogel's freisinniger Leitung, ohne daß irgend Jemandem wehe gethan wurde, ganz von selbst gebracht!

Dies ist der einzig richtige Weg, die „Institute“ abzuschaffen; jeder andere Weg läuft auf Unnatur und Unfreiheit — das Grab aller Wissenschaft und Kunst — hinaus!

Vierter (94.) Brief.

Von den Schulaufgaben für das Haus.

In vielen Familien sieht man Nachmittags der Ankunft der Kinder aus der Schule mit einem heimlichen Grauen und Schauder entgegen; denn nun geht sofort der Jammer an. Nachdem die Kinder den letzten Bissen ihres Vesperbrodes kaum hinabgeschluckt haben, schreien und wehklagen sie über ihre Uebersetzungen, Stylübungen und Exempel, über ihre Sprüche und Gesangbuchverse, über

ihre Diktate und Reinschriften, und wie die Aufgaben alle heißen mögen. Im ganzen Hause wird förmlich Alarm geschlagen, und je nach dem Stande der Familie eilen dann auch die Helfershelfer und Helfershelferinnen herbei, bei den Einen Hauslehrer und Gouvernante, bei Andern Vater, Mutter und Geschwister, wiederum bei Andern Kammerjungfer, Köchin und Kindermädchen, und bei noch Andern sogar die Gehilfen und Lehrjungen des Vaters: kurz, geholfen muß werden, das Kind macht nun einmal nichts allein; und es kann in der That die Frage — wie sie mir wirklich vorgekommen ist — gerechtfertigt erscheinen, warum nur eigentlich das Kind in die Schule geschickt werden, da täglich noch 2 bis 3 Personen zu Hause mit ihm studiren müssen. Hier muß nun irgendwo ein Fehler liegen, dem man abzuhelfen hat; denn auf diese Weise wird nicht blos dem Elternhause eine unerträgliche, zuweilen selbst kostspielige Last auferlegt, sondern es wird auch den Kindern die schöne, harmlose Kindheit und Jugend ganz und gar verbittert.

Um der Sache auf den Grund zu kommen, untersuche man deshalb,

A. ob das Kind die Aufgaben allein nicht machen könne, oder

B. ob es sie allein nicht machen wolle.

Wenn das Kind die Hausaufgaben nicht allein machen kann, so hat dies heutzutage gar nicht selten seinen Grund darin, daß die Schule ihr ganzes Schulziel und im Einzelnen die Klassenziele zu hoch gesteckt hat. Unsere Zeit hat es in sehr vielen Dingen sehr weit gebracht, und so fordert sie in der That auch viel von denen, welche es einmal in der Welt vorwärtsbringen sollen: deshalb haben aber auch manche Schulen gemeint, sie müßten mit den zehnjährigen Kindern schon das betreiben, was man sonst

erst den vierzehnjährigen zumuthete; und fängt einmal ein solches Vorgreifen und Uebergreifen in einer sogenannten „gehobenen“ Schule an, so werden mit einem Male auch ganze Dutzende von Familien in die oben beschriebene peinliche Lage versetzt, daß nemlich die Erwachsenen den Kindern ihre Schulaufgaben machen müssen. Hier gilt es nun, die aufsichtführende Schulbehörde von diesem schlimmen Uebelstande in Kenntniß zu setzen.

In andern Fällen ist es nur eine einzelne Familie, welche diese Noth hat, und dann fragt es sich, ob diese Unfähigkeit des Kindes eine unverschuldete ist, oder nicht. Unverschuldet nenne ich nemlich die Unfähigkeit des Kindes, seine Schulaufgaben allein zu machen, wenn es durch ein Versehen der Lehrer in einer allzu hohen Klasse sitzt. Man bitte einfach um Zurückversetzung des Kindes, und Alles ist in Ordnung.

Schlimmer ist es, wenn das Kind in einer seinen Kräften durchaus angemessenen Klasse sitzt, aber, weil es in der Schule nicht aufmerkt, deshalb nicht im Stande ist, seine Schulaufgaben allein zu machen. In diesem Falle darf man das Kind nicht in eine niedrigere Klasse setzen, noch viel weniger aber ihm zu Hause helfen, weil dadurch das Uebel nur immer schlimmer wird. Man kann (vgl. Band II. S. 240.) hier kühn sagen: Die großartigsten Eselsbrücken geben die Eltern selbst ihren Kindern, wenn sie ihnen bei Anfertigung ihrer Schularbeit entweder selbst helfen oder ihnen sogenannte Repetitoren, Instruktoren, Informatoren, Hofmeister und Hauslehrer halten. Sie drehen sich in diesem Falle, wie so oft bei der Erziehung, in einem höchst verderblichen Zirkel herum: der liebe Sohn oder die liebe Tochter merken in der Lehrstunde nicht auf, weil sie wissen, daß zu Hause der zärtliche Freund in der Noth ihrer wartet, der dafür sorgt, daß die morgende

Hausaufgabe zu Stande kommt, beziehentlich in die Feder diktirt wird; und umgekehrt kann dieser unglückselige Nothnagel nicht entbehrt werden, weil der liebe Sohn oder die liebe Tochter in der Schule nicht aufmerken. Ist das nicht ein vollständiger Zirkel? Ja, ich habe einen Knaben gekannt, welcher eine öffentliche Schule besuchte, früh nach dem Schluß der Schule mit einigen andern Kindern einen besonders bezahlten Nachhilfe-Unterricht in der Schule genoß und Nachmittags nach dem Schluß der Schule wiederum bei demselben Lehrer häuslichen Nachhilfe-Unterricht hatte. Man bilde sich selbst ein Urtheil über das arme träumerische Kind, welches von seinem Peiniger, Lehrer genannt, von früh 7 Uhr bis Nachmittags 6 Uhr ununterbrochen herumgezerrt wurde. Und hieß dies nicht, das Kind ganz systematisch zum Träumer machen? In der öffentlichen Lehrstunde mit 60 Kindern merkte das Kind nicht auf, weil es wußte, es habe um 11 Uhr mit noch 22 andern Kindern in der Klasse Wiederholungsstunde, und da war es wiederum unaufmerksam und faul, weil Nachmittags um 4 Uhr derselbe Lehrer zu ihm auf's Zimmer kam und sich zu dem gnädigen Prinzen ganz allein hinsetzte, um ihm nun gleichsam löffelweise die Weisheit in den Mund zu gießen oder mit Gewalt in den Mund einzuflößen. So kann schlechterdings nichts aus den Kindern werden; man verweichlicht sie durch seine Nachgiebigkeit, und bei dieser Verweichlichung werden aus Kindern, die ihre Aufgaben nicht allein machen konnten, nach kurzer Zeit solche, welche sie gar nicht allein machen wollen. Ich erinnere mich, von einem meiner Schüler, der wegen einer versäumten Hausaufgabe nach der Schule im Arrest bleiben mußte, ungefähr nach einer halben Stunde, wo er bequem fertig sein konnte, auf meine Fragen folgende Antworten erhalten zu haben: „Warum hast du deine Aufgaben jetzt nicht

gemacht?" „Ich mache sie erst zu Hause." „Warum das?" „Weil mir da mein Vater hilft." Hier nützte also nicht einmal der Arrest etwas, so lange diesem faulen Esel nicht die thörichte Eselsbrücke im Rücken abgebrochen wurde. Hört die häusliche Nachhilfe auf, so wird das Kind schon in der Schule aufmerksam, seine Gedanken sammeln und das zur Schulaufgabe Nöthige im Gedächtniß mit nach Hause bringen; und es zeigt sich hier recht deutlich, daß wir oft, sehr oft, indem wir dem Kinde einen Gefallen zu thun glauben, ihm den allerschlechtesten Dienst erweisen.

„Selber ist der Mann," das muß jedes Schulkind vor Allem in seiner Schule lernen, indem es da das Nöthige sich merkt und einschärft, um zu Hause ganz auf eignen Füßen zu stehen und aller Krücken entbehren zu können. In den untersten Klassen läßt vielleicht der Lehrer noch alles Schriftliche in der Schule unter seinen Augen arbeiten, damit die Kinder erst lernen, wie man solche Dinge herstellt; aber schon in den mittlern Klassen läßt er auch schriftlich zu Hause arbeiten; doch er wägt da mit der größten Vorsicht die häuslichen Aufgaben seinen Kindern zu, kann sie gar nicht klein genug erfinden, wendet hier vor Allem die kalkulirende d. h. klüglich berechnende Methode an, die wenig oder gar nichts wagt, sondern ruhig und bedächtig den rechten Fuß erst sicher auftreten läßt, ehe der linke Fuß sich fortbewegen darf; er bereitet Alles in der Schule mündlich vor, ja, er läßt an seiner großen schwarzen Wandtafel die ganze häusliche Aufgabe zur Probe einmal vorarbeiten, daß jedes Kind sie bequem zu Hause nacharbeiten kann. Dann aber müssen auch die Eltern seiner Schulkinder nicht durch unzeitige Einmischung und Nachhilfe den ganzen Erfolg vereiteln. Die Aufgabe war so, daß sich das Kind dabei vor einem gewissen Fehler in Acht nehmen mußte: da kommt der ältere Bruder und schreibt

im Nu das Richtige hin; kann das Kind so Achtsamkeit und Vorsicht lernen? Die Aufgabe war so, daß sich das Kind einige neue Beispiele für eine gegebene Regel ausdenken mußte: da kommt die ältere Schwester und diktirt ihm flugs mehr Beispiele sogar, als es braucht, in die Feder; kann da das kleinere Kind selbstdenkend und erfinderisch werden? Die Aufgabe war so, daß das Kind ganz allein sie lösen und seine eigne, gutgearbeitete Waare zu Markte bringen konnte, und nunmehr bringt es untergeschobene, fremde Waare, lernt, bei den Andern um Beiträge zu seiner Aufgabe betteln oder gar, ganz nach Bettler-Art, diese Beiträge aus den Heften seiner fleißigen Mitschüler stehlen: und dies Alles, weil man es durch thörichtes Nachhelfen zur Faulenzerei, Bettelei, Lüge und Unredlichkeit verführt hat. „Selber ist der Mann," predigt die Schule, indem sie kleine Aufgaben gibt, welche jedes Kind selbst und allein fertigen kann; und „Ehrlich währt am längsten," soll das Elternhaus den Kindern predigen, indem es jede Beihilfe bei den Schulaufgaben für Lug und Trug erklärt und ebendeshalb verweigert. Sehr wahr sagte unser Thomas aus Leipzig in der Lehrerversammlung zu Mittweida: „Die häusliche Beschäftigung unserer Schulkinder ist nicht blos deshalb nothwendig, um die Kinder „tüchtig einzuüben, sondern auch in sittlicher Hinsicht. Es „ist dies eine unerläßliche Bedingung, wenn ein Mensch „treu in Erfüllung aller seiner Pflichten werden soll. Wir „haben ganz besonders darauf zu achten, daß unsere Kinder „zu solcher Treue in der Pflichterfüllung erzogen werden. „Ich habe," fuhr er fort, „in meiner ziemlich langen Amts„erfahrung stets gefunden, daß der Schüler, welcher treu„lich und gewissenhaft zu Hause für seine Schule arbeitete, „ein tüchtiger Mann geworden ist, und ebenso habe ich

„den spätern Bummler schon in seiner Jugend an seinen „Arbeiten erkannt.“

Ja, was nützen die größten Anlagen und die schönsten Talente, wenn der Mensch dabei nicht arbeiten gelernt hat, tüchtig arbeiten, unverdrossen arbeiten, willig und gern arbeiten? Ohne solche Arbeit zersplittern sich gewöhnlich die besten Kräfte des Kindes, nutzen sich die schönsten Talente des Jünglings ab, und der hoffnungsvollste Knabe wird einmal ein Alltagsmensch, vielleicht gar ein träumerischer Faulenzer, ein toller Abenteurer, ein verwildertes Genie. Oder was nützen die größten Anlagen und die schönsten Talente, wenn nicht der Mensch dabei treu und ehrlich ist, wenn er, wie er auf der Schulbank den Lehrer mit gestohlner Schularbeit betrogen hat, so in der großen Welt einmal seine Kunden mit falscher Waare bedienen will?

Das ist also der Grund, warum die Schule nicht alle ihre Aufgaben in der Schule machen läßt, und warum sie zu den 5 bis 6 täglichen Lehrstunden nicht eine Arbeitsstunde als sechste oder siebente Stunde hinzufügt, was ja doch, obschon nicht ohne Opfer für den Lehrerstand, auszuführen wäre. Die Schulen für vornehmer Leute Kinder thun es auch wirklich und halten nach den Lehrstunden täglich noch Arbeitsstunden unter Aufsicht der Lehrer, damit die reichen Leute für das viele Geld, das sie zahlen, zu Hause keinen Verdruß mit ihren Kindern haben. Aber wer sich nicht auch einmal über seine Kinder ärgern will, verdient gar nicht, daß er gute Kinder hat. Wenn es auch einmal über eine Schulaufgabe einen Verdruß gibt, indem sie z. B. schlecht gemacht worden ist und nun Schularrest oder sonst eine Strafe erfolgt, so muß man das hinnehmen und ja nicht deshalb sogleich Arbeitsstunden in der Schule verlangen, in denen das Kind wohl die Aufgaben fertig bringt, aber unselbst-

ständig, characker- und willensschwach bleibt. Nein, die Schule soll einmal des Tages das Kind vom Gängelband und Leitseil loslassen, soll es allein arbeiten lassen; und es müssen ihm 5 Zeilen freiwillige eigne Hausarbeit lieber sein, als 20 Zeilen unter den Augen des Lehrers gefertigte Züchtlingsarbeit. Solche Zwangsarbeit ist und bleibt auch den Kindern widerlich; und wenn der aufsichtführende Lehrer tüchtig mithilft, indem er sich bei dem vielleicht gar nicht überladenen Karren zum Vorspann macht, so läuft er bei gutgearteten Kindern sogar Gefahr, darob gehaßt und verachtet zu werden. Sie wollen ihre Sache selbst machen. Ich erinnere mich, daß einmal ein Mädchen hinter dem Rücken des Lehrers, der ihr ohne viele Umstände die Schulaufgabe fertig in das Arbeitsheft schrieb, die Faust ballte und mit dem Fuße stampfte. Solche gutgeartete Kinder können ebenso in Zorn gerathen, wenn der Lehrer es einmal vergißt, ihnen eine Aufgabe mit nach Hause zu geben. Die Kinder sind gewohnt, täglich eine solche Aufgabe zu erhalten, weil der Lehrer meint, an 6 Tagen eine kleine Aufgabe sei besser, als an 2—3 Tagen eine große Aufgabe; und nun begegnet es ihm einmal, daß um 4 Uhr, nachdem er mit seiner Klasse zum Schluß sein Sprüchlein gebetet hat, die ganze Klasse sich wie ein Mann erhebt und spricht: „Aber Sie haben uns ja heute nichts aufgegeben!“ Das Unglück! Nun, in diesem Falle wird der Lehrer schnell noch aus dem Stegreife eine Kleinigkeit ihnen zu thun geben oder, besser noch, fragen: „Ja, was könntet Ihr denn zu Hause machen?“ und es finden sich dann nicht selten einige kluge Köpfe, welche irgend eine ganz allerliebste Aufgabe in Vorschlag bringen. Gewöhnlich greifen jedoch die guten Kinder zu hoch und wählen zu schwer, so daß der Lehrer ihren Pflichteifer mäßigen muß, um nicht nächsten Tag schlechte Arbeiten zu bekommen. Am

größten ist die Bestürzung der Klasse, wenn der Lehrer es einmal vergißt, das Diktat, nach welchem die Kinder in der Klasse versetzt werden, ihnen Tags zuvor anzusagen; dann macht es den allerschlimmsten Eindruck, wenn der Lehrer sagt: „Ich will diesmal das Diktat um einen Tag verschieben;" oder: „Das Diktat mag in dieser Woche einmal ganz wegfallen." Damit ist den Kindern gar nicht gedient: sie sind gewohnt, z. B. am Donnerstag das Diktat zu Hause einzustudiren, am Freitag das Diktat zu schreiben und am Sonnabend darnach versetzt zu werden. Also drei wichtige Tage, ein Studirtag, ein Diktirtag und ein Versetzungstag, und solche Tage lassen sich die Kinder nicht nehmen, ja sie wollen sie nicht einmal verschieben lassen. Nein, nein, bei mir kehren sie auch regelmäßig in jeder Woche wieder, damit das Kind schon in der Schule lernt: „Leben ist Streben," wie der selige Direktor Vogel als seinen Wahlspruch unter sein Bildniß gesetzt hat. Ja, Leben ist Streben, Vorwärtsstreben, Wetteifern und Kämpfen. „Muß doch der Mann einmal hinaus ins „feindliche Leben, muß wirken und streben, und pflanzen „und schaffen, erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen."

So unser Schiller, so jede gute Schule!

Aber wie erstreben, erringen und erjagen denn unsere Kinder ihre guten Plätze in der Schule? Ist's nicht durch häuslichen Fleiß bei der Vorbereitung auf das Diktat, beim sogenannten Einstudiren des Diktates? Es heißt Band l. S. 140: „Man sage die zu diktirende Stelle Tags „zuvor an, und sogleich ist die Partie für Alle gleich; nur „die häusliche Vorbereitung auf das Diktat wird sehr „ungleich sein, nemlich kurz und leicht für die Starken und „Tüchtigen, aber lang und schwer für die Schwachen und „Untüchtigen". Das ist außerordentlich wichtig. Vergegen=

wärtigen wir uns den ganzen Vorgang noch einmal: der Lehrer gibt z. B. einer Mittelklasse jeden Donnerstag ungefähr 6 Druckzeilen zum Einstudiren auf, diktirt diese Zeilen am Freitag, zählt bei der Verbesserung des Diktats die Fehler und setzt nach der Zahl der Fehler am Sonnabend seine Kinder. Sollte ein schwaches, träges, ehrvergeßnes Kind nicht einmal an einem solchen Donnerstag sich sagen: „Nein, so darf es doch nicht mit mir „ewig bleiben, ich muß mich doch einmal ein wenig hinauf„arbeiten, ich brauche ja nur heute zu Hause ordentlich „zu studiren". Dieses „zu Hause", das ist hier die Hauptsache; „zu Hause" d. h. freiwillig und ohne die Peitsche des Sklavenaufsehers. Nun wohlan, das Kind studirt wirklich einmal ernstlich seine Sache ein, schreibt die schweren Wörter zehnmal ab, denkt über das t in „entlaufen" und über das d in „endlich" einmal ordentlich nach, sammelt auch Tags darauf, während der Lehrer diktirt, alle seine Gedanken zur gespanntesten Aufmerksamkeit: ist das nicht ein ungeheurer Fortschritt zum Guten, ist das nicht der von Eltern und Lehrern langersehnte gute Wille des Kindes, ist das nicht das langvermißte Fünkchen von Ehrgefühl, das nur weiter angefacht zu werden braucht, um aus dem entarteten Kinde einen Menschen werden zu lassen, der auf Ehre und guten Ruf unter seines Gleichen hält, sich seinen Platz, wie hier in der Schule, so in der großen Welt einmal durch tüchtige, unverdrossene und ehrliche Arbeit verdient; ist das nicht eine wirklich sittliche That des Kindes, eine sittliche Handlung, d. h. eine gute Handlung, deren es sich vollständig zuvor bewußt war, die es sich fest vornahm und mit Muth, Ausdauer und Willenskraft vollführte? Ja wohl, das ist es, und eben darauf hin muß die Schule bei ihren Kindern arbeiten. Es liegt außerordentlich viel daran, die Kinder schon auf der Schul-

bank lernen zu lassen, wieviel der Mensch vermag, wenn er einmal seinen ganzen Willen und seine ganze Kraft zusammennimmt. Denn weit über alle Sprache, Wissenschaft und Kunst geht des Menschen klares Selbstbewußtsein und Selbstgefühl, des Menschen freie Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit, des Menschen eigne, von Schicksal und Menschengunst unabhängige Thatkraft und Selbstständigkeit.

Fünfter (95.) Brief.

Feier des Konstitutionsfestes in der Schule.

(Im Jahre 1861).

Hochgeehrte Herren! Liebe Schüler und Schülerinnen! Es sind heute gerade dreißig Jahre, seitdem unser Vaterland Sachsen eine Konstitution d. h. eine Verfassung erhielt, und wenn seit jener Zeit an jedem 4. September dieser Tag als Konstitutionsfest, nicht als bloser Konstitutionstag, begangen worden ist, so verdient der heutige 4. September ganz besonders eine solche Feier. Dreißig Jahre nennt man ein Menschenalter, ein Geschlecht, eine Generation; und so hätte also heute unsere Verfassung ein ganzes Menschenalter im Rücken, wäre ein ganzes Menschengeschlecht alt.

Was soll dies aber heißen? fragt ihr Kinder. Wie so sind dreißig Jahre ein Menschenalter?

Ich kann euch dies am besten auseinandersetzen, wenn ich euch beispielsweise erzähle, was ich vor nunmehr 31 Jahren ungefähr um dieselbe Zeit erlebt habe.

Damals, im Jahre 1830, an einem Herbsttage kam auch in die ländliche Erziehungsanstalt, in welcher ich Lehrer war, die Kunde, es habe sich unser allergnädigster König Anton bewogen gefunden, seinen Sachsen eine Verfassung zu verheißen, eine Konstitution, wie es deren zu jener Zeit in Deutschland schon einige gab. Der Direktor jener Anstalt war von dieser frohen Botschaft so ergriffen, daß er beschloß, die Worte des gütigen Königs aus dem vorliegenden Zeitungsblatte den Zöglingen feierlichst vorzulesen, obschon er sich selbst sagen mußte, daß sie von dem, was eine Verfassung, was eine Konstitution sei, wenig oder nichts verstehen würden. Es galt eben nur, einen lebhaften Eindruck auf die kindlichen Gemüther zu machen und sie wenigstens fühlen zu lassen, daß sie alle Ursache hätten, sich mit den Erwachsenen zu freuen. Deswegen nahm der Direktor jener Anstalt, der als ein alter Major außer Dienst bei feierlichen Gelegenheiten den Donner des Geschützes noch sehr liebte, seine alten Pistolen, lud sie ganz harmlos mit ein wenig Pulver und gab diese kleinen Donnerbüchsen uns Lehrern in die Hand. Darnach rief er sämmtliche Zöglinge in den Garten, las ihnen mit großem Feuer die königlichen Worte vor, und als er zum Schluß dem gnädigen Landesfürsten ein lautes Lebehoch brachte, stimmten die Zöglinge begeistert ein, und wir Lehrer schossen die bereitgehaltenen Pistolen in die Luft ab. Das sind jetzt 31 Jahre: jene Knaben von 10 bis 12 Jahren sind zu Männern herangewachsen, und Viele von ihnen, wenn sie heute bei der Parade als Kommunalgardisten mit dem Gewehr in der Hand, oder beim Festmahle mit dem Becher in der Hand das Konstitutionsfest feiern, erzählen vielleicht ihrem Nachbar im Gliede, wenn Los kommandirt worden ist, oder ihrem Nachbar bei Tische, daß sie sich auf das Jahr 1830, auf die erste Verkündigung

der verheißenen Konstitution sehr wohl noch erinnern könnten, und daß ihnen jene unerwarteten Freudensalven ihrer Lehrer heute noch in den Ohren klingen; daß sie damals noch nicht recht gewußt hätten, warum sie Vivat riefen, daß sie aber heute, in ihrem 40. oder 41. Jahre, gar wohl wüßten, warum sich damals das ganze Sachsenvolk so gefreut hätte; denn lautredend sprächen die Segnungen der Konstitution in der Blüthe des lieben Vaterlandes.

Und nun, liebe Kinder, wißt ihr auch, was ein Menschenalter bedeutet, und was es sagen will, wenn man heute rühmt, unsere Konstitution sei ein ganzes Menschenalter nunmehr alt. Es will sagen, daß diejenigen, welche damals große oder kleine Knaben waren, ein Menschenalter vorgerückt d. h. in das Mannesalter eingerückt sind. In der That sind selbst diejenigen Knaben, welche im September 1831, als die verheißne Verfassung wirklich ins Leben trat, geboren wurden, als konstitutionelle Staatsbürger aufgewachsen; und wir ältern Lehrer, die wir dieses konstitutionelle Geschlecht großgezogen haben, freuen uns heute, daß die beste Kraft des Landes, die Männer von 20 bis 40 Jahren, eine andere als konstitutionelle Regierung gar nicht kennen, sich in diese Regierungsform während ihrer Jugend hineingelebt haben und von ihr auch nimmer wieder lassen wollen.

Aber das sollt auch ihr, lieben Kinder! Auch ihr Knaben sollt einmal treue konstitutionelle Staatsbürger werden, und selbst ihr Mädchen sollt einmal wissen, daß Sachsen an seiner Verfassung ein großes Kleinod besitzt, das zu wahren den Männern wohl ansteht, so unbequem es auch oft für die Männer sein mag, den Dienst der Kommunalgarde zu versehen; denn auch die Kommunalgarde, diese Wächterin der Verfassung, rief gleichzeitig damals der unvergeßliche Prinz Mitregent Friedrich

August ins Leben, indem er seinen treuen Sachsen mit den schönen Worten: „Vertrauen erweckt Vertrauen", die Waffen in die Hände gab.

Damit ihr also alle unsere Verfassung schätzen lernt, ruft euch die Schule jeden 4. September hier im Saale zusammen, um wenigstens die ersten bleibenden Eindrücke von dem, was eine Verfassung ist, in euch zurückzulassen; das eigentliche Verständniß von der Sache muß freilich einer viel spätern Zeit vorbehalten bleiben.

Deshalb werde ich denn auch heute nur eine Frage hier beantworten, wie sie jedes denkende Kind am heutigen Tag aufwerfen könnte, die Frage nemlich:

Hat denn ein Staat, ehe er eine solche Konstitution oder Verfassung erhält, gar keine Form und Gestalt gehabt, so daß man sagen darf, er hat nunmehr erst eine Verfassung?

Das Wort Verfassung wird auch in vielen andern Fällen gebraucht, ja, man kann von jeder Sache in der Welt sagen, daß sie in dieser oder jener, in guter oder schlechter Verfassung sei; man spricht z. B. sehr oft von einer Gemüthsverfassung und meint damit einfach einen bestimmten Zustand des Gemüths, seien es nun angenehme oder unangenehme Empfindungen, die unser Herz erfüllen. Und so haben sicherlich auch alle Staaten, selbst ehe sie eine Konstitution oder Verfassung erhielten, eine Form und Gestalt gehabt, wie sie durch die Gesetze und Einrichtungen dem einzelnen Staate gerade aufgeprägt wurde: wie also sollte ein solcher Staat keine Verfassung gehabt haben?

Auf diese kindliche Frage wollen wir sogleich einen der berühmtesten Monarchen Europa's antworten lassen. Ein König von Frankreich sagte nemlich einmal ebenso kindlich wie naiv: „Der Staat, das bin ich!" und er würde, wenn es die Sprache seines Landes so mit sich ge-

bracht hätte, dieses Ich ebenso mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben haben, wie dieses unsere deutschen Fürsten heutzutage noch thun. „Der Staat, das bin ich!" sagte dieser Fürst, und damit sprach er aus,

1. daß allerdings sein Staat eine Verfassung hatte, nemlich die persönliche Verfassung seines Fürsten; aber auch,

2. daß im Grunde sein Staat keine Verfassung hatte; denn unter dem nächsten Nachfolger konnte der Staat wieder ein ganz anderer sein. Eine Verfassung aber, welche jeden Augenblick sich ändern kann — wie schnell ereilt oft der Tod auch den mächtigsten Herrscher! — eine solche Verfassung ist im Grunde noch keine Verfassung.

Fassen wir ein Bild in einen Rahmen, oder einen Edelstein in einen goldnen Reif, oder die vornehmsten Religionsfreiheiten in bestimmte Sätze, z. B. in einen Katechismus, so soll auf diese Weise das Bild, der Edelstein, die Wahrheit recht festen, gesicherten Bestand haben, und unser Luther sagt in demselben Sinne, die Taufe sei nicht allein schlecht Wasser, sondern das Wasser in Gottes Gebot verfasset und mit Gottes Wort verbunden. Wie aber soll man auf Bestand und Dauer von irgend etwas in einem Lande hoffen, wenn der Fürst ein ganz unumschränkter Herr ist, der die Gesetze, welche sein Vorgänger gab, nach seinem Gutdünken abschaffen und abändern kann, und der freilich fürchten muß, daß sein Nachfolger es mit seinen Gesetzen wiederum so machen werde? Es hat deshalb ebenso der Verstand des gemeinen Volkes, wie die Wissenschaft der Gelehrten sich dahin entschieden, den Zustand des Staates unter einem ganz unumschränkten Fürsten noch keine Verfassung zu nennen, obschon dasselbe Volk und dieselben Gelehrten sehr wohl wußten, daß solche Fürsten oft gerade die weisesten und besten waren.

In dem benachbarten Preußen wünscht Jedermann von einem Könige, er möchte ein zweiter Friedrich der Große sein, und doch war Friedrich der Große ein ganz unumschränkter Fürst; ebenso wünscht Jedermann in dem benachbarten Oesterreich von einem neuen Kaiser, er möchte wie Joseph der Zweite oder wie die große Kaiserin Maria Theresia sein, und doch waren beide, der Eine ein ganz unumschränkter Herrscher, die Andere eine ganz unumschränkte Herrscherin. Diese Fürsten waren wahre Landesväter, und diese Fürstin war eine wahrhafte Landesmutter, und um ihrer hohen Fürstentugenden willen erfüllte es ihre Unterthanen mit Entzücken, wenn sie sagten: „Der Staat, das bin ich!" Nun, Friedrich der Große sagte etwas Aehnliches allerdings, indem er sich „den ersten Diener des Staates" nannte, ein Wort, das ganz zeigt, mit welcher Aufopferung dieser große Mann sich dem Wohle seines Volkes widmete. Einer seiner Nachfolger sagte ebenso: „Ich will nicht, daß zwischen mir und meinem Volke ein Blatt Papier liege"; und mit diesem Papier meinte er eine Konstitution, weil Papier im Lateinischen charta heißt und die Verfassungsurkunden oft Charten genannt werden. Also so zärtlich liebte er sein Volk, daß er es ganz an sein landesväterliches Herz drücken und deshalb nicht zugeben wollte, daß etwas Anderes sich zwischen ihn und sein Volk eindrängte. Und war nicht Salomo, der weise Salomo, ein ganz unumschränkter Herr, so daß er bei seiner Thronbesteigung ängstlich betet: „Ich bin wie ein kleiner Knabe und weiß nicht weder meinen Ausgang noch meinen Eingang. So wollest du deinem Knechte geben ein gehorsames Herz, daß er dein Volk richten möge, und verstehen, was gut und böse ist. Denn wer vermag, dies dein mächtig Volk zu richten?" Wer hätte ihm auch helfen sollen, dieses große Volk zu regieren, als der Herrgott im Himmel, der

sein Gebet erhörte und ihm Weisheit und Verstand gab? Er allein war sein Rathgeber, und Ihm allein war der jugendliche König verantwortlich. Oder konnte Salomo anders, als in der Eigenschaft eines ganz unumschränkten Herrschers, den berühmten Richterspruch fällen? Er befahl, das Kind, um welches sich die beiden Mütter stritten, in zwei Stücke zu theilen, und so kam gar bald die Wahrheit an den Tag, und das Gerücht von Salomo's Weisheit erscholl im ganzen Lande und noch weit über die Grenzen des Landes hinaus. Aber ein Richterspruch nach den Gesetzen irgend eines Landes war es nicht: kein Gesetzbuch in der Welt wird ein solches Auskunftsmittel enthalten. Nur ein unumschränkter Fürst, wie Salomo, konnte das befehlen, er, der über allen Gesetzen stand, und der ebendeshalb seinen Willen zum alleinigen Gesetze im ganzen Lande machen konnte. Und wohl dem Volke, das einen solchen Weisen zum unumschränkten Fürsten hat; wohl dem Volke, bei dem die Weltweisen Fürsten sind, oder dessen Fürsten Weltweise sind!

Aber wir dürfen in derselben Geschichte von Salomo nur einen Schritt weiter gehen, um sofort auch einen bösen, bösen Schatten auf das schöne Bild fallen zu sehen. Wer ist Salomo's Nachfolger? Ist es nicht derselbe Rehabeam, welcher dem Volke droht, er wolle es mit Skorpionen peitschen lassen? Derselbe Rehabeam, von welchem zehn Stämme abfallen, so daß nicht blos ein trauriger Bürgerkrieg, sondern auch eine unheilvolle Theilung des schönen Reichs entsteht? Da sehen wir recht, welcher Jammer und welches Elend über ein gesegnetes, mächtiges und reiches Land plötzlich hereinbrechen kann, wenn auf einen weisen Fürsten ein unweiser Fürst, auf einen guten Vater ein böser Sohn auf dem Throne folgt.

Darum also haben seit mehreren hundert Jahren so-

wohl die Völker, wie die Fürsten selbst, eingesehen, daß es nicht gut sei, eine ganz unbeschränkte Macht in die Hände Eines Menschen zu legen, eines Menschen, der als solcher immer dem Irrthum und der Sünde unterworfen bleibt, so daß selbst der weise Salomo klagt: „Ich weiß nicht meinen Eingang noch meinen Ausgang"; und daß selbst der Apostel Paulus im Gefühl der menschlichen Schwäche ausruft: „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen; denn ich habe mehr gearbeitet, als sie alle; doch nicht ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir war."

Und so ist denn seit mehrern hundert Jahren eine ganz neue Regierungsform in Europa aufgekommen, die verfassungsmäßige oder konstitutionelle Regierung, bei welcher der Landesfürst eine große Zahl von Männern seines Volkes an die Stufen seines Thrones kommen läßt, um mit ihnen und nicht ohne sie über Gesetze, über Steuern und Abgaben und über die Staatsbedürfnisse überhaupt zu berathen und zu beschließen. Diese Männer heißen in Sachsen die Landstände, und die Versammlung der Landstände heißt der Landtag.

Die Engländer waren die Ersten, welche sich dieser herrlichen Regierung erfreuten; ihre Verfassung nennen sie heute noch die Magna Charta, ihr großes Papier, ihre Charte; und so gäbe es in der That bei uns drei Namen für dieselbe Sache: Verfassung, Konstitution und Charte, immerhin ein recht gutes Zeichen; denn wenn etwas einem Volke recht am Herzen liegt und bei ihm, wie man zu sagen pflegt, so recht schwunghaft betrieben wird, da hat das Volk auch immer mehrere Ausdrücke für dieselbe Sache.

Auf die Engländer hätten die Franzosen folgen sollen; doch in Frankreich wollte man von einer Verfassung lange nichts wissen, und die Folge war die schreckliche fran=

zösische Revolution, von der auch ihr schon gehört habt. Zuletzt ist aber auch Frankreich nachgefolgt; weiter kamen Schweden, Spanien, Holland, und schon 1814 in Deutschland das kleine Herzogthum Nassau am Rhein, das also die Ehre hat, der erste und älteste deutsche konstitutionelle Staat zu sein. Auf Nassau folgen etwa zehn andere kleine deutsche Staaten; und im Jahre 1818 erhält auch das große Baiern, und nach ihm Baden, Würtemberg und Hannover eine Verfassung. Darnach ists in Deutschland lange ziemlich still; auswärts jedoch gehen im Jahre 1822 Griechenland und Portugal in diesem Sinne vorwärts. Erst im Jahre 1830 und 1831 folgen auch in Deutschland wieder mehrere Staaten nach, und unter ihnen denn auch unser Königreich Sachsen. Preußen hat noch lange gewartet, seine Konstitution ist nicht, wie heute die unsrige, 30 Jahr, sondern blos 12 Jahr alt; und die freie Verfassung von Oesterreich ist gar erst einige Wochen oder höchstens einige Monate alt, sowie auch auswärts das neue Königreich Italien erst seit wenigen Wochen in die Reihe der Verfassungsstaaten eingetreten ist.

Und so seht ihr denn, meine lieben Kinder, daß im Grunde nur die Russen und die Türken in Europa übrig bleiben als solche Völker, welche keine Verfassung haben; und wenn uns Einer das sagt, so begreift selbst ein Kind, daß wir heute alle Ursache haben, ein Fest zu feiern, unser Konstitutionsfest; denn ohne den 4. Sept. 1831 würden wir Sachsen heute noch regiert wie Russen und Türken, und das wäre doch gewiß nicht gut.

Und so gedenken wir denn billig zum Schluß noch einmal dessen, der uns Sachsen unsere Verfassung gab; es ist derselbe König, dessen Brustbild so anspruchslos und bescheiden hier im Johannisthale unter den vier Linden in

der zweiten Abtheilung steht; und wenn ihr Knaben dort bei dem Bilde dieses Königs vorübergeht, mögt ihr getrost euer Mützchen ziehen, ein Heiliger ist's nicht, aber Anton der Gütige ist's, ein gar frommer, lieber, bürgerfreundlicher König. Darum trägt er auch den schönen Beinamen des Gütigen, einen Beinamen fast so schön, wie der ist, welchen Luthers Gönner und Beschützer trug, Friedrich der Weise. Ja, Friedrich der Weise befreite uns Sachsen aus den religiösen Ketten und Banden, und Anton der Gütige befreite uns aus den bürgerlichen Ketten und Banden: darum sollen sie beide heute hier neben einander genannt werden, und wie ich hier Anton den Gütigen feiere, so wird nach mir einer von Euch Knaben Friedrich den Weisen feiern.

Doch bevor wir dazu übergehen, erheben wir Herzen und Hände noch demüthig zu dem Vater im Himmel, von welchem alle gute und vollkommene Gabe kommt; und ist unser Herz wirklich der Freude und des Dankes recht voll, nun — deß das Herz voll ist, deß geht der Mund über — so wollen wir auch alle, alle zuvor in den Gesang einstimmen:

Gott sei des Königs Schutz!
Noch lange mag er walten,
Treu woll'n zu ihm wir halten
Zum Heil für Sachsen
Und Sachsens Königshaus!

Amen.

Sechster (96.) Brief.

Von der Pflege der „materiellen Interessen“ in der Schule.

(Rede bei der Einweihung der vierten Bürgerschule in Leipzig.)

Hoch- und höchstzuverehrende Anwesende! Nach funfzig goldenen Friedensjahren, die der allgütige Lenker unserer Schicksale uns geschenkt hat, ist es eine sehr natürliche und gewöhnliche, und doch immer herzerhebende Erscheinung, zu sehen, wie unsere alten Städte sich gleichsam zu dehnen und zu strecken anfangen, ihre grauen Festungsmauern niederreißen, wie man beim Frühlingswehen den unbequemen Wintermantel abwirft, die schmutzigen Stadtgräben ausfüllen und jenseit derselben neue, freundliche und gesunde Vorstädte bauen. Auch wir stehen hier auf einem solchen Boden: einer unserer Mitbürger entwarf vor zwanzig Jahren den kühnen Plan, die Westseite von Leipzig, dieses Labyrinth von Kanälen, Sümpfen und Kothlachen, diesen Herd von bösen Fiebern und diesen Lieblingsaufenthalt des lästigsten Geschmeißes trocken zu legen und zum Bau menschlicher Wohnungen geschickt zu machen. Darum soll auch heute obenan dieses Mannes hier gedacht werden mit aller Achtung, Verehrung und Dankbarkeit, welche wir dem edeln, im Dienste der Menschheit arbeitenden Genius schuldig sind. Was auf der Ostseite Leipzigs die Väter und Vertreter unserer Stadt nur mit vereinten Kräften und mit gewaltigen Opfern der Stadtgemeinde ausführten, was in andern Städten Kaiser und Könige in Angriff nehmen mußten, um es gelingen zu lassen, das hat ein Einzelner, dessen Name mit Heinrich dem Städtebauer in so glücklicher Verwandtschaft steht, das hat unser Doktor

Heine ganz allein auf seine damals noch jugendlichen Schultern genommen und als ein ächter deutscher Mann mit eiserner Ausdauer und unerschöpflicher Geduld fort und fort getragen.

Ein großartiger Anfang ist gemacht, in zwanzig schweren Jahren gemacht worden; und schon hat sich der Gründer dieser Vorstadt von seiner herrlichen Schöpfung zurückziehen können, ohne fürchten zu müssen, es könne sein unvollendetes Werk wieder untergehen: was haben wir nun zu thun, was hatte Leipzig nun zu thun, nachdem der erste Anfang gemacht worden?

Als König Ludwig von Baiern vor nunmehr dreißig Jahren seinen Münchnern neue Vorstädte schuf, da baute er in der größten Vorstadt mitten unter die noch unbenutzten Baustellen eine Kirche; denn jeder gute Katholik besucht wo möglich täglich einmal wenigstens auf einige Augenblicke seine Kirche, um die Messe zu hören. So baut Doktor Heine in seinem kaum halb vollendeten Plagwitz für die Kinder seiner vielen Einwanderer eine Schule, und so haben die Väter und Vertreter der Stadt Leipzig für die kaum halb vollendete Westseite von Leipzig eine Schule gebaut, diese vierte Bürgerschule, deren geräumige Klassenzimmer und schöne Säle sich heute zur Ehre Gottes und zur Freude aller guten Menschen geöffnet haben. Noch sind diesseit und jenseit der Elster Hunderte von Bauplätzen unbenutzt; noch sind viele tief liegende Gründe unausgefüllt; noch ist das Bett unserer Flüsse nicht allenthalben gesichert; noch sind viele Einfriedigungen von Häusern, Höfen und Gärten mangelhaft; noch fehlen uns hier an so manchen Orten Straßenverbindungen und Brücken, Schleußen und Pflaster, Brunnen und nächtliche Beleuchtung, Märkte und Kaufhallen, Herbergen für die Fremden und selbst viele Gewerbe für die täglichen Bedürfnisse des

Einheimischen, und doch steht schon seit funfzehn Jahren ein wunderschönes Kirchlein am Pleißenfluß, das unsere katholischen Glaubensbrüder zum guten Theil demselben König Ludwig von Baiern verdanken; schon steht seit funfzehn Jahren nicht weit von dem Kirchlein eine fromme Bauhütte der Freimaurer; schon liegt hier in unserer nächsten Nähe seit länger als zehn Jahren eine Kinderbewahranstalt, die segensreiche Stiftung edler Frauen; schon steht dieses große Schulgebäude da und erwartet von heute an seine kleinen wißbegierigen und heilsbegierigen Besucher und Besucherinnen. So ist's recht! **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!** so rufen wir den Missionären zu, wenn sie zu den armen Heiden hinaus in die weite Welt ziehen, und Dasselbe soll man auch denen zurufen, welche neue Städte und Vorstädte bauen. Bei den rohen Heiden fragt es sich, welche Bedürfnisse soll ihnen der christliche Heidenbote zuerst schaffen, die höhern leiblichen Bedürfnisse oder die geistigen; und bei den gebildeten Einwanderern neuer Städte und Vorstädte fragt es sich, welche Bedürfnisse sollen die Gründer nach den ersten Anfängen ihrer Schöpfung zuvörderst befriedigen, die leiblichen oder geistigen Bedürfnisse. Kein Zweifel ist da: **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!**

Mit der Hand auf dem Pflug, oder den Hammer und Meißel in der Hand, oder die Waarenballen auf dem Arm kann der gezähmte Wilde der alte natürliche Mensch mit den alten abscheulichen Lastern bleiben, nur daß über das verwahrloste Herz und Gemüth sich ein trügerischer Firniß der Zivilisation zieht; ja selbst der gebildete Einwanderer von Nordamerika, Brasilien und Kalifornien hat oft, sehr oft wahre Bildung und Gesittung eingebüßt, wenn er nichts um sich fand, als Grabscheit und Pflugschar, lärmende Werkstätten und nach Gewinn grübelnde Rechenstuben. Dagegen finden in dem in Christo wiedergebornen Menschen

alle die freundlichen Geschäfte des Friedens, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft ganz von selbst einen fruchtbaren Boden, gleichsam eine himmlische Verheißung und Gewährleistung einer goldenen Zukunft; denn das Evangelium ist doch nicht eine blose Lehre, ein dürftiges Wort, nein, es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben; und wenn du auch den Pflug brauchst, um mit schwieliger Hand das tägliche Brod, das du dir im Vaterunser erbittest, aus der unwilligen Erde herauszuackern, so lebt doch der Mensch nicht von Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Darum trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige ganz von selbst zufallen. Wie lange kann es noch dauern, ehe Waldstraße und Wiesenstraße sich an den Ufern der Elster begegnen und küssen; wie lange noch, ehe der große Leibnitz von der nach ihm benannten Straße aus dem städtebauenden Heine in Plagwitz am Kuhthurm die Hand reicht: werden einmal unsere frommen Kirchgänger eben so lange warten müssen? Oder sollten unsere sechsjährigen Kindlein noch länger eine halbstündige Wanderung brauchen, um zu ihrer Schule zu gelangen? Ich rufe unsere Mütter zu Zeugen auf, ob sie nicht lieber selbst einen weiten Weg nach Markt und Kaufhallen machen, als daß sie ihre Kinder bei Frost und Hitze einen weiten Schulweg zurücklegen lassen. Darum: **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!**

Und jetzt, nachdem wir uns außerhalb unsers neuen Schulhauses genugsam umgeschaut haben, wollen wir auch einen Augenblick hineinsehen in das Schulhaus und uns, die wir hier zu schaffen und an den Seelen der uns anvertrauten Kinder zu arbeiten haben, fragen: Was wird da unsere Losung sein? Ich antworte unbedenklich auch

da: **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!** Blicken Sie auf, meine Herren Amtsbrüder! Hat nicht der fromme Künstler hier im Betsaal zu unsern Häupten das Zeichen des Kreuzes gestellt und uns damit gelehrt: In diesem Zeichen sollst du siegen!

Ja wohl, meine Herren Amtsbrüder! Wir leben in dem Zeitalter der materiellen Interessen, dulden wir nicht, daß die Welt zuletzt gar nicht mehr nach den spirituellen Interessen fragt! Oder zu deutsch: wir leben in einer Zeit, wo man Alles aufbietet, Hab und Gut zu mehren, dulden wir nicht, daß unsere Kinder darüber einmal das ewige Heil ihrer Seele verlieren. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Mit fast ungeahnter Kraft hat der menschliche Geist in den letzten Jahrzehnten der äußern Natur sich bemächtigt, ihre Geheimnisse ergründet und ihre verborgensten Werkstätten entdeckt; und so gilt es nun, die Schätze, welche plötzlich offen zu Tage liegen, ihr zu nehmen. Es ist jetzt, als ob eine neue Theilung der Erde vorgenommen werden sollte: da eilt, was Hände hat, sich einzurichten; es reget sich geschäftig Jung und Alt. Und allerdings ist hier nicht Zeit zum Besinnen; denn Menschen und Dinge veralten in unserer Zeit früher, als sonst: der Betrieb der Metall-, Kohlen- und Salzgruben ist heutzutage eine Sache geworden, die in Aller Händen ist; selbst die noch junge Elektrizität und Dampfkraft wollen sich schon überbieten lassen von andern Naturkräften, welche noch reichere Ausbeute versprechen, und so führt heutzutage unter allen Wissenschaften die Naturwissenschaft den Vorsitz, nicht ohne Gefahr für das wahre Heil der kommenden Geschlechter! Man kann dies beinahe schon ganz äußerlich an den Schulhäusern mancher Städte sehen. Schaut nur, ihr Leipziger, auf Euern Ausflügen nach der sächsischen

Schweiz die schöne neue Realschule und die neue prächtige polytechnische Lehranstalt in unserer Haupt- und Residenzstadt an, und vergleicht damit das alte Gebäude des Gymnasiums zum heiligen Kreuz, die Kreuzschule, in Dresden, wo unsere künftigen Rechtsgelehrten und Gottesgelehrten gebildet werden: solltet ihr da nicht in Versuchung kommen, unserer lieben Schwesterstadt mahnend und warnend zuzurufen: **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!**

Aber je größer die Gefahr in unserer Zeit ist, über die leiblichen Bedürfnisse die geistigen zu vergessen, über den Reichthum dieser Erde die Seligkeit im Himmel preiszugeben, ewig zu arbeiten und nimmer zu beten, desto wachsamer, treuer, gewissenhafter und frömmer müssen wir Lehrer werden. Ewig zu arbeiten und nimmer zu beten! das ist das verhängnißvolle Losungswort unserer Zeit, die ein völlig verthiertes Geschlecht zu gebären droht. Heißt es denn etwa: An Gottes Segen ist viel gelegen? Oder heißt es nicht: An Gottes Segen ist Alles gelegen! So wenigstens schrieben unsere frommen Altvordern fleißig über ihre Häuser; oder auch: Bete und arbeite! Also: erst das Beten, und darnach das Arbeiten! **Erst das Kreuz, und dann den Pflug**! und soviel Platz hat der niedliche Stein über dem Haupteingang unsers Schulhauses doch, daß wir nach guter alter Sitte darauf schreiben könnten: Bete und arbeite! Drei Worte sind es, so inhaltsschwer! und doch gehen sie nicht mehr recht von Munde zu Munde. Vielleicht werden sie als Inschrift der Schule unsern Kindern wieder geläufig. Ja, das walte Gott! **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!** ist ja doch nur bildlich ausgedrückt, was: Bete und arbeite! ohne Bild sagt.

Darum wollen wir, meine Herren Amtsbrüder, immerhin auch unsern Kindern zurufen: „Zeit ist Geld! Zeit ist

Geld!" wir haben den Satz nicht erfunden, er ist ursprünglich englisch und kommt aus dem vielgeschäftigen Nordamerika; immerhin wollen wir so unsere Kinder lehren, damit sie ihre Jugendzeit gut benutzen: aber auch das andere Sprüchlein wollen wir ihnen um Gottes willen nicht vorenthalten: „Zeit ist Gnade! du liebe Gemeinde; Zeit ist Gnade von Gott!" Oder verachtest du den Reichthum seiner Langmuth und Geduld, weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Dieser Satz: „Zeit ist Gnade, du liebe Gemeinde!" ist deutsch und stammt aus der Pauliner Kirche in Leipzig: deutsche Frömmigkeit hat ihn erfunden, und deutsche Frömmigkeit soll er fort und fort in unsern Kindern erhalten, jene tiefinnige Herzensfrömmigkeit, welche wir mit dem unvergleichlich schönen Namen der Gottseligkeit benennen, der Gottseligkeit, welche zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens. Mögen uns immerhin andere Nationen in Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe gleichkommen oder uns selbst überbieten, nur diese Frömmigkeit und Gottseligkeit lasse dir, du mein deutsches Volk, nicht nehmen: sie ist dein bester Ruhm, deine größte Stärke, ja selbst die größte Stärke — ich wag's zu behaupten und wag's zu beweisen — gegen deinen äußern Feind.

Als einst der große Eroberer unsers Jahrhunderts unser Deutschland bis zu der größten Schmach und tiefsten Erniedrigung herabgewürdigt hatte, da bildete sich an dem äußersten Ende unsers Vaterlandes ein „Tugendbund"; kaum glaublich war die Aufregung des großen Kaisers, als er von diesem Bunde hörte, und oft ist über die grimmigen Geberden und furchtbaren Maßregeln des gewaltigen Mannes diesem schlichten Bund gegenüber gelacht worden. Doch der kluge Kopf hatte so Unrecht nicht. Dieser Mann,

welcher mit dem bekannten gleißenden Worte: „Ich bin nicht der Sklave meines Wortes!" aller Gottesfurcht und Religion, aller Treue und Gewissenhaftigkeit Hohn gesprochen hatte, stand in der That einem Tugendbunde völlig wehrlos gegenüber. Er hat Kriegsheere gleichsam aus dem Erdboden gestampft, Soldatenschulen, Gewerbschulen und Akademien gegründet, neue Gesetzsammlungen veranstaltet, große Bauten ausgeführt und Handel und Gewerbe gehoben; aber einen Tugendbund zu rekrutiren und Männer wie Schill und Körner zu werben, das vermochte weder er noch einer seiner Marschälle. Frankreich hatte eine alte, es hatte eine junge Garde, Deutschland einen Tugendbund, und wer obgesiegt, das sagt uns die Weltgeschichte, die Weltgeschichte, die da ist das Weltgericht! Denn als einmal das Wort „Tugendbund" in Deutschland gefallen war, so zündete es in allen Gemüthern, und es trat, wenn auch nicht äußerlich, so doch im Innersten des Herzens die ganze Nation diesem Bunde bei, daß man getrost die ganze deutsche Befreiungsarmee einen großen stillen Tugendbund nennen kann. Sehen Sie da, meine Herren Amtsbrüder, die Aufgabe, die unser wartet. Unsere Kinder alle zu stillen Mitgliedern eines unsichtbaren Tugendbundes zu machen, sie mitten in der weltseligen Gegenwart zu gottseligen Christen zu bilden, sie zu Bürgern des Reichs Gottes zu erziehen, das ist das Eine, was Noth thut. Wohlgezogene, fromme und gottesfürchtige Kinder lernen ohnehin zu aller Zeit, vornehmlich aber in unserer betriebsamen Zeit, willig und gern, was sie zum Fortkommen in der Welt brauchen, und holen selbst im spätern Leben das etwa Versäumte bald nach; die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang, das ist eine feine Klugheit, wer darnach thut, deß Lob bleibt ewiglich. Ohne Gottesfurcht aber ist

alles Lernen geradezu schädlich, ist wie das Schwert in der Hand eines Wahnsinnigen.

Könnten wir Lehrer nur fleißiger die Gerichtsverhandlungen besuchen: wie viel gibt es da für uns zu lernen! Denke dir, lieber Amtsbruder, die Gestalt auf der Bank des Angeklagten sei dein alter Schüler, und er erzählte nun gezwungener Weise, mit wie feinem Geschick er seinen Betrug ausgesonnen, mit welcher unglückseligen Beredtsamkeit er seinen Lug und Trug monatelang, ja jahrelang Andern glaublich gemacht habe, und du erinnertest dich zugleich, was für ein guter Rechner und Erzähler der Verbrecher als Knabe gewesen sei: würdest du nicht wünschen müssen, daß das Kind nicht eher habe rechnen und erzählen gelernt, als bis in das bethörte Herz die rechte Gottesfurcht eingezogen wäre? Und wer sollte ihm diese Leuchte für seinen Fuß geben? Hast du vielleicht deiner Klasse so manche gesetzliche Religionsstunde verkümmert, weil dir um das Rechnen und die gemeinnützigen Kenntnisse, um Naturkunde, Geschichte und deutsche Sprache bange war? Freund, **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!**

Oder setzen wir den allertraurigsten Fall, dein alter Schüler auf der Bank des Angeklagten sei ein Räuber und Mörder und werde vor deinen Augen aus dem Gerichtssaal zu lebenswieriger Haft abgeführt; du hast ihn in der Jugend gelehrt, daß man seine begangenen Fehler durch doppelte Treue in der Pflichterfüllung wieder gut machen solle; aber hat er wirklich weiter nichts bei dir gelernt? Der Uebel größtes ist die Schuld! Soll er zwanzig Jahre lang die Last seiner furchtbaren Schuld tragen und blos hoffen, er werde beim Haspeln und Spinnen auch diese furchtbare Schuld allgemächlich mit abhaspeln? Welcher Mensch ertrüge das! Nein, in einem ganz neuen Sinn heißt es hier wiederum: **Erst das Kreuz, und dann den**

Pflug! Bist du nemlich deinen Kindern ein zweiter Johannes geworden, der seinen Jüngern Jesum zeigte und sprach: „Dies ist das Lamm, das der Welt Sünde trägt!" nun, dann magst du den Unglücklichen getrost aus dem Gerichtssaal abführen sehen; er weiß, daß auch sein Erlöser lebt! du hast deine Pflicht gethan; sonst nicht! Nimmer wird dein unglücklicher Zögling seine schwere Schuld abarbeiten; aber vergeben kann sie werden, und aus Gnade soll er selig werden. **Erst das Kreuz, und dann den Pflug!** Halten wir Lehrer doch ja das menschliche Leben nicht für weniger ernst, als es wirklich ist und bei unsern Kindern jederzeit einmal werden kann. Am unseligsten ist der gewöhnliche Trost, daß es doch so schlimm mit den Unsrigen nicht kommen werde. Freund, dann bete lieber gleich mit den Deinigen: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie Andere, Räuber, Mörder, Ehebrecher, oder wie dieser Zöllner hier!" Ein Stücklein von jenem Pharisäer trägt ohnehin Jeder in seinem Herzen, und nichts wird schneller gelernt, als dieses gotteslästerliche Gebet.

Darum also, mag es nun gelten, das Glück zu erjagen oder das Unglück zu ertragen, in jedem Falle: **Erst das Kreuz, und dann den Pflug**!

Es ist nicht Sitte, auf Schulhäusern ein Kreuz aufzustellen; denn die Schule ist nur der Vorhof der Kirche: aber tragen wir nur das Kreuz warm in unserm Herzen, so wird dieses Schulhaus eine Werkstätte des Geistes, eine Werkstätte des heiligen Geistes werden, des Geistes, der uns und unsere Kinder in alle Wahrheit führen soll.

Und das, himmlischer Vater, wollest du uns geben nach deiner ewigen Gnade und Barmherzigkeit!

Ja, du Herr und allmächtiger Baumeister aller Welten, du stärktest die Hand der rüstigen Bauleute, daß sie die festen Mauern aufrichten und glücklich unter Dach bringen

konnten; Herr, segne das Werk ihrer Hände, behalte den schönen Bau unter deiner mächtiger Obhut, schütze du ihn vor der Gewalt feindseliger Elemente; denn wo du, Herr, das Haus nicht bauest, da arbeiten umsonst, die daran bauen, und wo du, Herr, nicht das Haus behütest, da wachet der Wächter umsonst!

Du, Herr, gabst zuvor auch unsern Bauherren, dem verehrten Rath der Stadt Leipzig und den treuen Vertretern der Gemeinde, Weisheit, den Bau zu entwerfen, und Geduld und Beharrlichkeit, seiner treu zu warten und zu pflegen; segne du, o Herr, sie alle dafür, und mit deinem besondern Segen noch denjenigen, in dessen Händen diese schwere Sorge jahrelang ruhte, sowie denjenigen, welcher zur innigsten Freude des ganzen Lehrerkreises heute zum ersten Mal als Vorsteher dieser Anstalt in unserer Mitte erschienen ist.

Du, Herr, gabst den würdigen geistlichen Behörden und unserer hohen Regierung einen heiligen Eifer, diesen Schulbau anzuregen: segne du sie dafür nach deiner Freundlichkeit, und erhalte diesem Hause ihre treue Fürsorge und Obhut auch für die Zukunft!

Du, Herr, gabst diesem Hause auch noch in den Lehrern dieser Schule die neuen Arbeiter für den geistigen Ausbau des frommen Werkes: segne sie in ihrem christlichen Vorhaben, und laß die heilige Ungeduld, mit welcher sie dem hochwichtigen Auftrage entgegensahen, nunmehr zu einem kräftigen Sporn werden, den Mühen ihres schweren Amtes sich mit voller Hingebung und Selbstverleugnung zu unterziehen.

Und mich endlich, o Herr, hast du unter diesen Werkleuten zum Werkführer erkoren! Nun, so mache du mich zu einem auserwählten Rüstzeug, dein Werk zu führen in stiller, demüthiger Unterwerfung unter deine göttlichen Ge-

bote, und erhöre mich, wenn ich heute bete, wie dein Knecht Salomo betete: „Herr, ich bin wie ein kleiner Knabe, weiß nicht weder meinen Ausgang noch Eingang, und dein Knecht wohnt unter einem großen Volke und in einer großen Stadt. So wollest du deinem Knechte geben ein gehorsames Herz, daß er die Brüder recht richten möge und verstehen, was gut und böse ist, und wandeln in deinen Wegen und deine Rechte und Gesetze halten." Ja, ziehe du selbst in dem hellleuchtenden Vorbilde deines Sohnes Jesu Christi uns voran in dem Streite wider die Kinder dieser Welt und ihre weltlichen Gelüste, und mache mich blos zu deinem Waffenträger, daß unser Schlachtenruf laute wie dermaleinst in Israel: „Hier Schwert des Herrn und Gideons!" Ja, erst der Herr, und darnach Gideon! Erst Gottes Wort, und darnach das Menschenwort! Erst das Reich Gottes, und darnach alle Reiche dieser Welt! Erst Gottesdienst, und darnach Herrendienst! Erst Gnade bei Gott, und darnach Gunst bei den Menschen! Erst deine unsterbliche Seele, und darnach dein sterblicher Leib! **Erst das Kreuz, und dann der Pflug! Amen.**

Siebenter (97.) Brief.

Von den halbjährlichen Zensuren überhaupt.

(Zu Vergleichen die zwei Musterblätter S. 61 und 62.)

Wenn über irgend eine Sache zwischen Schule und Elternhaus eine Verständigung nöthig erscheint, so sind es wohl die halbjährlichen Zensuren der Kinder. Der Klassenlehrer fertigt sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit aus,

zerbricht sich förmlich den Kopf dabei, wie man zu sagen pflegt, um recht unparteiisch und recht wirksam Lob und Tadel auszutheilen: mit welchen Augen werden die Angehörigen des Kindes das wichtige Papier ansehen? Wie werden sie alle diese Rubriken und Ziffern auslegen, veranschlagen, schätzen und beurtheilen? Das sind außerordentlich wichtige Fragen, und je mehr es mir gelingt, Väter und Mütter davon zu überzeugen, daß auf diesem Papier Alles wohl überlegt und wahrhaft künstlerisch ausgeführt ist — wir wollen ja Erziehungskünstler sein — desto mehr Vertrauen werden die Eltern und mit ihnen die Kinder zu dem Papier haben, desto wirksamer wird das Papier selbst sein.

Doch gehen wir sofort zu diesem Werke der Verständigung über: es ist dabei viel zu thun, und so soll die Vorrede auch nicht lang sein.

Obenan finden wir (vgl. S. 61. 62.) auf der Zensur mit großen Buchstaben: Sitten, Fleiß, Aufmerksamkeit und Schulversäumniß. Daß die Sitten den ersten Rang einnehmen, bedarf keiner besondern Begründung, da wir alle darüber einig sind, daß uns ein gutgesittetes Kind lieber ist, als ein blos gut zeichnendes, gut schreibendes oder gut rechnendes Kind!

Ebenso zeigt sich sofort von selbst, daß die andern drei Rubriken: Fleiß, Aufmerksamkeit und Schulversäumniß die Grundbedingungen oder sogenannten Faktoren für die Fortschritte sind, und ich habe nur im Einzelnen zu bemerken:

1. Die vierte Grundbedingung für die Fortschritte ist das natürliche Talent, die Anlage des Kindes, seine Fähigkeiten, und warum diese Rubrik ganz fehlt, muß, wenn auch erst später, besonders erklärt werden.

2. Neben dem Fleiß darf die Aufmerksamkeit durchaus nicht auf der Zensur fehlen; denn es gibt gar fleißige Kinder, welche gute Arbeiten von Hause mitbringen und doch nicht genug Fortschritte machen, weil sie in der Lehrstunde träumerisch und unaufmerksam sind, und umgekehrt gibt es Kinder, welche schlechte Arbeiten von Hause mitbringen und doch ziemlich gute Fortschritte machen, weil sie in der Lehrstunde aufmerksam sind. Ohne diesen Unterschied bleibt daher zuweilen die Zensur in den Fortschritten ganz unerklärlich.

3. Daß die Schulversäumniß nicht in irgend einem Winkel unten auf der Zensur steht, sondern obenan mit fettgedruckt worden ist, mag immerhin manche Eltern, die es mit der Schulversäumniß ihrer Kinder nicht sehr genau nehmen, belehren, daß die Schule den regelmäßigen, durch keine Lücken unterbrochenen Schulbesuch zu einem Hauptfaktor bei den Fortschritten machen muß. Aber ebenso soll dies auch die Eltern im Voraus trösten und recht eigentlich darauf vorbereiten, wenn sie unmittelbar darunter bei den Fortschritten ihrer kränklichen oder kranken Kinder wenig Erfreuliches lesen. Wie könnte ein Kind, das viel Lehrstunden versäumt hat, große Fortschritte gemacht haben? Es mag dabei eine Kleinigkeit nicht unerwähnt bleiben, daß nemlich mehrere halbe Tage nicht zu ganzen gemacht werden dürfen; z. B. $5^{14}/_{2}$ Tage sind nicht gleich 12 Tagen, sondern viel schlimmer, selbst 12 einzelne Tage wären nur 12 Unterbrechungen des Unterrichts, während $5^{14}/_{2}$ halbe Tage 19 Unterbrechungen sind.

Was ferner die Rubrik: Fortschritte, betrifft, so habe ich hinsichtlich des Turnens bei den Knaben und hinsichtlich der Nadelarbeiten bei den Mädchen zwei Hauptgrundsätze der Schule auszusprechen:

1. Wenn einmal die vorgesetzte Schulbehörde erkannt

hat, daß ein Lehrgegenstand für unsere Kinder wesentlich nothwendig ist, so müssen auch alle Kinder an diesem Unterrichte Theil nehmen; hat dieselbe Behörde gefunden, daß ein Lehrgegenstand nicht wesentlich nothwendig ist, so wird er ganz gestrichen, und kein Kind erhält darin innerhalb der Schule Unterricht. Die sogenannten beliebigen Unterrichtsgegenstände entsittlichen die Kinder ungemein, indem ein Kind, das sich bei diesem freigestellten Unterricht, z. B. beim Turnen der Knaben und beim Nähen der Mädchen, tüchtig anstrengen soll, immer die Hinterthür offen hat, daß es Vater und Mutter durch seine Bitten bewegen kann, es von diesem Unterricht, bei dem es vielleicht gestraft worden ist, zu befreien, es dispensiren zu lassen, wie man zu sagen pflegt. Lehrer und Lehrerin können bei solchem Unterricht nicht kräftig auftreten, haben ewig mit dem Trotz der faulen Kinder zu kämpfen, müssen sogar nicht selten den Kürzern ziehen, und so ist dieser Unterricht lahm und matt, kurz: schlecht. Besser aber gar keinen Unterricht, als schlechten Unterricht! Denn schlechter Unterricht entsittlicht, demoralisirt das junge Geschlecht. — Ist nun aber Alles, was bei uns gelehrt wird, wesentlich nothwendig, so folgt auch daraus von selbst,

2. daß die Kinder auch über dieses alles eine Zensur erhalten müssen. Wie so könnte denn unten fettgedruckt stehen: Gesammtergebniß? Nicht $^{9}/_{10}$ des Kindes, oder gar nur $^{8}/_{10}$ oder $^{7}/_{10}$ des Kindes sind bei einem Gesammtergebniß der Zensur in Anschlag zu bringen, sondern alle $^{10}/_{10}$.

Was nun endlich dieses Gesammtergebniß selbst betrifft, so steht es gewissermaßen auf unsern Zensuren zweimal da, indem die Lokationsnummer oben bei dem Namen des Kindes, z. B. Heinrich Schulze, 15. Schüler der 4. Klasse, Henriette Müller, 47. Schülerin der 5. Klasse, im Grunde auch eine Art Gesammtergebniß ist. So

haben wir in den öffentlichen Blättern seiner Zeit gelesen, daß Napoleon III., als er in den Jahren 1821—1823 in Augsburg das Gymnasium besuchte, im ersten Jahre unter 80 Schülern der 24. und im zweiten Jahre unter 70 Schülern der 19. war, und alle Welt hat beim Lesen dieser Ziffern aus ihnen gefolgert, daß er auf der Schule, wie dies auch lange nachher noch der Fall war, durchaus nicht das ahnen ließ, was er später geleistet hat. Aber so übel sind diese Lokationsnummern doch nicht! Denn unter 80 Schülern werden etwa die ersten 15 ausgezeichnet sein, darnach 20 sehr gut, 30 gut, 10 ziemlich gut und 5 mittelmäßig, folglich hatte Napoleon III. als der 24. ungefähr zum Gesammtergebniß *sehr gut*, was zwar nicht der erste Rang, aber doch der zweite ist.

Aus demselben Beispiele ersehen wir zugleich, daß nicht blos hier in Sachsen, sondern auch bei den klugen Schwaben in Augsburg und, wie ich versichern kann, auch sonst in vielen auswärtigen Schulen eine solche *Lokationsnummer* auf der Zensur der Kinder steht, ja, ich behaupte, *sie müsse sich auf der Zensur in allen denjenigen Schulen finden, wo, wie bei uns, eine häufige Versetzung der Schulkinder im Laufe des Halbjahres Statt findet.* Sollen, wie ich früher (Band I. S. 130. 134.) auseinandergesetzt habe, die Schlechten in einer Klasse den Muth behalten, sich emporzuhelfen, so darf man ihnen das Ziel nicht in weiter Entfernung zeigen, daß sie etwa nach 3 oder gar erst nach 6 Monaten einen bessern Platz sich verdienen könnten; *selbst 4 Wochen sind bei den meisten schlechten Schulkindern ein zu langer Zeitraum.* Daher wird unsern Schulkindern *allwöchentlich* ein sogenanntes Versetzungsdiktat aufgegeben, wie ich dies alles früher berichtet habe; aber dieses deutsche Diktat, obschon das schwerste Stück für die Kinder,

wie alles Sprachstudium nun einmal ist, bleibt doch nur ein Stück, und wenn die Kinder sechs Monate lang ihre Plätze nach diesem Diktate erhalten haben, so muß nach dieser Zeit diese „Einseitigkeit“ verbessert werden und jeder Unterrichtszweig wieder zu seinem guten Rechte gelangen. Und das geschieht denn sehr einfach dadurch, daß nun am Ende und zum Schluß der 6 Monate als allgemeiner Abschluß der ganzen Rechnung das Kind einen Platz auf der Zensur nach dem Gesammtergebniß erhält, und das ist eben die Lokationsnummer. Die Plätze in der Klasse wechseln allwöchentlich, um den Schlechten Muth zu machen und um die Guten nicht bequem auf ihren schönen Ehrenplätzen ausruhen zu lassen; diese ewig wechselnden Plätze sind also als Erziehungsmittel von großem, ja unberechenbaren Werthe, jedoch an sich eben um des häufigen Wechsels willen ohne große Bedeutung: jetzt aber kommt die Zensur angerückt, und hier ist der Platz des Kindes, nemlich seine Lokationsnummer, bleibend und fest! Litera scripta manet! das geschriebene Wort bleibt! Habe ich doch die Lokationsnummer Napoleons III. aus dem Jahr 1821 heute d. 12. Septbr. 1864 hier in diesem Buche ausposaunen und mit diesem unsterblichen Werke selbst verewigen können! Wollen Vater und Mutter das Geld daran wenden, und steht nicht zu besorgen, daß das Kind dadurch eitel wird, so mag die Zensur unter Glas und in Rahmen für alle Zeiten im Familienzimmer aufgehängt werden: der Erste oder Zweite oder Dritte unter 60 Kindern! So kann man sich über die Einseitigkeit, mit welcher im Laufe des Halbjahres aus ganz guten und triftigen erziehlichen Gründen die Kinder versetzt wurden, ganz gut trösten. Der Schaden ist verbessert, und das gute Recht der andern Lehrfächer ist vollkommen gerettet. — Es sage hier niemand: „Ei, wenn jene einseitige

„Versetzung nach den Diktaten ein Schaden ist, den „man hier verbessern muß, warum unterläßt man nicht „lieber diese ganze einseitige Versetzung?" So manche Arznei, die der Arzt dem Kranken verordnet, z. B. ein Brechmittel, richtet zunächst Schaden im Magen an, ist eine leichte künstliche Krankheit, durch welche der Arzt die schwere natürliche Krankheit hebt, und sollte sich der Magen nach dieser Arznei nicht von selbst beruhigen wollen, nun so verordnet der Arzt etwas Neues, daß die übeln Nachwirkungen des ersten Mittels hebt: das erste Mittel war aber nicht zu umgehen, wenn der Mensch gesund werden sollte. Nun, wenn ich oben und auch früher schon so oft von den schlechten Schulkindern gesprochen habe, so gibt mir Jedermann gern zu, daß wir Lehrer wohl Seelenärzte heißen dürfen und als solche z. B. hier die Lokationsnummer als ein nothwendiges Korrigens d. h. Verbesserungsmittel der frühern Versetzungen anwenden können. Es bleibt jederzeit klug und weise, einen kleinen Schaden für ein großes Uebel einzutauschen. — Aber nun darf man die Sache nicht etwa umdrehen und sagen wollen: „Ei, an der Lokationsnummer ist es nun auch genug, „nun brauchen wir das Gesammtergebniß, das ohnehin dem Lehrer soviel Noth macht, nicht mehr." So schnell geht es doch nicht. Sind doch die Jahrgänge unserer Kinder in den Klassen gar sehr verschieden, und wenn z. B. ein Jahrgang sehr gut ist und der Lehrer unter 60 Kindern an 10 Kinder die 1* und an 24 Kinder die 1 vertheilen muß, so hat das 30. Kind im Gesammtergebniß die 1 und ist ein sehr gutes Kind; wenn dagegen der Jahrgang schlecht ist und der Lehrer nur an 4 Kinder die 1*, nur an 10 Kinder die 1 und nur an 12 Kinder die 1—2 vertheilen kann, so hat das 30. Kind im Gesammtergebniß nicht einmal 1—2, sondern 2, ist also nicht einmal ein

gutes — oben war es als 30. Kind ein sehr gutes! — sondern nur ein ziemlich gutes Kind! In einer Klasse von vielen schlechten Kindern ists keine Kunst, das 20. zu sein; in einer Klasse von vielen guten Kindern ists vielleicht schon schwer, das 30. zu sein. So ergänzen sich beide Stellen auf der Zensur, Gesammtergebniß und Lokationsnummer, gegenseitig, und da z. B. oben bei der Napoleon'schen Lokationsnummer mir das Gesammtergebniß fehlte, so ist die von mir daselbst gegebene Auslegung durchaus nicht untrüglich. Dies wird noch klarer werden, wenn wir auf die oben gehörte Klage, das Gesammtergebniß mache den Lehrern soviel Noth, noch einen Augenblick achten.

Ja, ganz gewiß ist dieses Gesammtergebniß eine ungeheuer peinliche, schwierige und hundertfältig dem Zweifel unterworfene Aufgabe des Lehrers! Wie oft sagen die Lehrer unter einander, und ebenso oft die Eltern: „Nach diesen Zensuren da oben hätte ich da unten eine ganz andere Zensur als Gesammtergebniß gesetzt.“ Und solche Reden sind sehr schlimm, wenn das Kind sie hört; ja, es ist schon sehr schlimm, wenn das Kind sieht, wie man die Achseln zuckt, mit dem Kopf schüttelt, verwundert auf der Zensur hin und her blickt und sich nicht zurechtfindet. Für mich und meine Lehrer fällt diese Noth vollständig weg: haben wir nur einmal die Lokationsnummern der Kinder, so fragen wir nun blos: „Ist der Jahrgang meiner Kinder gut oder nicht gut?“ und je nachdem er nicht gut oder gut ist, erhalten die ersten 5 oder gar 15 die Zensur 1*, darnach die folgenden 12 oder gar 24 die 1 und so fort; ich wüßte nicht, wie ein Lehrer auch nur im Geringsten noch in Verlegenheit kommen könnte, das Gesammtergebniß festzustellen, wenn die Lokationsnummern feststehen.

Ja, wenn die Lokationsnummern feststehen!

Darauf kommt Alles an; und meine Aufgabe ist jetzt, zu zeigen, wie man sie ebenso bequem als sicher findet. Ich für meine Person finde sie höchst bequem, denn es gibt eben nur Zahlen zu addiren; und ich finde sie auch sehr sicher, denn dergleichen addirte Zahlen geben eine mathematische Gewißheit.

Ich bitte um die Gefälligkeit, mir nur einen Augenblick recht aufmerksam zu folgen; das Geheimniß ist dann sofort entdeckt und gefunden:

Ausgezeichnet	nenne	ich	1*	und	es	zählt	als	1. Zensur = 1.
Sehr gut	„	„	1	„	„	„	„	2. Zensur = 2.
Gut	„	„	1—2	„	„	„	„	3. Zensur = 3.
Ziemlich gut	„	„	2	„	„	„	„	4. Zensur = 4.
Mittelmäßig	„	„	3	„	„	„	„	5. Zensur = 5.
Schlecht	„	„	4	„	„	„	„	6. Zensur = 6.

Weiter habe ich zu bemerken, daß Sitten, Fleiß und Aufmerksamkeit, obenan und groß gedruckt, auch doppelt gerechnet werden, da es ganze Charaktereigenschaften des Kindes sind, nicht blos der einzelne Fortschritt z. B. im Rechnen, Schreiben und Lesen.

Und nun wollen wir uns einmal ein ganz ideal oder möglich gutes Kind denken mit lauter 1* von oben bis unten, so sind das addirt: 1 und 1 und 1 doppelt = 6. Dazu 10 mal 1 die Fortschritte, zusammen 16. Darnach aber auch ein ganz ideal oder möglich mittelmäßiges Kind mit lauter 3 von oben bis unten, so macht dies 5 und 5 und 5 doppelt 30, und dazu 10 mal 5 in den Fortschritten, 50 und 30 = 80.

Zwischen 16 und 80, zwischen dem möglich besten und möglich schlechtesten, würden nun alle übrige Kinder in der Mitte liegen, z. B.

Heinrich Schulze		Ernst Richter
Sitten	1* = 1 = 1	2 = 4 = 4
Fleiß	1. = 2 = 3	2 = 4 = 8
Aufmerksamk.	1. = 2 = 5	2 = 4 = 12
	doppelt 10	doppelt 24
Religion	1* = 1 = 11	1. = 2 = 26
Geschichte	1* = 1 = 12	2 = 4 = 30
Geographie	1* = 1 = 13	2 = 4 = 34
Naturkunde	1* = 1 = 14	2 = 4 = 38
Rechnen	2 = 4 = 18	1—2 = 3 = 41
Deutsch	1* = 1 = 19	2 = 4 = 45
Schreiben	1—2 = 3 = 22	1. = 2 = 47
Zeichnen	1—2 = 3 = 25	1. = 2 = 49
Singen	1. = 2 = 27	1* = 1 = 50
Turnen	1. = 2 = 29	1* = 1 = 51
	29 Einheiten.	51 Einheiten.

In dieser Weise werden sich nun zwischen 16 und 80 alle Kinder der Klasse einordnen; z. B. Heinrich Schulze mit 29 Einheiten wird vielleicht der 15., und Ernst Richter mit 51 Einheiten wird vielleicht der 49.

Hat man so sämmtliche Lokationsnummern gefunden, so fragt man sich, ob der Jahrgang viel oder wenig Lob verdient und theilt sämmtliche 60 Nummern von oben nach unten in Gruppen.

z. B. die ersten	7 =	1*	= 7
die nächsten	15 =	1	= 22
die nächsten	30 =	1—2	= 52
die nächsten	6 =	2	= 58
die letzten	2 =	3	= 60

So steht auch sofort das Gesammtergebniß wunderschön da und läßt nichts an Sicherheit und Zuverlässigkeit zu wünschen übrig.

Man muß dies den Kindern, wenigstens den größern, zeigen, und sie sehen selbst ein, daß so keinem Kinde im Vergleich mit einem andern Kinde Unrecht geschehen kann. Auch Väter und Mütter, und vor Allem der Direktor der Anstalt, können, wenn es sich um mehrere Zensuren derselben Klasse handelt, sich sofort überzeugen, ob Alles unparteiisch zugegangen ist. Ich erinnere mich, daß ich einmal in 12 Klassen sämmtliche Zensuren in dieser Weise nachgerechnet habe; es kostete mich jede Klasse ungefähr eine Stunde Zeit, die Ergebnisse aber waren außerordentlich wichtig, wie das weiter nicht hieher gehört.

Trotz alledem und alledem kann man hierbei doch erleben, daß ein gewissenhafter Lehrer auch so sich noch nicht genügt und ein über die Zensur ihres Kindes mißgestimmtes Elternpaar auch so mit der Schule und dem Lehrer nicht zufrieden ist. „Allerdings", klagen sie, „wird „so keinem Kinde im Vergleich mit den andern „Kindern Unrecht geschehen; aber schließlich ist es doch „eigentlich die Hauptsache, die Zensur des Kindes im „Einzelnen und an sich zu rechtfertigen und z. B. nach„zuweisen, warum das Kind in der Religion blos 1—2, „im Rechnen dagegen 1, in Geschichte und Geographie 1*, „und wiederum im Deutschen blos die 2 erhalten hat." Nun dafür weiß ich auch Rath, freilich nur bei gewissenhaften Lehrern, nemlich bei solchen, welche ein Notizbuch führen, so daß sie die halbjährlichen Hauptzensuren nicht nach den blosen Gedanken, sondern nach bestimmten Unterlagen aus ihrem Notizbuch anfertigen. Hält der Lehrer fleißig sogenannte Klassenprüfungen, ohne Direktor und Publikum, wie ich sie früher einmal beschrieben habe (Band I. S. 33.

35.); merkt er bei diesen Prüfungen im Notizbuch für jedes Kind Zensuren an, verzeichnet ebendaselbst auch **die** Zensuren, welche unter den schriftlichen Arbeiten stehen, so hat er am Schlusse jedes Halbjahres mindestens 7 Zensuren bei jedem Namen im Notizbuch vorräthig, und nun kann er diese 7 Zensuren in der obigen Weise bei allen Kindern addiren, die Summen anordnen und sofort, ganz wie oben, sagen: „Die ersten 15 Kinder sollen z. B. in der Religion 1* ha- „ben, die nächsten 25 blos 1, darnach andere 15 sollen „1—2 erhalten, und die letzten 5 blos 2." Will das ein Lehrer bei allen Rubriken in den Fortschritten machen, so wird das gar nicht übel sein; wenigstens braucht er sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, und Gewissensangst steht er auch nicht mehr dabei aus: es ist eben Alles nothwendiges Ergebniß aus den Ziffern. Die Sympathien für gewisse Kinder und die Antipathien gegen gewisse Kinder, welche uns Lehrern beim Zensurenschreiben so oft arge Streiche spielen und uns die häßlichsten Fehler machen lassen, kommen dann gar nicht zum Vorschein oder werden, wenn sie doch auftauchen, sogleich von den kalten Ziffern überwältigt.

Und nun noch ein Wort darüber, warum, wenigstens in der Volksschule, die Fähigkeiten des Kindes auf der Zensur nicht angegeben sind, obschon sich ein Urtheil über die Fähigkeiten des Kindes beim Direktor im Zensur-Protokoll allerdings findet. Daß es sich nicht auf der Zensur findet, davon scheint mir ein dreifacher Grund vorhanden zu sein:

A. um bei diesen unmündigen Kindern nicht durch ein Lob ihrer Fähigkeiten die Meinung zu erzeugen, das belobte Kind sei ein Genie, was an sich schon gewöhnlich falsch ist und außerdem die nicht minder falsche Meinung im Gefolge zu haben pflegt, daß ein Genie nicht

zu arbeiten brauche, während bekanntlich die genialen Menschen in der Regel erst recht arbeitsam sind. Ebenso besorgt man umgekehrt, es möchte ein ungünstiges Urtheil über die Begabung eines Kindes den Aberglauben bei ihm erzeugen, daß es trotz aller Anstrengung doch nichts lernen werde. Das ist in jeder Schule falsch, in der Volksschule aber doppelt falsch. Jedenfalls nemlich B. geht die Volksschule in ihren Forderungen an die Kinder nur soweit, daß auch das ganz gewöhnliche Geschick eines Kindes in den Kunstfertigkeiten, wie Schreiben, Zeichnen, Singen, Turnen, Stricken und Nähen, sowie der ganz gewöhnliche gesunde Menschenverstand in den Wissenschaften und Sprachen die Klassenziele erreichen können, so daß eine stärkere oder schwächere Begabung bei weitem keinen so großen Unterschied macht, wie in den höhern Schulanstalten. Eine Realschule, eine höhere Töchterschule und ein Gymnasium setzen geradezu eine bessere Begabung voraus, wenn eine höhere Bildung angestrebt werden soll, und sie fragen deshalb nicht blos sehr angelegentlich nach den Fähigkeiten ihrer Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, sondern bringen auch diesen Faktor für das Gesammtergebniß den Kindern und den Eltern zur sorgfältigen Beachtung auf der Zensur zur Kenntniß. Mein Gymnasium wenigstens, d. h. das Gymnasium, das ich besuchte, hatte eine Rubrik „Fähigkeiten" auf der Zensur, und zwar, wie ich glaube, pädagogisch ganz richtig und praktisch ganz nothwendig.

Hier nun wäre allerdings folgender Einwurf möglich: „Du hast behauptet, das Gesammtergebniß müsse Alles enthalten, müsse Alles sagen; also sollte es uns doch auch sagen, ob das Kind ein von der Natur gut oder schlecht begabtes Kind sei; du nennst aber die Fähigkeiten nicht auf der Zensur und zählst sie also auch nicht mit." O

ja, antworte ich, die schönen Talente des Kindes heben ganz von selbst und ganz in der Stille die Zensur in den Fortschritten herauf, und die schwache Befähigung drückt von selbst die Zensur in den Fortschritten herunter. Denn selbst bei Fleiß und Aufmerksamkeit zeichnet sich das schwachbegabte Kind nicht aus, und selbst ohne Fleiß und Aufmerksamkeit macht das gutbegabte Kind einige Fortschritte. Ja, weil sich das von selbst macht, so würden die Fähigkeiten, wenn sie auf der Zensur stünden, schließlich zweimal zählen, was den Talentvollen in großen Vortheil, den Schwachbegabten in großen Nachtheil brächte. Und das ist also, wenigstens bei unserm Verfahren, die Zensuren zu finden,

C. der dritte Grund, warum die Fähigkeiten des Kindes auf der Zensur nicht verzeichnet, wenigstens nicht ausdrücklich mitgezählt werden. Nur Fleiß und Aufmerksamkeit sollen wirklich zweimal zählen, weil das Kind diese Dinge in seiner Gewalt hat, und weil auf diese Charaktereigenschaften, wie auf die Sitten — welche ja auch zweimal zählen — für die Zukunft Alles ankommt.

Und so bliebe auf unserer Zensur jetzt nur noch der Maßstab selbst übrig, jene Zensurgrade, welche ich oben genannt habe: ausgezeichnet, sehr gut, gut; ziemlich gut, mittelmäßig, schlecht, oder in Ziffern: 1*, 1, 1—2; 2, 3, 4, drei Grade für das Lob, und drei Grade für den Tadel.

Zensur

der

vierten Bürgerschule

.... 186 ....

für

N. .... N. ....

25. Schüler der 2. Klasse.

Sitten .... **Fleiss** .... **Aufmerksamkeit** ....
Schulversäumniss ....

Fortschritte in

Religion	Deutsch ....
Geschichte	Schreiben ....
Geographie	Zeichnen ....
Naturkunde	Singen ....
Rechnen	Turnen ....
Geometrie	

Gesammtergebniss ....

Der Klassenlehrer:

Unterschrift der Eltern.

....

1* = musterhaft, vorzüglich, ausgezeichnet. 1 = sehr gut, recht gut. 1—2 = gut. 2 = ziemlich gut. 3 = mittelmässig. 4 = schlecht.

Zensur

der

vierten Bürgerschule

.... 186.........

für

N. .... N. ....

37. Schülerin der 3. Klasse.

Sitten .... **Fleiss** .... **Aufmerksamkeit** ....
Schulversäumniss ....

Fortschritte in

Religion	Deutsch ....
Geschichte	Schreiben ....
Geographie	Zeichnen ....
Naturkunde	Singen ....
Rechnen	Nadelarbeiten ....

Gesammtergebniss ....

Der Klassenlehrer:

Unterschrift der Eltern.

....

1* = musterhaft, vorzüglich, ausgezeichnet. 1 = sehr gut, recht gut. 1—2 = gut. 2 = ziemlich gut. 3 = mittelmässig. 4 = schlecht.

Achter (98.) Brief.

Von den Zensurgraden insbesondere.

Man mag nun die Zensuren in Worten geben oder in Ziffern (vergl. das Ende des vorigen Briefs), in beiden Fällen ist Vorsicht nöthig.

I. Bei den Zensuren in Worten halte ich die Ausdrücke: „genügend" und „befriedigend" geradezu für gefährlich, weil diese Ausdrücke im Munde des Volks sich nicht finden und deshalb die gröbsten Mißverständnisse herbeiführen können. „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten," sagt Schiller, und so meinen wohl gar Viele, daß, wer seinen Lehrern genügt oder genug gethan hat, sie befriedigt hat, selbst eine Art Unsterblichkeit verdiene, und doch, doch — wie weit würde das von der Absicht und Bedeutung dieser Zensur abweichen! „Genügend" und „befriedigend" sind in der Regel der 3. oder 4. Grad, also schon Tadel, und es wäre deshalb sicherlich besser, zu sagen: „ungenügend" und „nicht befriedigend." Selbst die Zensur „zufrieden" ist doppelsinnig; denn ich meine fast, daß der eine Lehrer mit der „guten" Arbeit sich „zufrieden" stellen läßt, während der andere hoch und theuer seiner Klasse versichert, daß er nur mit ganz guter, „sehr guter" Waare „zufrieden" sein könne.

Diese Unsicherheit der Begriffe wird aber zu allermeist dadurch fast ins Unendliche gesteigert, daß Manche die in Worten gegebenen Zensuren unter den Arbeiten der Kinder und selbst auf der Hauptzensur in unendlicher Mannigfaltigkeit bringen; ich gebe hier eine kleine Musterkarte: ausgezeichnet, vorzüglich, musterhaft, recht lobenswerth, lobenswerth, sehr

gut, recht gut, sehr wohlzufrieden, wohlzufrieden, zufrieden, ohne Fehler, gut, fast zu loben, ziemlich zu loben, ziemlich gut, fast gut, befriedigend, genügend, kaum genügend, ungenügend, nicht gut, nicht sonderlich, leidlich, mittelmäßig, unzufrieden, sehr unzufrieden, fehlerhaft, sehr fehlerhaft, schlecht, sehr schlecht, unter aller Würde: zusammen 31 — schreibe einunddreißig — Zensuren! Es gibt das viel, sehr viel zu denken.

Aeußerlich ist es schon sehr unbequem, bei den Zensuren: „lobenswerth, genügend, fehlerhaft" u. dergl. hinzuzudenken: „Arbeit," während bei den Zensuren: „zufrieden, unzufrieden" und ähnlichen hinzuzudenken ist: „Lehrer;" doch dies ist eine Nebensache und von keinem Belang, wenigstens so lange, als dergleichen nicht recht zusammenpassende Zensuren auf ganz verschiedenen Seiten im Hefte des Kindes stehen. Bedenklich wird aber obige Musterkarte ganz gewiß, wenn man fragt: Warum diese übergroße Auswahl von Ausdrücken? Am häufigsten ist es wohl das ganz lobenswerthe Streben zu individualisiren, d. h. jedes Kind nach seiner Eigenthümlichkeit und besondern Art zu behandeln. Aber hier ist die Gefahr sehr groß. Eltern und Kinder wissen zuletzt nicht mehr, welche Zensur besser oder schlimmer ist, ob „fehlerhaft" schlimmer ist, als „mittelmäßig;" „lobenswerth" besser, als „sehr gut;" „unzufrieden" ebenso schlimm, wie „schlecht;" Eltern und Kinder, insbesondere die Kinder für sich und untereinander, ja schließlich die Lehrer selbst verlieren jeden sichern Maßstab, und der Direktor, welcher in einen Streit zwischen Schule und Elternhaus hineingezogen wird, steht völlig rathlos da. Reden wir doch, wie das Volk redet; drücken wir uns doch populär aus und fassen wir die Sache recht praktisch an. Wenn Einer aus dem Volke mit einer Person oder Sache zufrieden ist, daß er sie nicht tadeln, aber auch nicht ge-

rade loben kann, so sagt er: Diese Person oder Sache ist gut; will er aber diese Person oder Sache wirklich loben, so sagt er: Sie ist recht gut oder sehr gut; und findet er, daß diese Person oder Sache etwas absonderlich Gutes ist, so sagt er: Sie ist vorzüglich, ausgezeichnet, musterhaft. Beim Tadel ist es Dasselbe. Wer noch schwach tadelt, nennt die Person oder Sache ziemlich gut; wer sie stärker tadelt, nennt sie mittelmäßig, und wer ganz und gar tadelt, nennt sie schlecht. Das sind durchaus gemeinverständliche, populäre Ausdrücke, und ihrer wollen wir uns deshalb immer bedienen. Im Ganzen sind es neun Ausdrücke für sechs Zensurgrade, 3 für das Lob und 3 für den Tadel, jedenfalls genug Grade und genug Ausdrücke, um zu individualisiren. Was darüber ist, das ist gewiß vom Uebel. Es hat Alles in der Welt sein Maß und sein Ziel, seinen Anfang und sein Ende, auch das Individualisiren muß irgendwo ein Ende haben.

II. Wir kommen nun zur zweiten Art der Zensuren, nemlich zu den Zensuren mit Ziffern, welche man zur Bequemlichkeit beim Schreiben, nicht minder aber auch zur Sicherstellung der Begriffe gewählt hat. Was eine 1 und eine 2 bedeutet, dachte man wohl, das weiß doch gewiß Jedermann; was ist sicherer, zuverlässiger, gleichsam unumstößlicher und mathematisch gewisser, als die Ziffer? Weit gefehlt, sehr weit gefehlt! Fragen wir doch einmal in den verschiedenen Schulen an, wie man die 1 übersetzt: da finden wir sofort einen gewaltigen Unterschied. Die Einen übersetzen die 1 mit „ausgezeichnet," die Andern mit „lobenswerth" oder „sehr gut," und es beträgt also der Unterschied einen ganzen Grad.

Ich für meinen Theil frage auch hier wiederum: was denkt sich das Volk unter 1, was macht der große, allgemeine Sprachgebrauch zur 1? Denn die Schule, namentlich

die Volksschule, hat schlechterdings kein Recht, hierin etwas Anderes einzuführen, als was seit Jahrhunderten in der Begriffswelt des deutschen Volkes feststeht. Fragen wir also: Was heißt im gewöhnlichen Leben das Erste, der Erste, die Ersten, die Eins?

In einer Dorfschenke sagte einmal ein Bauer: „Wenn „man meinen Nachbar und den Leonhardt ausnimmt, so „sind und bleiben die 3 Güter unten am Bach allemal die „ersten im ganzen Dorfe." Dieser Mann kannte also zwei Güter, welche noch mehr werth waren, als die ersten Güter. Ganz ebenso begnügt sich der Mehl- und Gräupchenhändler durchaus nicht mit der 1, sondern bezeichnet den Kaiserauszug mit 0, selbst mit 00, so daß die Sorte Nr. 1 zur dritten herabsinkt. Und wer hätte nicht andere Kaufleute oder auch Gewerbtreibende sprechen hören von ihrer extrafeinen, superfeinen Waare, von ihrer nonpareille und sanspareille, welche ebensogut, wie die Sorten exquis und supérieur, sämmtlich noch über der Sorte Nr. 1. stehen. Solche exquisite d. h. auserlesene Leute sind die sogenannten Eliten im Heere, nemlich Mannschaften, die selbst über den ersten Truppen, über der Garde, stehen. Unsere Eisenbahnen haben ebenso über die erste Wagenklasse hinaus noch Staatswagen für die Eminenzen, Exzellenzen, Hoheiten und Majestäten, ganz folgerichtig, da diese Personen noch über den sogenannten ersten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft stehen. Auch in Theatern, Konzert- und andern Sälen gibt es innerhalb des ersten Platzes noch Noblegallerien und Sperrsitze, welche bekanntlich theurer sind, als der erste Platz überhaupt. In den Schulen gibt es über der ersten Klasse häufig noch eine Selekta; wir sprechen von Talenten erster Größe, und doch kennen wir noch darüber hinaus den Genius oder das Genie; die Orchester haben eine erste Violine, die sich gleichwohl dem

durchreisenden Virtuosen bescheiden zur Begleitung anbietet; unsere Theater haben in der Oper eine prima donna, welche gleichwohl vor einer durchreisenden großen Sängerin die Segel streicht und einmal mit der zweiten Partie sich begnügt; die Künstler-Akademien heben aus den Zöglingen mit der ersten Zensur noch solche heraus, welche Reise-stipendien erhalten; unsere Staatsregierung hat in verschiedenen Kandidatenprüfungen die 1 mit einem Stern; die Universitäten haben die 1 cum elogio; viele Schulen die 1 mit a, was mehr ist, als die blose 1; und das Ordens-kapitel in einem Lande heftet doch nicht allen Männern erster Größe, sondern nur einzelnen den Ordensstern auf die Brust. Die 1 ist also nach ganz allgemeinen Begriffen durchaus nicht der Superlativ, der Alles übertrifft, der höchste Grad; oder wenn man mir das nicht zugibt, so sage ich: Wir alle bilden keck zu dem Superlativ 1 noch einen potenzirten Superlativ 1* und sagen: unter den Besten der Allerbeste, unter den Liebsten der Allerliebste, unter den Ersten der Allererste. Diese Rechnung ist so ganz allgemein und auch ihrem Begriff nach so ganz statthaft, daß es Niemand einer Bereiter- oder Seiltänzergesellschaft verübelt, wenn sie heute zum letzten Male, und morgen zum allerletzten Male spielt.

Mit welchem Rechte also übersetzt die Schule die 1 mit „ausgezeichnet," da im Grunde kein Mensch bei der 1 sich etwas Ausgezeichnetes denkt, sondern nur etwas recht oder sehr Gutes? Und mit welchem Recht nimmt die Schule den vielen sehr guten oder recht guten Kindern die nach allgemeinen Begriffen wohlverdiente 1, um sie einigen wenigen ausgezeichneten Kindern zu geben? Man wird den allgemeinen Sprachgebrauch doch nicht ändern, wie so Manche denken, welche an eine gewisse Allmacht der Schule glauben. Das Elternhaus weiß wenigstens un-

gefähr sehr wohl, was recht gute Schüler und Schülerinnen sind, und wenn diese Kinder keine 1 nach Hause bringen, nun so — nun so — unterwirft man sich wohl der Schule und glaubt an die 1–2? Durchaus nicht: man schüttelt den Kopf, man zuckt mit den Achseln, man schweigt im besten Falle vor den Kindern und drückt seinen Unmuth nur um so kräftiger aus, wenn Vater und Mutter allein sind. Leider wird dadurch oft das Elternhaus gleichgiltig gegen die Zensuren, oder mißtrauisch, oder selbst gereizt? Ich tadle in solchem Falle selbst diese Gereiztheit nicht; denn das Rechtsgefühl ist verletzt, und wehe unserm Geschlecht, wenn es selbst bei einer Rechtsverletzung nicht gereizt wird! Zuweilen findet derselbe Unmuth der Eltern ziemlich scharfe Waffen gegen den Lehrer: „Ein schöner „Lehrer, sagt man, der unter 60 Kindern nur 6 mit der „Zensur 1 hatte; der gute Herr hat mit den Zensuren für „die Kinder eine sehr schlechte Zensur für sich selbst mitge„schrieben." In den meisten Fällen thut man ihm Unrecht: konnte denn der arme Mann anders? Er hat wirklich unter seinen 60 Kindern 20 recht gute Kinder, aber unglücklicher Weise unter diesen zwanzig recht guten auch sechs ausgezeichnete, und um nun diesen 6 Kindern gerecht zu werden und sie wirklich „ausgezeichnet" zu nennen, mußte er nach der Zensurskala seiner Schule jenen 14 Kindern die wohlverdiente 1 nehmen, nur um sie diesen 6 geben zu können.

Darum schlage ich vor, der 1 das populäre „recht gut" und „sehr gut" zu lassen, bei den ausgezeichneten Kindern aber der 1 noch ein Sternlein hinzuzufügen, wie das unsere Staatsregierung bei gewissen Kandidatenprüfungen auch thut; 1 mit einem Asterisk, sagen die Franzosen, 1 cum elogio oder 1a, die Universitäts- und Gymnasialprofessoren. Es ist ja doch kein Ordensstern, kein Or-

densband, keine Medaille, wie die französischen Kinder nach ihren Prüfungen erhalten und selbst öffentlich auf der Straße tragen. Das ist zuviel Ehre für ein Kind! Eine solche Auszeichnung setzt immer einen schon vernünftigen erwachsenen Menschen voraus; einem Kinde verdreht sie den Kopf und kann ihm gewisse fixe Ideen beibringen, an welchen es Zeit seines Lebens in der krankhaftesten Weise zu leiden hat. Unser deutsches Sternchen auf dem Papier dagegen ist, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, sehr unschuldiger Natur und könnte nur gefährlich werden, wenn man es z. B. unter 60 Kindern einem einzigen oder zweien geben wollte; gibt man es, wie oben der Fall gesetzt wurde, an sechs, so ist die Wirkung unbedenklich. Fände ein Lehrer auch diese Zahl noch gefährlich, nun so braucht er nur die Zahl der besternten Kinder beliebig zu vermehren, und es schwächt sich die Auszeichnung ganz von selbst.

Beiläufig sei auch noch erwähnt, daß in Schulen, welche den Stern beim Zensurengeben zulassen, es durchaus nothwendig erscheint, alle Zensuren mit der Unterschrift der Eltern an den Lehrer zurückgehen zu lassen, damit die Kinder nicht verführt werden, zu ihrer 1 eigenmächtig und eigenhändig ein Sternlein hinzuzufügen, eine Gefahr, welche ziemlich groß ist, wie ich wohl weiß, aber doch nicht so groß und nicht so unausweichlich, daß man darüber die ganze Stufenleiter abändern, verkürzen und schadhaft machen müßte. Auch die beste Sache ist dem Mißbrauch und der Fälschung ausgesetzt, ohne deshalb aufzuhören, die beste, ja selbst die allerbeste Sache zu sein. Zu empfehlen ist dabei, hinter dem Stern, nicht unter dem Stern für die 1 auf der Linie einen tüchtigen Punkt zu setzen, sowie jeder nicht besternten 1 dicht neben ihr ebenfalls auf der Linie einen Punkt beizugeben. Dann

erkennt man den gefälschten Stern sofort an dem falsch stehenden Punkt unter ihm, welcher freilich durch das Radirmesser entfernt werden kann, dann aber nur um so schneller die Fälschung verrathen wird; denn jede Spur des Radirmessers auf einer Zensur erregt sofort Verdacht und muß Nachfrage und Untersuchung nach sich ziehen.

Unsere Staatsregierung scheint meine Besorgniß hinsichtlich des Sternes zu theilen, indem sie auf den obenerwähnten Zensuren der Herren Kandidaten den Stern nicht mit Dinte der 1 hinzufügen, sondern mit einem Stempel beidrucken läßt, was allerdings — mit Erlaubniß der Herren Kandidaten sei es gesagt — eine Fälschung ganz unmöglich macht.

Soviel von der richtigen und populären Stufenleiter der Zensuren. Nun gibt es aber Schulen, in welchen, selbst die richtigste Stufenleiter vorausgesetzt, doch zu Michaelis, also nach dem ersten Halbjahr, die Zensuren unerwartet tief stehen. Es ist diese Erscheinung zu wichtig und auch zu auffallend, um hier ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden. Diese Schulen sagen: „Es muß „doch etwas für Ostern übrig bleiben, es muß eine Stei„gerung möglich sein: darum müssen alle Zensuren zu „Michaelis überhaupt tiefer stehen, als zu Ostern.“

In dieser Behauptung ist wenigstens das schon hoch zu schätzen, daß man kurz und bündig eingesteht, die Zensur stehe wirklich tiefer, als sie stehen solle, die Zensur sei unwahr und ungerecht, man messe die Kinder zu dieser Zeit mit einem Maßstab, der nicht der richtige sei; natürlich geschieht dies Alles, wie man meint, aus einem guten pädagogischen Grunde. Darnach erhellt aber auch sofort, daß man aus diesem pädagogischen Grunde — er sei, welcher er wolle — viel zu viel folgert, wenn man sagt, alle Zensuren müßten zu Michaelis et-

was tiefer stehen, damit für Ostern etwas übrig bleibe; denn, den obersten Zensurgrad ausgenommen, lassen ja alle übrigen Grade eine Steigerung zu. Meint man aber damit, man dürfe gleichsam den Tag nicht vor dem Abend, das ganze Schuljahr nicht vor Ostern loben, so verletzt man das Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein des Volkes ganz ungeheuer. Denn gibt man den Kindern zweimal im Jahre Zensuren, so hat man auch zwei Abschnitte, zwei selbstständige Abschnitte im Schuljahre gemacht, und zwar zwei sehr verschiedene Abschnitte. Selbstverständlich sind nemlich die Forderungen an ein Kind nach 6 Monaten geringer, als nach 12 Monaten, und der Maßstab ist ebendeshalb zu Michaelis ein geringerer, als zu Ostern; aber mit dem **kleinern** Maßstab gemessen, muß es ja im ersten Abschnitt ebensogut vorzügliche, sehr gute und gute Leistungen geben, wie im zweiten Abschnitt, wo man einen andern Maßstab anlegt. Dies sagt einem Jeden das blose Rechtsgefühl; und dieser Mißgriff wäre deshalb fast zu arg, um an ihn zu glauben. Ich meine vielmehr, man wolle überhaupt nur aussprechen, daß das Lob leicht übermüthig mache, und daß man deshalb mit dem Lobe sparsam umgehen müsse. Aber hilf Himmel! was macht man so oft aus diesem an sich ganz wahren Worte! Sei sparsam, sei haushälterisch mit dem Lobe! Das verstehen Viele geradezu so, als sagte man: „Sei geizig und gib gar nichts aus, lobe niemals!" und es entsteht nun in der Schule dasselbe „ewige Tadeln," das wir leider Band II. S. 62 im Elternhause gefunden haben. Ein Lob, eine gute Zensur ist Vielen geradezu ein Greuel, eine unerträgliche Forderung, die Vater, Mutter oder Direktor zu Gunsten eines Kindes machen. Und so geben diese Lehrer wirklich nur schlechte Zensuren — das ist Thatsache — und die äußere Folge ist, daß nunmehr Lehrer und Kinder, wie so

oft, sich in einem verhängnißvollen Zirkel befinden: die Kinder arbeiten schlecht, weil sie ja doch niemals eine gute Zensur erhalten, und der Lehrer gibt lauter schlechte Zensuren, weil die Kinder ewig schlecht arbeiten. Das ist schon sehr schlimm; aber tausendmal schlimmer ist die innere Erbitterung der Eltern und Kinder gegen die Schule, der ewige stille Kriegsfuß, auf welchem die Schule mit dem Elternhause steht. Es ist nun einmal jeder Arbeiter nicht überhaupt eines, sondern gerade seines Lohnes werth, nach göttlichem und menschlichem Gesetz. Der Lohn der Schnitter, den du ihnen nicht gegeben hast, sagt der Prophet, schreit zum Himmel nach Rache! Wenn daher das Lob in der Schule wohlverdient ist, so wird die Vorenthaltung dieses Lobes ganz sicher, gewiß und wirklich schaden, während die Ertheilung desselben Lobes vielleicht und bei einiger Vorsicht nichts schadet; ja, tadelt man gar, wo man loben sollte — geschähe es auch noch so leise — so ist vollends der unverdiente Tadel tausendmal gefährlicher, als das wohlverdiente Lob; denn jener Tadel verletzt geradezu das Rechtsgefühl der Eltern und der Kinder. Daher kommt es denn auch, daß Elternhaus und Schule gerade zu Michaelis mehr noch und lauter noch, als sonst, auf dem leidigen Kriegsfuße stehen; daß die Eltern meinen, sie müßten den Lehrer erst förmlich belagern, um ihm eine gute Zensur für ihre Kinder zu entreißen und gleichsam abzutrotzen; sie müßten mit den Heften der Kinder ihm auf die Wohnung rücken, müßten toben und drohen, um nur — zu ihrem Rechte zu kommen. Ja wohl, zu ihrem und ihrer Kinder gutem Rechte! Denn gesetzt, das Kind verdiene zu Michaelis den höchsten Zensurgrad, der Lehrer verweigert ihn aber zu Michaelis, damit ihm dieser Zensurgrad, dieses „Etwas," wie es oben hieß, zu Ostern übrig bleibe: was will er denn dem Kinde, wenn es sich

nun wieder von Michaelis bis Ostern ausgezeichnet hat, mehr geben, als es ohnehin erhalten müßte? Offenbar erleiden Eltern und Kinder hier einen baaren Verlust, nemlich eine gute Zensur statt zweier, haben Ursache zu klagen, laut zu klagen; denn jeder Arbeiter ist nun einmal seines Lohnes werth, und Verlust bleibt Verlust, Recht bleibt Recht auch — — — in der Schule!

Neunter (99.) Brief.

Von den Lesebüchern der Kinder für die langen Winterabende oder den sogenannten Kinderbibliotheken.

Die Lesebücher der Kinder oder die sogenannten Kinderbibliotheken erhalten durch den obigen Zusatz: „für die langen Winterabende" sofort ihren richtigen Platz in der Kinderwelt und in der Pädogogik; denn es fragt Jedermann ganz von selbst: „Was machen denn unsere Kinder an den langen Sommertagen?" und er gibt sich ebenso schnell die Antwort: „Sie spielen im Freien." Vorausgesetzt natürlich, daß sie zuvor ihre Schule besucht und darnach zu Hause ihre Schularbeit gemacht haben. Nach dieser doppelten Arbeitszeit die Kinder im Sommer innerhalb der Mauern des Hauses einzusperren und sie zum Lesen guter Bücher anzuhalten, wäre so unnatürlich und zugleich so unmenschlich, daß hier nicht weiter davon die Rede zu sein braucht. Im Freien findet das Kind nach der Arbeit nicht allein frische Luft, die es vorher im Schulzimmer und im Wohnzimmer vielleicht 10 Stunden lang,

ja, das Schlafzimmer mitgerechnet, vielleicht 18—20 Stunden entbehrt hatte, sondern auch Raum zur Bewegung, Spielraum zum Laufen, Springen, Hüpfen und Tanzen, also Luft und Bewegung, zwei Dinge, welche zur Gesundheit des Leibes und der Seele bei Erwachsenen und wieviel mehr noch bei Kindern Grundbedingungen sind. Doch das liebe deutsche Vaterland hat einen kurzen Sommer, oft einen rauhen Herbst, einen langen Winter und ein spätes Frühjahr, und die Kinder müssen, wenn es stürmt oder regnet, schneit oder friert, hinein in die enge Stube, wo sie sehr gewöhnlich mit lautem und lebhaftem Spiel Eltern, Geschwistern und Hausgenossen zur Last fallen würden, und wo sie ebendeshalb oft froh sein müssen, wenn sie nur am großen oder kleinen Familientisch ein beleuchtetes Plätzchen finden, um, wie man zu sagen pflegt, etwas Ordentliches spielen zu können. Und hier nun theilt sich ihr Spiel ganz von selbst in zwei Arten, in

1. das aktive oder thätige, handelnde Spielen, z. B. mit Puppen, Karten, Schach, Dame, Mühle, Domino, Bilderbogen, Kleister und Leim, Bauholz, bleiernen und hölzernen Figuren; und in

2. das passive oder leidende, blos empfangende Spielen, nemlich das Lesen guter Bücher.

Diese beiden Benennungen sind an sich bald gerechtfertigt und dann auch recht lehrreich.

Ein Kartenblatt an sich ist nichtssagend und todt, im Spiel erhält es aber sofort große Bedeutung und ein wahres Leben. Ebenso ist eine Puppe, Bauholz, ein Bilderbogen, eine bleierne Figur an sich werthlos und nichtssagend, mindestens wenig sagend; erst wenn die Kindesphantasie für die Puppe den Anzug, für den Bilderbogen die Farben wählt, das Bauholz zur Festung und die Blei-

soldaten darin zur Besatzung macht, erhält all dies Spielzeug Leben und Bedeutung, Bewegung und Sinn, und da das Kind mit seinem kleinen Genius dem Spielzeug dieses Leben einhauchen muß, so kann dieses Spielen ganz richtig aktiv oder thätig oder handelnd heißen, während wir beim Lesen einer Reisebeschreibung eben nur insoweit selbst thätig sind, als wir mechanisch lesen, im Uebrigen aber die Eindrücke und Bilder aus dem Buche einfach auf- und annehmen, wie sie eben geboten werden, nur dabei empfangend und also leidend oder passiv über dem Buche dasitzen. Wie nun dem Körper nicht ewige Ruhe und weniger noch ewige Bewegung frommt, sondern wie ihm die rechte Abwechselung zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Geben und Nehmen am heilsamsten ist, so auch bei dem Geiste.

Wer sein Kind immer lesen läßt, und wären es die besten Jugendschriften; wer ihm zu Weihnachten vielleicht die ganze Jugendbibliothek von Nieritz, ungefähr 200 Bändchen, bescheert und im Laufe der nächsten 10 Monate lesen läßt, der überfüllt Herz und Gemüth und Phantasie des Kindes mit Bildern, Gefühlen und Eindrücken, die es nicht geistig verarbeiten und gleichsam verdauen kann, verwirrt es, macht es träumerisch, zu den gewöhnlichen Geschäften des Lebens unlustig und untüchtig, kurz, er untergräbt vielleicht das Wohlergehen seines Kindes für alle Zukunft. Die einmal aufgeregte Phantasie gefällt sich in dieser Aufregung, geräth früher oder später in eine Art geistiger Trunkenheit, wird bald gegen die gewöhnlichen und unschuldigen Reizmittel abgestumpft und sucht nun immer stärkere Reizmittel auf, z. B. Ritter-, Räuber- und Gespenstererzählungen oder gräßliche Verbrechergeschichten. So schaffen sich diese Kinder eine eigene Gefühls- und Gedankenwelt, die mit der wirklichen Welt nichts gemein hat und

eben deswegen das Kind, den Jüngling und die Jungfrau um den rechten Frieden mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst betrügt. Solche unglückliche Opfer der Lesewuth gibt es besonders in den höhern Ständen, da diese Stände sehr natürlich leicht in Versuchung kommen, überhaupt bei ihren Kindern Vieles zu verfrühen, sie in das Theater, in Konzerte, große und glänzende Gesellschaften, selbst auf Bälle zu führen und so auch ihnen viel zu viel und viel zu starke Bücher in die Hände zu geben. Diese Kinder sollen recht viel in sich aufnehmen, sollen recht viel sehen, hören, denken und fühlen, damit sie bald in der Gesellschaft der Erwachsenen mitreden können, damit sie bald in der feinen Welt auch geistreich und gefühlvoll sein können, damit sie einmal recht hoch, wo möglich noch höher, als der hochgestellte Vater und die hochgeborne Mutter, steigen können. O wie sehr täuscht man sich da oft! Gerade dieses viele Lesen, dieses reichliche Aufnehmen fremder Bilder und Eindrücke macht den Geist bequem, träge und schwerfällig, verrückt die kindliche Seele aus allen ihren Fugen, daß wir statt eines naiven Kindes ein superkluges Kind bekommen, oder daß aus dem Wunderkinde von 8 Jahren ein halbblödsinniges Kind von 12 Jahren wird. Der Direktor einer Schulanstalt für die Kinder höherer Stände würde daher etwas sehr Ueberflüssiges thun, wenn er durch Errichtung einer Kinderbibliothek seine Schulkinder zum häuslichen Lesen veranlassen und einladen wollte; diese Kinder erhalten genug des Lesestoffs von ihren Eltern und Großeltern, Onkeln und Tanten, Pathen und Hausgenossen, und insofern jedes Uebermaß, und wenn es das Beste wäre, das wir so genießen, schadet, so könnte ein solcher Direktor beim besten Willen vielleicht nicht blos etwas Ueberflüssiges, sondern selbst etwas Schädliches thun.

Ganz anders ist es bei den Kindern der mittlern und untern Stände. Bücher kosten Geld; und vollends Bilderbücher, Reisebeschreibungen mit Landkarten, illustrirte Geschichtsbücher, Kupferwerke für die Naturwissenschaften sind theuer. Man sorgt deshalb blos für das nöthige Spielzeug der Kinder, in dem ganz richtigen Gefühl, daß diese Unterhaltung des Kindes durch sich selbst, diese aktive, selbstthätige Unterhaltung die kindliche Natur am sichersten und am besten befriedigt, keine Gefahren mit sich bringt, wenn sonst das Spielzeug gut gewählt ist, und daß namentlich jede Uebertreibung fast von selbst wegfällt oder doch gefahrlos ist. Was soll es auch schaden, wenn Mädchen eine Woche lang täglich 3 Stunden lang mit ihren neuen Puppen, z. B. in der Weihnachtszeit, spielen oder Knaben ebensolange mit ihren hölzernen, bleiernen oder papiernen Soldaten? Laß dieselben Kinder ebenso oft und ebenso lange lesen, in guten Büchern lesen, und du findest vielleicht zu Ende der Woche eines dieser Kinder wie verblüfft, daß du förmlich erschrickst. Also ganz richtig wird man, wenn man nur entweder Spielzeug oder Lesebücher kaufen kann, das Spielzeug wählen. Aber jetzt müssen wir doch diesen spielenden Kindern wenigstens an den langen Winterabenden etwas näher treten. Ich habe soeben Kinder genannt, welche eine Woche lang täglich 3 Stunden, z. B. von 5 bis 8 Uhr, mit ihren Puppen oder ihren Soldaten ununterbrochen spielen: wird es wohl viel solcher Kinder geben? Ich meine nicht. Es geht den guten Kindern bei diesem durch und durch thätigen, aktiven Spiel nicht schließlich, sondern oft schon lange vor dem Schluß des langen Winterabendes der Witz aus; sie mußten ja doch bei Puppen und Soldaten Alles selbst erfinden und schaffen, wenn Leben in den Balg der Puppe und in das Blei der Soldaten kommen sollte: was Wunder, wenn sie

oft nach einer reichlichen Stunde in aller Stille zusammenpacken, und was nun?

Nun, dann gibt es eine doppelte Art und Weise, wie die übrige Zeit ausgefüllt wird.

In dem einen Falle nemlich wird das Kind, besonders das Mädchen, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, und dann, ja ganz gewiß dann ist es kein Unglück für das Kind, wenn es nicht zum Lesen guter Bücher kommt; ist doch vor Allem dem Müßiggang gesteuert.

Oder zweitens, das Kind wird nicht mit häuslicher Arbeit beschäftigt, und dann, ja dann ganz gewiß ist es ein großes Glück für das Kind, wenn es ein gutes Buch zum Lesen hat; denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. Demnach wird auch der Direktor einer Schule für die mittlern und untern Stände bei der Errichtung einer Kinderbibliothek durchaus nicht für alle des Lesens fähige Schulkinder sorgen wollen: für manche Kinder ist an den langen Winterabenden schon gesorgt durch häusliche Geschäfte. Bei diesen häuslichen Arbeiten ruht ja auch der kindliche Geist aus; da macht es sich das Kind vielleicht zur Lust und zum Spiel, den Erwachsenen zu helfen, als sei es selbst schon etwas Rechtes; da wählt es vielleicht schon in aller Stille seinen künftigen Beruf; da sieht und hört es vielleicht bei seinen Gängen durch die Stadt und zu den Kunden oder Bekannten des Vaters mancherlei Nützliches; da lernt es vielleicht schon ein gutes Stück Lebensklugheit, macht schon Erfahrungen und wird durch Erfahrung klug; da erkennt es vielleicht im wirklichen Leben besser, als in irgend einem Buche, wie ernst das Leben sei, wie ernst und hart und rauh es vielleicht auch einmal für das Kind selbst werden kann. Sicherlich ist es also kein Unglück für das Kind, daß es nicht zum Lesen kommt, und wenn ein solches Kind seinem Lehrer sagt,

daß es kein Buch aus der Kinderbibliothek der Schule mit nach Hause bringen solle, so wird sich der Lehrer vollständig beruhigen.

Aber nicht in allen Familien der mittlern und untern Stände gibt es soviel häusliche Arbeit für die Kinder des Hauses, daß an den langen Winterabenden, nachdem sie sich satt gespielt haben, oder auch bevor sie sich müde spielen, die müßige Zeit mit häuslichen Geschäften ausgefüllt würde; und dann, ja dann ganz gewiß ist es ein Glück für die Kinder, ein gutes Buch zur Hand zu haben.

Müßiggang ist aller Laster Anfang! Aus bloser Müßigkeit und Langeweile gehen, um mit dem Schlimmsten anzufangen, solche Kinder oft des Abends viel zu früh zu Bett, und die Erwachsenen, welche eines Kindes, das „nicht weiß, was es machen soll", los sein wollen, sehen das gewöhnlich gar nicht ungern, ja, nöthigen vielleicht solche Kinder, welche, wie gesagt, noch gar nicht müde und schläfrig sind, zum Zubettgehen. Aber das ist höchst gefährlich. Man hatte ein nur unartiges Kind zu früh zu Bett geschickt, und es steht früh ein arger Sünder, eine arge Sünderin, mit geheimer Sünde befleckt, wieder auf. Das war die erste und allerschlimmste Folge für das müßige, unbeschäftigte Kind. Wer aber zählt alle die Unarten und Fehler, die außerdem zu entstehen pflegen, wenn einmal das Kind sich langweilt und in weinerlichem Tone ausruft: „Ich weiß nicht, was ich machen soll!"

Bald mischt es sich in die Arbeiten oder Spiele der Geschwister und richtet da Unfrieden, ja, oft recht verdrießliche Zänkereien an, welche gar nicht selten eine ganz allgemeine Störung in der Familie hervorbringen, wenn z. B. den ältern Geschwistern zugemuthet wird, mit den jüngern Geschwistern zu spielen und ihnen die Zeit zu vertreiben. Nun thun dies zwar die ältern Geschwister ganz gern, so lange

die jüngern Geschwister noch ganz klein sind; aber Schulkinder von 8—10 Jahren unterhalten zu müssen, wird den ältern Geschwistern doch sauer, da sie mit Fug und Recht glauben, so große Kinder könnten sich selbst schon die Zeit vertreiben. Ein anderes Mal laufen diese müßigen Kinder zu den Nachbarskindern, schwatzen in andern Familien oder aus andern Familien ungehörige Dinge und erhalten schließlich entweder zu Hause den Befehl, zu bleiben, wo sie sind, oder auswärts den Befehl, zu gehen, wo sie hergekommen sind. Noch andere Kinder kriechen vor langer Weile in der Hausflur, in der Küche, in der Werkstatt oder Schreibstube des Vaters herum, treiben allerhand Unfug oder haben allerhand Mißgeschick und werden auch da schließlich als überflüssige Personen weitergeschickt. Zuweilen aber haben sie bei ihren Streifzügen auf dem Schüsselbret in der Küche oder unter dem Handwerkszeug in der Werkstatt ein altes, schmutziges Buch entdeckt, eine sogenannte Scharteke aus einer Leihbibliothek oder sonstwoher, und das suchen sie nun wegzustipitzen oder erbetteln sie sich auch, verkriechen sich mit dem Buch an irgend ein hellerleuchtetes Plätzchen und lesen, ja lesen manchmal Dinge, daß man die Hände über den Kopf zusammenschlägt, wenn man sie dabei erwischt. Ei, so benutzen wir doch diesen Wink, den der Vorwitz der Kinder uns gibt; geben wir ihnen lieber selbst ein gutes Buch in die Hand, und alsobald wird die liebe Noth mit den Kindern in der Familie ein Ende haben.

Und zu solchem Liebesdienst für Eltern und Kinder haben von jeher eine große Menge von Lehrern und Geistlichen oder sonst kinderfreundlichen Seelen die Hand geboten. Soll ich, um einige Beispiele zu geben, in der nächsten Nähe, wie das am bequemsten ist, beginnen, so muß ich wohl, da jeder sich selbst der Nächste ist, mit mir selbst

anfangen und meinen „Bolivar und San Martin oder den Befreiungskampf in Südamerika“ nennen, ein Buch, das die alten Jugendschriften von Campe: Columbus, Cortez und Pizarro, bis auf unsere Zeit fortführen soll; darnach habe ich noch aus nächster Nähe die „Kinderpredigten“, „Christus an die Kinderherzen“, „das Röschen von Lindenau“ von unserm Dr. Pilz zu nennen, Direktor Vogel's Kinderfreund in 12 Bändchen und seine deutschen Geschichten in 2 Bändchen, Auguste Schmidt, Volbeding, Jeep, Pastor Ahlfeld, Pastor Simon, Julius Kell, Louis Thomas, Herrmann Wagner, Wilhelm Wägner, sämmtlich in Leipzig; darnach kommt Heger in Dresden und der unerschöpfliche Nieritz ebendaselbst; in der Lausitz v. Houwald und Wildenhahn; in Breslau Kletke; in Berlin Bormann, Dielitz, Diesterweg und eine ganze Bibliothek für Kinder von einem Kommunallehrer-Verein daselbst; in Hamburg Campe, Julin-Fabricius und Amalie Schoppe; in Bremen Krummacher und Gräfe; am Rhein Arndt und Curtman; in Thüringen Herder, Salzmann und Bechstein; im gemüthlichen Schwabenlande der hochgestellte und doch so liebenswürdige katholische Priester Christoph v. Schmid, ferner Grube, Hebel, Lewald, Gustav Schwab, Berthold Auerbach und der fruchtbare Franz Hoffmann; in Bayern v. Schubert und Körber; in Oesterreich Lossius und Jakob Glatz. Diese Namen fließen mir gerade aus der Feder und sollen im Grunde nur an diese ganze große, schöne Literatur erinnern. Habe ich doch noch so Viele übersehen, wie Andersen und Musäus, die Gebrüder Grimm, Agnes Franz, Peter Parley, Marryat und die Wetherell mit ihrer „Weiten, weiten Welt“, ferner v. Horn, Hey, v. Berndt, Körner, Julius Moritz, Reichenbach,

Baur und Bauer, Plieninger, Schlimpert, Kolb, Wirth, Kröger, Nacke und Niemeyer, Drobisch, Heubner und Friedrich Hoffmann, Amalie Winter, Julie von Großmann, Auguste Linden, Steinhard, Stiehler, Rosalie Koch, Oeser und Orelli.

Nun, sie alle haben wahrlich nicht ihre schlechtesten Arbeitsstunden der lieben Jugend gewidmet, haben vielmehr, wenn sie sich in den müßigen Stunden unserer Kinder zu ihren Gesellschaftern machen wollten, ernstlich studirt, emsig zusammengetragen und vom Besten gewissenhaft gewählt, haben dabei viel gebetet für die liebe Jugend, fleißig die Bibel als den besten Prüfstein aller Wahrheit zu Rathe gezogen und benutzt — wie bibelfest ist unser Nieritz in Dresden in allen seinen Geschichten! — haben in der höchsten dichterischen Begeisterung dennoch die reinsten Bilder und den züchtigsten Ausdruck gefunden: warum sollten wir unsere Kinder nicht in solche Gesellschaft führen? Was ist denn überhaupt ein Buch? Ist's nicht ein Mensch selbst, eine Person, die an uns herantritt, sobald wir das Buch in die Hand nehmen und aufschlagen? Ist's nicht unser Gesellschafter und, wenn wir das Buch gern lesen, unser lieber Freund, so daß man das gewöhnliche Wort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, was du bist", auch auf die Bücher anwenden und sagen könnte: „Sage mir, was für Bücher du liesest, und ich will dir sagen, wer du bist." Und was hindert uns, unsern müßigen Kindern an den langen Winterabenden in einem guten Buche einen guten Gesellschafter, einen gesitteten und frommen Kameraden, gleichsam einen recht braven Stubengesellen, oder auch einen ältern, erfahrnen Freund an die Seite zu geben, der das Kind zunächst unterhält, dann aber auch bei der Unterhaltung belehrt, durch die Belehrung veredelt, erhebt und

im Stillen bildet und erzieht? Was Vater und Mutter zu Hause, was der Lehrer in der Schule dem Kinde ist, das Alles kann das Buch dem Kinde werden; und so wenig wir einen Lehrer tadeln werden, ja vielmehr ihn höchlich loben werden, wenn er so spricht, daß seine Schulkinder Alles nicht blos hören, sondern erleben und durchleben, so wenig ist's ein Vorwurf für eine Kinderschrift, wenn die Kinder bei der Lesung einmal lachen oder auch weinen, in die Hände klatschen oder auch die Faust ballen. In den Lehrstunden kommt beinahe dasselbe vor und gehört zu den schönen Erfolgen in der Schule, welche den Lehrer zugleich zum Seelsorger und Erzieher, zum Herzens- und Charakterbildner machen. Und dieselben Erfolge kann und soll ein gutes Buch haben; es kann und soll ein stiller Herzens- und Charakterbildner sein. Eine Kinderseele ist dem unförmlichen und weichen Stück Thon zu vergleichen, das der Künstler in seinem Arbeitszimmer vor sich hinstellt: da steht das künftige Bildwerk, noch ein bloser Klumpen, aber von zartem und weichen Stoff, und nun arbeitet der Künstler still und doch so lebhaft, vorsichtig und doch so kräftig in den noch bedeutungslosen Stoff hinein, knetet und drückt, streicht und glättet ihn; wer will seine Bewegungen zählen, bis das Bild endlich fertig vor ihm steht! Und wer kann die Eindrücke zählen, die da nöthig sind, um eine Kinderseele fertig zu einem tüchtigen Charakter zu bilden, es sei nun ein männlicher oder ein weiblicher Charakter! Und wie still war es in der Kunstwerkstatt dieses Meisters, als er seine Gestalten schuf, die Bilder seiner Seele in die Formen des Thons einkleidete. So bildet sich auch die Kinderseele vielleicht am glücklichsten beim stillen Lesen eines guten Buchs, in dieser ruhigen Sammlung des Gemüths, die wir Lehrer so sehr in unsern Stunden bei den Kindern wünschen und anstre-

ben und doch so selten erlangen und erstreben. Das stille Wachsthum ist das rechte Wachsthum! Wie kein Mensch das Gras wachsen hört und sieht, und es wächst doch, so möge auch unser Kind am inwendigen Menschen so recht in der Stille wachsen, und diese Stille — findet das Kind nirgends besser, als in dem Stillleben des ruhigen Lesens.

Am ruhigsten und ungestörtesten wird das Stillleben des Lesenden wohl sein, wenn er dasselbe Buch mehrmals liest, sich also in das Buch vertieft, die Gedanken und Bilder des Buchs zu den seinigen macht und zuletzt Worte und ganze Sätze desselben auswendig weiß. So machen wir es alle mit der Bibel, deren Geschichten, Parabeln und Lehrsätze wir sechs und mehr Jahre lang ununterbrochen in der Schule und darnach unser Leben lang noch in der Kirche bei der Verlesung am Altar und auf der Kanzel immer und immer wieder hören, ohne jemals dagegen gleichgiltig zu werden. Und neben der Bibel haben dann viele Erwachsene noch ihren Lieblingsschriftsteller, besonders ihren Lieblingsdichter, mit dem sie vielleicht tagtäglich wie mit einem guten Freund verkehren, in den sie sich vertiefen, und der ihnen zum unerschöpflichen Brunnen der Unterhaltung und Belehrung wird. So möchten denn auch manche Pädagogen „das Lesen unserer Kinder — ich führe ihre Meinung wörtlich an — auf wenige gute Bücher beschränken und die Kinder diese Bücher bis zum Auswendigwissen wiederholen d. h. wieder und wieder lesen lassen.“

Da die Lehrer unserer 4. Bürgerschule die Kinder alle 14 Tage und selbst alle 8 Tage die Bücher unserer Kinderbibliothek wechseln lassen, wenigstens gewöhnlich so verfahren, so muß ich auf jene Meinung ganz ausdrücklich und ganz ausführlich noch eingehen.

Zehnter (100.) Brief.

Wie viel dergleichen Lesebücher sollen die Kinder erhalten?

Zunächst müssen wir uns hier recht lebhaft vergegenwärtigen, wovon wir oben ausgegangen sind: es gilt, die freie Zeit, welche im Sommer im Freien mit Spielen zugebracht wird, an den langen Winterabenden, wenigstens zum Theil, vor einem guten Buche zuzubringen; also immer nach gethaner Arbeit, und nicht als Arbeit. Wenn wir daher

Zuerst den Kreis ganz eng ziehen und unsere Kinder für diese Abendstunden auf ihre biblischen Geschichten verweisen, so fragt es sich nun: „Sollen die Kinder die biblischen Geschichten zu dieser Zeit überhaupt nur wiederholen?“ Das ist aber ohnehin schon eine Schulaufgabe, wäre also eine Wiederholung der Wiederholung, die gar bald zu einer peinlichen Arbeit werden müßte und folglich den Zweck dieser Erholungsstunden ganz verfehlen würde. Oder sollen die Kinder sich mehr und mehr in diesen unerschöpflichen Stoff vertiefen? Ich meine, daß der Lehrer soweit diese unübertrefflichen Geschichten ausgebeutet hat und hierin soweit vorgegangen ist, als das Kind überhaupt im Stande ist, ihm zu folgen: sollte das Kind fähig sein, noch weiter zu gehen, als der Lehrer, und zwar allein, ohne Lehrer? mehr noch sich zu denken und mehr noch zu fühlen bei dem barmherzigen Samariter, oder bei dem verlornen Sohn, oder bei Simson's u. David's Heldenthaten, bei Salomo's Throngebet, als der Lehrer in halbstündiger oder selbst ganzstündiger Katechese das Kind hat denken und fühlen lassen? Und würde diese schwere, fast uner-

schwingliche Forderung nicht wiederum den Zweck einer Erholungsstunde verfehlen? Nun, so sollen die Kinder die biblischen Geschichten blos zur Unterhaltung lesen: dies allein bliebe jetzt übrig. Aber dazu sind diese Bücher zu heilig; sie würden sicher, da sie zumal den Kindern nichts Neues bieten, durch gleichgiltige und selbst verdrossene Lesung nur entheiligt werden. Ziehen wir also den Kreis etwas weiter und verweisen wir

Zweitens die Kinder noch auf ihr Lesebuch. Gewöhnlich haben die untern 3 Klassen ihr besonderes Lesebuch, und ebenso die obern 3 Klassen; demnach ist jedes Lesebuch 3 Jahre lang in den Händen der Kinder, wird unabläßig in der Schule benutzt und wird sich daher bei aller Reichhaltigkeit dennoch zuletzt abnutzen. Und so freuen sich die Kinder, wenn sie nicht ganz stumpf, träge und an Kopf und Herz verkümmert sind, augenscheinlich, so oft ihnen

Drittens außer ihrer biblischen Geschichte und ihrem Lesebuch noch ein anderes Buch mit Erzählungen, Reisebeschreibungen, Räthseln, Charaden u. dgl. m. in die Hände gegeben wird; und es fragt sich nur, ob hier nicht wenigstens gebieterisch Halt zu rufen sei, indem man dem Kinde ein Buch oder höchstens zwei für den ganzen Winter zu verabreichen befiehlt. Ich glaube, daß bei dieser neuen Frage meine geehrten Leser und Lesererinnen des ewigen Abzählens und Abrechnens müde sind; ich wenigstens bin dieses Feilschens und Mäkelns herzlich satt, weiß auch sehr genau, was uns im Grunde hier langweilt und verdrießt. Ein Kind ist doch kein junges Thier, das man nach irgend einer landwirthschaftlichen Regel auffüttert und mästet, und welches auch das ihm vorgeworfene Futter, wenn es nur genießbar ist, willig und gern tagtäglich käuet und wiederkäuet. Gebe ich dem Kinde in

seinen Erholungsstunden für den ganzen Winter ein und dasselbe Buch, so muß ich doch erst abwarten, ob es wirklich das Buch zu seinem Lieblingsbuch machen wird, ob es, nachdem es dies Buch einmal durchgelesen hat, es auch später alltäglich wieder gern aufschlägt, in die Kreuz und die Quere liest, zuletzt halb auswendig weiß und so recht in Fleisch und Blut verwandelt. Erzwingen läßt sich das nicht. „Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen", singt Sarastro in der Zauberflöte, „doch geb' ich dir die Freiheit nicht." Nun ja, wenn man seinen Kindern hierin keine Wahl und keine Freiheit gibt, so werden sie freilich keine andern Bücher lesen, weil sie keine andern haben — sie müßten sie denn, wie ich oben sagte, dem Dienstmädchen vom Schüsselbret wegstipitzen — aber das ihnen aufgenöthigte Lieblingsbuch werden sie deshalb auch nicht mehr lesen. Ich habe ein Mädchen gekannt, das sich, so oft es Langeweile hatte, „die weite, weite Welt", jenen vortrefflichen Kinderroman der Wetherell, herbeiholte, das Buch auf gut Glück aufschlug und darin, wo es gerade war, nach Herzenslust las, genau so, wie man es mit seiner Bibel und seinem Gesangbuch macht, und ich würde hier, wenn ich nicht Rücksichten zu nehmen hätte, meine Freude darüber sehr weitläufig aussprechen; aber das ließ sich andern Mädchen nicht anbefehlen, nur anempfehlen. Geben wir also getrost den Kindern mehr als ein Buch für den ganzen Winter; doch achten wir sorgsam darauf, ob es sich ein Buch zum Lieblingsbuch wählt, und dann mögen wir es ihm kaufen, es ihm für alle Zeit schenken und nun innehalten, ihm mehr zu verabreichen, vorausgesetzt, ja vorausgesetzt — und hier kommt noch eine wichtige Warnung — also vorausgesetzt, daß dieses Lieblingsbuch bei aller Trefflichkeit und Güte des Inhalts nicht etwa auf die Länge bedenklich für das Kind werden könnte. Kinder

wissen nicht Maß zu halten, am allerwenigsten mit ihrer Phantasie: der Held oder die Heldin ihres Lieblingsbuches wird nur gar zu leicht zum Halbgott und zur Halbgöttin, die sie verehren und anbeten und in blinder Vergötterung nachahmen, blind und mit Uebertreibung nachahmen, so daß aus dem kühnen Helden, dem man nacheifert, ein Waghals, aus der gefühlvollen Heldin, die man nachahmt, ein empfindsames Dämchen wird. Seit mehr als dreißig Jahren haben die deutschen Familien mit ungerathenen und wohlgerathenen Söhnen zu kämpfen, welche haufenweise Seefahrer werden wollen, auf das Meer und über das Meer wollen, obschon sie manchmal gar schnell zur Mutter zurückkommen, wenn sie einmal die Süßigkeiten des Seelebens geschmeckt haben; aber worin bestand denn vor 40 Jahren und noch vor 30 Jahren, ja, zum Theil heute noch, das hauptsächliche geistige Nahrungsmittel unserer Knaben an den langen Winterabenden? Im Robinson und zehn verschiedenen Robinsonaden, zu denen sich in neuerer Zeit sogar einige weibliche Robinsone gesellt haben, alles Kinderromane, welche aufs Meer und übers Meer führen, den Triumph des Menschen über die Elemente selbst dann, wenn der Mensch dabei weidlich geplagt wird, feiern und verherrlichen und so die Thatenlust und den Unternehmungsgeist des Knaben in dieser Richtung vorzugsweise anlocken und gewissermaßen herausfordern. Nehmen wir nun auch an, daß es sich in den meisten Fällen nicht um die Sittlichkeit unserer Kinder handelt, da Einer zu Lande und zu Wasser gleich rein und gut denken und gleich sittlich handeln kann, so ist es doch nicht gleichgiltig, ob unsere Kinder einseitig und parteiisch an einem bestimmten Beruf übermäßigen Geschmack finden, an einem Geschäft mit übertriebener Vorliebe hängen und irgend ein Ding, oft ein bloses Phantom, ein

Gedankending und Phantasiebild mit blinder Leidenschaft und Begier verfolgen. Was ist der Charakter eines Menschen? Das bestimmte Gepräge seiner Seele. Wie soll aber das Kind fort und fort immer neue Eindrücke erhalten, wenn es schon ein ganz bestimmtes Gepräge hat? Und wird dieses kindische Gepräge nicht ein sehr unvollkommenes sein? Oder was ist der Geschmack eines Menschen? Die entschiedene Hinneigung zu einer Sache. Vielleicht aber wird das Kind, das eine solche entschiedene Neigung hat, sich überstürzen! Wer wollte wünschen — hieß es Band I. S. 121 — daß ein Kind schon zum Abschluß mit sich und der Welt gekommen wäre; die Rechnung wäre doch falsch!

Demnach liegt vielleicht in diesen wenigen und sogenannten Lieblingsbüchern unserer Kinder eine ungeahnte Gefahr für sie, die wir durch reichlichere Auswahl in einer ganzen Kinderbibliothek glücklich vermeiden.

Und das ist denn auch Alles, was ich über den vornehmsten Zweck einer Kinderbibliothek, wie dergleichen selbst in gewissen Landschulen Sachsens bestehen, zu sagen hatte. Die mehr untergeordneten Zwecke mögen hier auch ihr Plätzchen finden, nur brauchen sie nicht besonders erklärt und gerechtfertigt zu werden.

So leuchtet es ganz von selbst ein, daß Kinder, welche auch zu solcher Zeit, wie die langen Winterabende sind, lesen, also lange lesen, bald fließend und schön lesen lernen, um so mehr als dieses Lesen durch die Neugier zu wissen, was da kommen wird, von selbst zum gespannten und flotten Lesen wird, bei welchem das Kind halbe und ganze Zeilen überblicken lernt, eine Sache, die nicht blos zum fließenden Lesen, sondern auch zum bewußten, verständigen und gefühlvollen Vortrag unumgänglich nothwendig ist.

Nicht minder bedeutend ist der Nutzen für die Rechtschreibung des Kindes. Das Wortbild bleibt nun einmal die Hauptsache für alle Orthographie, und um das Bild des Wortes sich richtig und klar und sicher einzuprägen, dazu gehört eben, daß man das Bild oft, unendlich oft gesehen hat. Kinder, welche träumerisch den Kopf über das Buch hinaus hängen, schreiben oft noch im 14. Jahre haarsträubende Dinge, während fleißig und aufmerksam lesende Kinder oft schon mit 9 Jahren unglaublich richtig schreiben.

Weiter mag auch nicht vergessen werden, daß unsere Kinder, welche aus der Schule Lesebücher oder Stücke einer Jugendzeitung für die langen Winterabende mit nach Hause bringen, daselbst sehr oft recht erwünschte und willkommne Lesegesellschaft an den ältern Geschwistern und selbst an den Vätern und Müttern, überhaupt an den Erwachsenen finden; und da unsere Jugendliteratur gewöhnlich auch Volksliteratur sein will und oft auch wirklich ist, so erwirbt sich die Schule durch ihre Kinderbibliothek nicht blos ein bleibendes Verdienst um die Kinder, sondern um das ganze Elternhaus.

Endlich mögen noch 2 Dinge Erwähnung finden, welche mit dem Lesen selbst nichts zu schaffen haben und doch unsere Kinderbibliothek wohl empfehlen.

Wenn nemlich ein Kind seine Schularbeiten schlecht bringt, werde ihm zur Strafe nichts zum Lesen verabreicht. „Man liest", heißt es dann einfach, „nach gethaner Ar-„beit und zur Erholung, nicht aber um die ganze Zeit „außerhalb der Schule blos angenehm mit einem Bilder-„buch in der Hand zuzubringen, was ebensoviel hieße als „immer spielen." So wäre die Bibliothek ein gutes Disziplinar- und Strafmittel. Findet freilich der Lehrer, daß in dem Kinde guter Sinn und guter Wille

noch in tiefem Schlummer liegen, vielleicht gar eine gemeine, unehrenhafte Gesinnung der Grund für die Vernachlässigung der Schularbeit ist, und daß dasselbe Kind durch treffliche „Beispiele des Guten“, wie eine Jugendschrift des Pastor Simon in Leipzig heißt, veredelt und zum Guten herangezogen werden könne, nun dann wird der Lehrer freilich diese Strafe, welche, wie leider so manche andere Strafe, die Besserung des Kindes erst recht aufhielte und erschwerte, begreiflicher Weise nicht verhängen. Hierin klar zu sehen, ist allerdings nicht leicht; aber ich behaupte auch, daß es überhaupt nicht leicht ist, ein Lehrer zu sein.

Und so bliebe zum Schluß noch der Pfennig übrig, welchen die Kinder jeden Sonnabend im Jahre mitbringen, um sich für die langen Winterabende ihre Kinderbibliothek selbst anzuschaffen und zu erhalten. Es ist dies eben eine Pfennigsammlung, wie deren unter dem Namen penny-collection in England so viele bestehen: Sammlungen, welche den großen Strömen gleichen, die, aus kleinen Bächlein und Flüßchen nach und nach zusammenfließend, zuletzt in majestätischer Fülle und mit großartiger Gewalt hinaus ins Meer strömen. So steuern 600 lesende Kinder allsonnabendlich 600 Pf. oder 2 Thlr. zusammen, was in 50 Wochen 100 Thlr. beträgt; und wenn auch von der Zahl der Kinder und der Wochen etwas abgehen sollte, bleibt doch eine erkleckliche Summe für den genannten Zweck. Nur im Anfange hat der Finanzplan seine Schwierigkeiten, weil man nicht wohl früher, als die Kinder Bücher erhalten, ihnen diese Steuer auferlegen darf. Es ist dies ein böser Zirkel: die Kinder würden nicht gern steuern, so lange sie noch nichts dafür erhielten, und sie könnten keine Bücher erhalten, weil noch nichts in der Kasse wäre. Zum Glück ist dieser Zirkel, namentlich in einer Handelsstadt,

wie Leipzig, nichts Neues und Unerhörtes; um aus dem Zirkel herauszukommen, dazu ist ja das herrliche Wörtchen Kredit erfunden. Jener Finanzplan wird also, wie heutzutage so viele Finanzpläne, immer anfangs ein Schuldentilgungsplan und der erste Fonds ein Amortisationsfonds sein müssen. Man muß diese erste Hälfte des Planes den Kindern verschweigen, damit sie nicht glauben, die Schule wolle ihnen auch Anleitung geben, Schulden zu machen; aber die andere Hälfte kann man ihnen gar nicht oft genug zum Bewußtsein bringen. Viele Menschen wollen nemlich nicht eher anfangen zu sparen, als bis sie auch sogleich etwas Ordentliches zurücklegen können; da aber ein ganzes Sümmchen niemals bei ihnen zusammenbleibt, so kommen sie auch im ganzen Leben nicht zum Sparen, und das ist sehr traurig. Mit **Sparpfennigen** muß man anfangen, ein Wort, das unsere deutsche Sprache wirklich auch hat, während es weder Spargroschen, noch Spargulden, noch Sparthaler gibt. Und diese Sparpfennige sollen unsere Kinder ganz in der eigentlichsten Bedeutung als wirkliche Pfennige in der Schule kennen lernen, auch sich überzeugen, wie diese Pfennige, erstens, wenn viele Menschen sie geben, und zweitens, wenn diese Menschen sie regelmäßig und oft geben, gar bald zu Groschen und Thalern werden, und zwar ohne daß irgend Jemand irgendwann dadurch belästigt wird. Es ist daher gar nicht gleichgiltig, ob ein Kind jeden Sonnabend regelmäßig einen Pfennig bringt, oder ob es alle 5 oder 10 Wochen einen halben oder einen ganzen Neugroschen bringt. Halbe und ganze Neugroschen sind schon eine Art Steuer, welche wenigstens fühlbar, wenn auch nicht drückend, ist; ein Pfennig ist so wenig, daß man sich, wie der scherzhafte Name Kirchenthaler am Sonntag zeigt, über ihn lustig macht, und doch — doch kann er so große Dinge thun, eine so

große Summe Geldes am Ende des Jahres zuwege bringen! Das ist nun eben einer von den wenigen Fällen, wo die Kinder in ihrer Schule einmal handelnd auftreten, selbst einmal etwas unternehmen und thun, auch etwas dabei erleben, und zwar etwas recht Erfreuliches dabei erleben, und solche Fälle können wir Schulmeister gar nicht sehnlich genug herbeiwünschen und eifrig genug herbeiziehen, wie ich aus demselben Grunde z. B. das schöne Kinderkonzert vom vorigen Jahre nach besten Kräften unterstützt habe. Der pedantische Schulmann meint, daß er genug gethan habe, wenn die Kinder das, was er gelehrt hat, wissen, vielleicht blos auswendig wissen; der richtige Schulmeister — eben auch ein Meister in seinem Fach — weiß, daß ein Krümchen Gutes, das man thut, mehr werth ist, als ein ganzer Berg von Sittensprüchen, die man blos auswendig weiß. Haben die Kinder mit ihren Pfennigen eine Kinderbibliothek in das Leben gerufen, so haben sie es gethan, und kein Anderer, und das ist ein Gutes; so haben sie es mit vereinten Kräften gethan, und das ist das zweite Gute dabei; so haben sie mit Wenigem Viel ausgerichtet, und das ist das dritte Gute dabei; so haben sie endlich etwas recht Nützliches gethan und genießen nun mit Fug und Recht die Früchte ihrer Sparsamkeit, nicht blos, wie dies bei Kindern gewöhnlich ist, die Geschenke fremden Edelmuthes, und das ist das vierte Gute dabei.

„Spare im Sommer, damit du im Winter etwas hast," sage ich deshalb oft zu den Kindern in meiner Bezirksschule; d. h. bringe auch im Sommer, wo in der schönen Jahreszeit die Kinder keine Lesebücher erhalten, jeden Sonnabend deinen Pfennig ordentlich mit, damit du im Winter an den langen Abenden etwas zu lesen hast; und das ist gar nicht so schwer zu begreifen. Diese Kinder wissen sehr wohl, daß ihnen Großväter und Großmütter, Väter, Mütter,

Onkel, Tanten und Pathen keine Bücher zu Weihnachten bescheeren können, weil sie dazu viel zu arm sind; aber zu beneiden brauchen sie deshalb die glücklichern Kinder wohlhabender Eltern nicht; ihr Lehrer und Direktor hat — wie ein kleiner Schulze-Delitzsch — schon in der Schule sie gelehrt, was Assoziation ist, und was Kompagnie-Geschäfte sind; und was der kaiserliche Wahlspruch: „Viribus unitis", „Mit vereinten Kräften" bedeutet, ist ihnen auch klar geworden: sie haben mit ihren Pfennigen am Sonnabend sich eine Kinderbibliothek geschaffen und lesen nun nach Herzenslust soviel und so lange, als nur vornehmer Leute Kinder lesen können. Und das sei ihnen nun auch von ganzem Herzen gegönnt!

Elfter (101.) Brief.

Die Verkrüppelungen der Kinder.

Von Werner in Dessau.

Ungeachtet ich schon vor einigen dreißig Jahren in mehreren öffentlichen Blättern nachstehenden Gegenstand besprochen habe, so halte ich es doch für eine heilige Pflicht, nachdem ich seit jener Zeit weit mehr, ja unzählige Erfahrungen in meinem Berufe gemacht habe, noch einmal wohlmeinend eine Sache zu berühren, die so tief in das Familien- und Menschenleben eingreift.

Die meisten verkrüppelten Menschen sind als schöne, gesunde, kräftige Kinder zur Welt gekommen. Sie gediehen auch und nahmen auf erfreuliche Weise zu, so lange

sie die Mutterbrust erhielten; nachdem sie aber entwöhnt worden sind, erhalten größtentheils die Kinder der ärmeren Klassen eine oft ganz zweckwidrige Nahrung, ja in manchen Gegenden gibt man z. B. dem Kinde einen sogenannten Zulp oder Nutschbeutel, um es damit zu beruhigen. Viele Leute lieben das Kindergeschrei nicht, besonders die Väter; deshalb muß den armen Kleinen, denen ein bischen Schreien recht zuträglich wäre, damit sich ihre Lunge besser ausdehne, der Mund verstopft werden. Auf diese Weise geht es eine Zeit lang noch ganz leidlich, und die Kinder machten einen Anfang zum Laufen; aber nunmehr dauert die Freude nicht mehr lange, denn sie bleiben, wie man zu sagen pflegt, sitzen.

Ehe wir fortfahren, müssen wir noch einige Worte über die unglückselige und ganz zu verbannende Sitte, den Kindern einen Zulp zu geben, sagen. Was man darunter versteht, ist bekannt: man packt nemlich ein Stück Brod oder Semmel, in Milch aufgeweicht, bisweilen auch noch ein Stückchen Zucker in ein Läppchen, wickelt einen Faden darum und steckt das Packet dem Kinde in den kleinen Mund. Dieses saugt nun den erweichten Inhalt durch die Leinwand hindurch, so daß der Zulp nach Verlauf von etwa einer Stunde ganz leer ist. Das Kind bekommt dann einen neuen Zulp, und in vielen Familien geht dies den ganzen Tag so fort. Ohne die mit dieser Sitte sehr häufig verbundene Unsauberkeit zu berühren, wollen wir beweisen, daß das Zulpen, auch wenn dabei die größte Reinlichkeit beobachtet wird, dennoch verderblich ist. Denn erstens muß das Kind seine Brust durch Saugen fortwährend anstrengen, um das Brod oder die Semmel durch die Leinwand hindurchzuziehen; zweitens aber, und noch mehr, schadet es dadurch, daß das Kind den ganzen Tag über fast ohne Unterbrechung ißt, und der Magen, dem

immerfort neue Nahrungsstoffe, wenn auch nur in geringer Menge, zugeführt werden, niemals zur Ruhe kommen kann.

Genug, das Kind ist sitzen geblieben, und die Schuld davon wird entweder dem schweren Zahnen (es heißt dann: „das Kind bekommt die Zähne durch die Nerven"), oder der fehlerhaften Impfung beigemessen, und der Arzt, der oft nur mit Mühe die Eltern zur Impfung beredete, erntet dafür nichts als Undank. Es ist unterdessen wohl ein zweites und drittes Kind zur Welt gekommen, und das erste kann immer noch nicht laufen. Welche Qual für die armen Mütter, besonders wenn sie gar keine Hilfe bei der Pflege ihrer Kinder haben, sondern ihnen Alles zu thun ganz allein obliegt; welches gräßliche Elend vollends, wenn sie noch überdies dem Broderwerbe nachgehen und die armen Kleinen den größten Theil des Tages ganz allein lassen müssen! Nicht selten findet man zwei- bis dreijährige Kinder, welche den Zulp noch im Munde führen! In der Regel wird er bei Seite gelegt, wenn die Kinder $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahr alt sind, und an seine Stelle tritt nun eine Brodrinde oder eine Butterbemme, und der hauptsächliche Unterschied gegen früher ist nur der, daß die Kinder ihre Nahrung nicht mehr durch die Leinwand hindurch saugen müssen; aber insofern bleibt sich Alles gleich, als sie nach wie vor den ganzen Tag lang essen. Solche Kinder haben stets Appetit zu Brod und zu trocknen Speisen und rohen Früchten, verschmähen es aber, des Mittags von den warmen Nahrungsmitteln zu genießen; anfangs, weil sie um diese Zeit von dem ununterbrochenen Frühstück noch satt sind, später, weil sie wirklich einen krankhaften Appetit nach solchen Speisen bekommen. Nicht etwa in der Darreichung allzu nahrhafter Kost beruht die in den ärmern Familien gewöhnliche Ueberfütterung der Kinder,

sondern darin, daß man ihnen unkräftige Nahrung, diese aber in zu großer Menge und ohne Ordnung darbietet. Doch bemerkt man auch bisweilen in wohlhabenden Familien, daß Kinder Massen von Speisen aufzehren, deren kaum ein Erwachsener zu seiner Ernährung bedarf.

Kinder, die auf jene Weise genährt werden, haben einen dicken Leib, welcher kugelrund und hart wie Stein ist; er pflegt verstopft zu sein, denn nicht immer erfolgt täglich eine Ausleerung; aber sehr viele Eltern halten diesen Zustand noch nicht für einen krankhaften, sondern meinen, daß Drüsenkrankheit ein im Kindesalter unvermeidliches Uebel sei, und denken erst dann daran, ärztliche Hilfe zu suchen, wenn sie bemerken, daß das Rückgrat schief wird, die Beine sich verkrümmen, die Knöchel an den Gelenken anschwellen, und wenn ihnen bange gemacht wird, das Kind könnte wohl die englische Krankheit bekommen. Erst dann eilen sie ängstlich und bekümmert zum Arzte, und oft ist es, als ob man ihnen einen schweren Stein vom Herzen nähme, wenn man ihnen sagt, daß dies eben schon die englische Krankheit sei. Es ist ja viel leichter, ein Unglück zu ertragen, als es, wenn man es gar nicht kennt, herannahen zu sehen; und so sind die Eltern dieser armen Kinder oft sichtlich beruhigt, wenn man ihnen sagt, daß das gefürchtete Uebel schon da ist.

Die ärztliche Kunst ist zu dieser Zeit gegen diese schreckliche und in ihren Folgen so ungeheuer nachtheilige Krankheit nicht ganz unvermögend, wenn nemlich die Eltern den Rath der Aerzte treu befolgen und nicht blos vom Arzneigebrauch Heil erwarten, sondern auch in allem Uebrigen die Erziehung der Kinder zweckmäßiger einrichten. Geht die Krankheit jedoch einige Schritte weiter, sind die Verkrümmungen des Rückgrats schon in bedeutendem Grade vorhanden, die Beine stark verkrümmt, die Kinder im Wachs-

thum sehr zurückgeblieben: dann kann man höchstens das weitere Fortschreiten aufhalten, nicht leicht aber die einmal angerichteten Verunstaltungen wieder verbessern.

Endlich, oft erst, wenn sie 4 bis 6 Jahre alt sind, machen die Kinder wieder einen Anfang zum Laufen; sie versuchen es, an den Wänden und andern Gegenständen sich anhaltend, mit unsicherm Gange sich fortzuhelfen; und in der That erscheint es oft genug als ein waghalsiges Unternehmen, welches den auf die verschiedenste Weise verkrümmten Beinchen zugemuthet wird, die schwere Last des steinharten, kugelrunden, weit überhängenden Bauches zu tragen. Manche Eltern setzen dann ihr ganzes Vertrauen in die Anwendung von Maschinen und Streckbetten, welche aber leider auch die gesunden und edelsten Theile des Körpers mit in Anspruch nehmen, so wie auch das Blut in seinem Umlaufe stören und hemmen, und deren Anschaffung immer sehr kostspielig, ja von vielen Eltern gar nicht zu erschwingen ist. Oft ist es ein wahrer Jammer, zu sehen, wie die armen Kleinen, wie schwere Verbrecher mit drückenden Eisen belastet, sich unter dieser Bürde vollends nicht rühren können; denn ihre Kräfte reichen ja kaum hin, den eigenen Körper zu tragen. Dagegen hat sich in allen diesen Fällen das von mir nach einem ganz eigenthümlichen System aufgestellte gymnastisch-orthopädische Heilverfahren als ein sehr glückliches, von Gott oft recht wunderbar gesegnetes herausgestellt, was ich durch Tausende von Thatsachen und durch die glaubhaftesten Zeugnisse belegen könnte. Doch wir sind leider hier noch nicht am Ende.

Bei diesen unglücklichen Kindern nemlich steht gewöhnlich mit dem ungeheuer großen Bauche gerade in umgekehrtem Verhältnisse die sehr schmale, von den Seiten her ganz eingedrückte Brust, bei welcher das Brustbein als eine

scharfe Kante hervorragt, und welche man mit dem Namen Hühner- oder Gänsebrust bezeichnet. Bisweilen suchen die Eltern nur allein dieses Umstandes wegen ärztliche Hilfe, ohne noch auf die Bemerkung gekommen zu sein, daß dies nur eins von den vielen übrigen Gebrechen des Kindes ist, und sie sind durch eigenes Nachdenken niemals darauf geführt worden, daß diese Engbrüstigkeit hauptsächlich die Folge davon ist, daß ja das Kind seine Brust durch Schreien niemals ordentlich erweitern durfte. Es würde zu weit führen, wenn wir beweisen wollten, wie viele andere Krankheiten, besonders der Lungen, aus dieser nemlichen Ursache entstehen, und wie der Grund zu der so ungemein häufigen Lungenschwindsucht oft durch jene fehlerhafte erste Erziehung gelegt wird.

Zwölfter (102.) Brief.

Fortsetzung.

Ein anderer Grund zu der häufigen Verkrüppelung der Kinder ist der thörichte Wunsch vieler Eltern, daß ihre Kinder recht bald laufen lernen. Dieser Wunsch entspringt theilweise aus Eitelkeit, um sagen zu können: „Meine Kinder haben alle mit $^3/_4$ Jahr oder einem Jahre „laufen gelernt“; theilweise um der Mühe des Tragens desto eher überhoben zu sein. Nun werden die armen Kleinen über die Maßen angestrengt; sie sollen leisten, was ihre Kräfte noch nicht vermögen, und was daraus entsteht, sehen wir leider täglich. Dazu kommt, daß die Ammen oder Kindermädchen, wenn sie diese glückliche Botschaft den

Eltern hinterbringen, gewöhnlich eine Belohnung für ihre Müheleistung erhalten, und diese trachten daher darnach, sie so bald als möglich zu verdienen.

Mit diesen Kindermädchen haben wir uns übrigens hier noch länger zu beschäftigen. Zu Kinderwärterinnen nehmen viele Eltern noch ganz junge Mädchen, oft den Kinderjahren kaum entwachsen, ja oft selbst noch Kinder, die sonst nichts leisten können und oft schlecht genug bezahlt werden, obgleich ihnen die Eltern den ganzen langen Tag ohne weitere Aufsicht das Theuerste, was sie auf der Welt haben, anvertrauen. Da sieht man nun in der schönen Jahreszeit alle Tage, wie da und dort mehrere Kindermädchen zusammenstehen und plaudern und kichern, während die Kinder hin- und herlaufen, sich auch bisweilen verlaufen, oft fallen und dabei Schaden nehmen. Das Kindermädchen beruhigt dann das Kleine durch gute Worte, bisweilen auch durch Mißhandlungen, und vertuscht zu Hause den Schaden, besonders wenn er nicht etwa im Gesicht oder an den Händen gleich zu bemerken ist. So wird oft der Keim zur Verkrümmung der Gliedmaßen gelegt. Ob solche Eltern oder ihre Kindermädchen strafbar sind, überlasse ich dem Urtheile der Leser.

Noch eine andere Ursache sind die Kinderwagen. Es ist allerdings recht hübsch, wenn Eltern, welche mit mehreren kleinen Kindern in der schönen Jahreszeit eine Landpartie machen wollen, diese bis an den bestimmten Ort fahren lassen. Vater, Mutter und die ältern Geschwister spannen sich abwechselnd vor, und das Ganze bildet eine recht artige Familiengruppe. Aber die meisten Eltern sind nicht im Stande, einen in Federn hängenden Wagen zu kaufen; daher ist es meistens eine Art Karren, der auf dem oft holprigen Pflaster dahinrollt. Gewöhnlich hat dieser Kinderwagen eine Unterlage von Betten oder

Kissen, und dann mag es noch gehen; aber zuweilen ist wenig oder gar nicht gegen die Erschütterung durch den Wagen gesorgt. Dann aber leiden kleine Kinder, welche gewöhnlich auf dem Rücken liegen, durch eine zu große Erschütterung der noch zarten Rückenwirbel; sie geben nach und krümmen sich, und selbst das Rückenmark wird beschädigt. Bisweilen sieht man auch wohl wilde Knaben ihre ganz kleinen Geschwister oder andere Kinder von 2 bis 3 Jahren ohne alle Unterlage in solchen Wägelchen über Stock und Stein in sausendem Galopp dahinziehen. Diese Stöße bewirken oft Verkrüppelungen, welche sich die Eltern nicht erklären können, weil sie den Ursprung nicht wissen.

Ferner wird oft schon bei kleinen Kindern in den ersten Lebensjahren dadurch ein Grund zu Verkrümmungen des Rückgrates gelegt, daß sie von unaufmerksamen Müttern, Wärterinnen oder Ammen immer auf demselben Arme getragen werden und der zarte Körper mit roher Kraft gegen ihren Leib gepreßt wird. Ja, das Tragen der Kinder immer auf einem und demselben Arme kann nicht nur den Kindern, sondern auch den Erstern selbst schädlich werden; denn gewöhnlich wird die Schulter, auf deren Arm das Kind mit dem Kopfe ruht oder sitzt, etwas höher gehalten und vorwärts gezogen.

Ebenso wird das laufende Kind oft von unvorsichtigen Eltern und Wärterinnen immer an derselben Hand geführt und ihm dadurch fortwährend die eine Schulter in die Höhe gezogen. Stolpert das Kind, so wird es mit einem Ruck in die Höhe gerissen. O, möchte man es lieber fallen lassen! Dies würde ihm weniger Schaden bringen, als dieser heftige Ruck, der so oft den Grund zu bedeutenden Uebeln bildet. Ebenso nachtheilig ist das Heben und Stauchen der Kinder an einem Arme über Pfützen und Gräben hinweg; es sollte dies stets mit beiden Armen ge-

schehen. Ja, sollte man es glauben, daß selbst hin und wieder das Liegen im Bette, vorzüglich bei kränklichen Kindern, die den größten Theil des Tages in demselben zubringen, Verkrümmungen des Rückgrates veranlassen können? Es wird dies vorzüglich dann der Fall sein, wenn die Kinder immer nur auf einer Seite und auf schlechten, allzu weichen und nachgiebigen Betten liegen. Ja, nicht allein Kinder, sondern selbst erwachsene Personen sind im Bette schief geworden, wenn sie bei langwierigen Krankheiten entweder gezwungen waren, immer nur auf einer Seite zu ruhen, oder dies aus Gewohnheit und Bequemlichkeit thaten.

Ferner sollte meiner Ansicht nach in größern Städten noch weit mehr auf öffentliche grüne Rasen- oder trockene Sandspielplätze für kleine Kinder gesehen werden. Hier mögen die kleinen Kinder herumliegen, kriechen und endlich laufen; da sind Pfähle, an welchen sie ihre Kräfte von selbst versuchen — sie fallen — fallen aber ins weiche Gras oder auf den trockenen Sand. Bald darauf laufen sie von einem Pfahle zum andern und endlich zu den Tummelplätzen für Knaben und Mädchen von höherem Alter.

Eine Ursache zur Verkrüppelung der Kinder ist endlich noch das Einsperren der Kinder, wie schon oben gesagt worden ist. Arme Eltern gehen früh auf Arbeit, nachdem die Kinder ihr Frühstück erhalten haben; nun schließen sie die Thüre ab, und die Kinder sind sich bis Mittag, und dann wieder bis auf den Abend allein überlassen. Ich selbst bin Augenzeuge von vielen Unglücksfällen gewesen, welche daraus entstanden.

In dieser Hinsicht sind die in neuerer Zeit immer mehr in Aufnahme kommenden Kleinkinder-Bewahranstalten eine herrliche und höchst menschenfreundliche Einrichtung.

Außer diesen hier angegebenen Ursachen trägt, nächst dem übertriebenen Schnüren und rasenden Tanzen unserer Mädchen und jungen Mütter, unsere Erziehungsweise von der Zeit an, wo unsere Kinder das fünfte und sechste Lebensjahr erreicht haben, ungemein viel zu der so überhand nehmenden Verkrüppelung der Jugend bei. Der Körper vieler Unglücklichen wird gleichsam systematisch zur Verkrüppelung herangebildet, indem wir unserer heranwachsenden Jugend zumuthen, in Schulen und Arbeitszimmern vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein zu sitzen, und zwar auf Stühlen oder Bänken ohne Lehnen, obgleich wir von jedem Gärtner lernen könnten, wie er seinem Bäumchen, wenn es gerade erhalten werden soll, einen Pfahl als Stütze gibt. Wir können es, der jetzigen Mode fröhnend, kaum erwarten, recht frühzeitig gelehrte und hochgebildete Kinder zu haben, und sind daher mit dem öffentlichen Schulunterrichte nicht zufrieden, sondern lassen dem Kinde außerdem noch eine Menge Privatstunden ertheilen. Die meisten Lehrer gehen nothgedrungen auf diese Wünsche der Eltern ein und überbieten sich unter einander in großen Aufgaben, welche sie den armen Kindern aufbürden. Am ärgsten ist dies natürlich in solchen Schulanstalten, welche das Klassenlehrersystem verschmähen und statt eines Mannes, welcher den Uebelstand leicht bemerken würde, einen ganzen Haufen von Fachlehrern in die Klassen und den Kindern über den Hals schicken. So übersättigt man einen großen Theil der Jugend gleichsam mit geistigem Futter und verlangt dabei noch rücksichtslos, daß diese im Wachsthum stehenden Kinder ihren Körper gerade halten sollen, ohne zu bedenken, daß das ganze Knochengerüst des jungen Körpers noch nicht seine völlige Reife erhalten hat und daher erst knorpelartig ist. Wir verlangen von solchen Kin-

dern geradezu Unmögliches, und es ist im höchsten Grade schmerzhaft, zu sehen, wie diese Unglücklichen, nachdem bei ihnen entweder als Erbstück ihrer Eltern, oder durch eine frühe, fehlerhafte Erziehungsweise, also ohne ihr Verschulden, die Verkrümmung wirklich schon eingetreten ist, noch mit Vorwürfen überhäuft werden. Sorgte man für eine geregelte leibliche Erziehung der Kinder, und zwar so lange, als die Jugend im Wachsthum steht und geistig angestrengt wird; gönnte man ihnen täglich einige Stunden Bewegung und geregelte Leibesübung; würde mehr auf Spielplätze gehalten — o! es würden nicht so viele geheime Sünden unter der Jugend herrschen, es würde überhaupt um die Gesundheit des heranwachsenden Geschlechtes, das dem Siechthum und der Erschlaffung mit Riesenschritten entgegeneilt, besser stehen! Es würden nicht so viel Männer von Hypochondrie geplagt sein, und nicht so viel kränkelnde und von Nervenschwäche heimgesuchte Frauen sich und ihrer Umgebung zur Last fallen, ja, zahllose Ehen und Familienverhältnisse würden glücklich sein, während sie jetzt — höchst unerquicklich anzuschauen sind.

Daß übrigens das weibliche Geschlecht am meisten an Rückgratverkrümmungen u. s. w. leidet, wird Niemand in Abrede stellen; und ich könnte dies nöthigenfalls durch unzählige glaubhafte Belege darthun.

Was soll man aber von dem künftigen Geschlecht erwarten, wenn unsere Mütter schwache, an tausenderlei Nervenzufällen und Nervenleiden kränkelnde, vielleicht gar verkrüppelte Geschöpfe sind? Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!

Darum erlaube man mir zum Schluß, Eltern und Erziehern, Lehrern und Schulbehörden Folgendes recht dringend ans Herz zu legen: man eifert soviel und sorgt auch so reichlich für das Turnen der Knaben, welche

doch weit mehr sich herumtummeln, als die Mädchen, sollten nicht vielmehr geregelte Leibesübungen ein unerläßlich nothwendiger Bestandtheil der weiblichen Erziehung sein? Wenn man bei den Knaben ein so großes Gewicht darauf legt, daß sie kriegstüchtig werden sollen, so müßte man bei den Mädchen jedenfalls ein ebenso großes Gewicht darauf legen, daß sie tüchtig werden, gesunde, frohe und glückliche Mütter zu werden.

Dreizehnter (103.) Brief.

Ueber pädagogische Vorlesungen vor einem Laienpublikum.

„Es ist eine schöne Aufgabe, die sich unsere Zeit gestellt hat, die Wissenschaft zu popularisiren und zum Gemeingut Aller zu machen, und um diese Aufgabe zu lösen, schuf unsere Zeit zuvörderst die Konversationslexika und darnach eine Anzahl populärer Schriften für alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe, von denen ungefähr 40 sogar in Frage und Antwort abgefaßt sind und deshalb den Namen Katechismus führen. So gibt es ebensowohl einen Katechismus der Pädagogik, Chemie und Astronomie, wie der Baukunst, Musik, Gärtnerei und Bienenkunde. Die Pädagogik aber bildete noch einen ganz besondern Literaturzweig aus: die pädagogischen Briefe und die Mittheilungen aus der Schule an das Elternhaus.

Gleichwohl ließ sich das Uebergewicht, das jederzeit das lebendige Wort über das todte Papier, die mündliche

Darstellung über die schriftliche Mittheilung haben wird, nicht verleugnen: das Bedürfniß, die Vertreter der Wissenschaft und Kunst selbst zu sehen und zu hören, erwachte; es entstanden die wissenschaftlichen Vorträge für das Laienpublikum an den langen Winterabenden, und wenn z. B. Dresden und Leipzig seine namhaftesten Männer der Wissenschaft über Geschichte, Astronomie, Nationalökonomie, Aesthetik, Literatur, Chemie und Anthropologie vor ganz gemischten Versammlungen sprechen sahen und hörten, so durfte die Pädagogik, eine Wissenschaft und Kunst, welche alle Familien ohne Unterschied, das ganze Volk und den Staat selbst so nahe angeht, jedenfalls nicht lange auf sich warten lassen. Und in der That sind die oben genannten Städte hierin nicht zurückgeblieben: ich erinnere beispielsweise an die pädagogischen Vorlesungen des Dr. Masius in Dresden, jetzigen Professors der Pädagogik in Leipzig.

Die Schwierigkeit, solche Vorlesungen zu halten, ist nicht eben groß, wenn man dem Laienpublikum gegenüber Maß zu halten, bei dem wissenschaftlichen Stoff eine Auswahl zu treffen und schließlich die Gelehrtensprache zu verleugnen versteht. Dies auf die Pädagogik angewendet, ergibt sich sofort, daß der Vortragende gar nicht besser thun kann, als wenn er eine bestimmte Schule, am besten seine eigene Schule vor den Augen seiner Zuhörer und Zuhörerinnen gleichsam aufbaut, sie gleichsam stückweise vor den Augen seiner Versammlung zusammensetzt und bei diesem Geschäft von dem, was er thut, Rechenschaft ablegt. Geschieht dies von einem Lehrer oder Direktor vor seiner eigenen Schulgemeinde, desto besser: das Interesse der Väter und Mütter unserer Schulkinder ist dann um so natürlicher und lebhafter. Geschieht es vor einer fremden Schulgemeinde, auch gut: es gleichen dann solche Vorträge

einer Ausstellung dieser Schule an einem fremden Orte, und da wir in dem Zeitalter der Ausstellungen leben, sollte eine solche geistige Ausstellung, die Veranschaulichung eines fremden pädagogischen Erzeugnisses nicht auch an der Zeit sein?

Im Jahre 1862 war ich in dem ersten Falle, indem ich meiner eignen Schulgemeinde in zehn Vorlesungen meine und ihre Schule im Bilde vorführte; im Jahre 1863 dagegen bin ich in dem andern Falle, indem ich im Begriff bin, in denselben zehn Vorlesungen dieselbe Schule fremden Schulgemeinden im Bilde vorzuführen, und wenn nur sonst diese Schule das Erzeugniß eines bestimmt ausgeprägten pädagogischen Bewußtseins ist, so wird gerade dieses kleine Bild in seinem knappen Rahmen für den Laien umsomehr ansprechend und belehrend sein, als eine weite Umschau in vielen Schulen und eine Aufzählung vieler pädagogischer Meinungen sein Urtheil nur erschweren würde. Mag immerhin meine Schule den preußischen, bairischen, österreichischen, englischen und französischen Schulen, welche ich monatelang oder selbst jahrelang zu beobachten Gelegenheit hatte, in diesem oder jenem Stück nachgebildet sein, der Laie hat es im vorliegenden Falle nur mit einer Schule, mit der vierten Bürgerschule in Leipzig, zu thun, und sie zu verstehen, mag für ihn die erste Stufe für das Verständniß aller Schulen werden.

Es ist deshalb in meinem Falle auch ziemlich gleichgiltig, wie weit gerade diejenigen Schulen, welche zufällig in der Nähe des Versammlungssaales liegen, der in dem Saale selbst geschilderten Schule ähnlich oder unähnlich sind. Bei der ungeheuern Zahl von Schulen, an welche sich bei solchen Vorlesungen denken läßt, kann es wahrlich auf ein halbes Dutzend mehr oder weniger nicht ankommen. Genug, wenn durch eine solche einzelne Studie der päda-

gogische Blick überhaupt geschärft, die Aufmerksamkeit belebt und der eine oder der andere pädagogische Grundsatz gewonnen wird. Selbst zehn Vorlesungen sind nur ein Anfang; aber ist nur erst ein rechter Anfang gemacht, so können wir uns tagtäglich selbst fortbilden. Kinderstuben und Schulstuben haben wir ja immer um uns: möchten wir nur immer mehr lernen, uns in den einen wie in den andern zurechtzufinden!"

Vorstehendes ist die öffentliche Einladung zu meinen pädagogischen Vorlesungen in verschiedenen Städten und Dörfern Sachsens (im J. 1863); der nachfolgende Brief die nicht öffentliche, nur durch die Schulkinder den Eltern derselben zugefertigte Einladung zu denselben Vorlesungen (im J. 1862).

Ich lasse beide Einladungen hier abdrucken, um etwaigen Nachfolgern gewisse Winke dabei zu geben, wie zu verfahren sein dürfte. Die von mir gemachten Erfahrungen sind sehr erfreulicher Art.

Fragt man mich schließlich nach den Vorlesungen selbst, so verweise ich auf die nunmehr auf 120 angewachsene Zahl pädagogischer Briefe: die Vorlesungen sind fast ganz aus diesen Briefen von mir zusammengestellt worden.

Vierzehnter (104.) Brief.

Ein Vorläufer des Schrebervereins.

Meine liebe Schulgemeinde! Das erste Jahr der vierten Bürgerschule neigt sich zu Ende: es ist unter

Gottes gnädigem Beistand ein recht glückliches gewesen, gesegnet an den Lehrenden und Lernenden, gesegnet an der Schule und an dem Elternhause! Und was haben wohl Schule und Elternhaus zu thun, damit dieser Segen bei ihnen bleibe, damit beide Theile immer mehr mit einander zufrieden sind, immer mehr Hand in Hand gehen? Sie haben sich da, wo Zweifel und Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind, zu verständigen, und da die Schule die mit der Erziehung und Unterweisung der Kinder beauftragte Freundin und Helferin des Elternhauses ist, so hat vor Allem sie Rechenschaft zu geben von ihren obersten Grundsätzen und dem aus ihnen abgeleiteten erziehlichen Verfahren.

Versammeln wir uns also, Väter, Mütter und Lehrer, noch in diesen letzten Monaten des laufenden Schuljahres einmal in der Woche auf ein reichliches halbes Stündchen im Betsaale der Schule, und machen wir da bei einzelnen wichtigeren Vorgängen des Schullebens auf Augenblicke Halt:

„Zum Werke, das wir ernst bereiten
„Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
„Wenn gute Reden sie begleiten,
„Dann fließt die Arbeit munter fort.
„So laßt uns denn mit Fleiß betrachten,
„Was durch die schwache Kraft entspringt;
„Den schlechten Mann muß man verachten,
„Der nie bedacht, was er vollbringt.“ (Schiller.)

Es werden diese Versammlungen Dienstags Abends um 7 Uhr Statt finden, und es sollen die gegenwärtigen offenen Einladungsbriefe zugleich als Eintrittskarten für die Angehörigen unserer Schulkinder dienen, welche Erstere hierdurch noch gebeten werden, in das am Eingange be-

findliche Kästchen eine beliebige Beisteuer zu den Unkosten der Versammlungen und, wo nöthig, zu unserer „Kinderbibliothek für die langen Winterabende“ einzulegen. Außerdem mag dasselbe Kästchen von den geehrten Mitgliedern unserer Versammlungen auch als Fragekasten für etwaige schriftliche Meinungsäußerungen angesehen werden.

Die verschiedenen Stationen oder Anhaltepunkte auf dem Wege durch das Schuljahr, welche am Anfange einer jeden Versammlung zum Gegenstand einer populären Vorlesung gemacht werden sollen, sind folgende:

Am 1. Abend: Mein Kind wird in die Schule aufgenommen, oder es wird aus einer Klasse in die andere versetzt. Am 2. Abend: Mein Kind macht zu Hause eine Schulaufgabe und spielt darnach. Am 3. Abend: Mein Kind wurde heute in der Schule bestraft. Am 4. Abend: Mein Kind erhält zu Michaelis eine Zensur. Am 5. Abend: Mein Kind hat einmal die Schule 2c. versäumt. Am 6. Abend: Meine Tochter hat heute Nachmittag Unterricht in den sogenannten weiblichen Arbeiten. Am 7. Abend: Mein Kind hat am Montag früh seinen Schulgottesdienst. Am 8. Abend: Mein Kind brachte heute ein Lesebuch für die langen Winterabende aus der Schule mit nach Hause. Am 9. Abend: Mein Mein Kind hat zu Ostern seine öffentliche Prüfung. Am 10. Abend: Mein Kind wird konfirmirt und verläßt die Schule.

Erste Versammlung.

Dienstag, den 13. Januar, Abends 7 Uhr.

Leipzig, den 7. Januar 1863.

Dr. **E. J. Hauschild,**
Direktor.

Funfzehnter (105.) Brief.

Programm des Leipziger Schrebervereins.

Meine liebe Schulgemeinde! Es ist gar erbaulich und schön zu sehen, wie uns Stadtrath und Stadtverordnete immer neue Schulen errichten und sogar glänzend ausstatten, zumal in diesem Jahre, wo binnen vierzehn Tagen wiederum zwei neue Schulen eröffnet worden sind und das neue Waisenhaus seiner Einweihung in der nächsten Folgezeit entgegensieht. Darnach könnte die Frage, was denn eine „**Schulgemeinde**" sei, ganz überflüssig erscheinen, indem ja die städtische oder politische Gemeinde Alles thue, was einer Schulgemeinde etwa obliegen würde! „Was willst Du mehr?" möchte man Jedem zurufen, der noch unzufrieden wäre. Nun, ich will auch nicht mehr; ich behaupte nur, daß mit dem, was die Stadtgemeinde thun kann und wirklich thut, weder die Aufgabe der Schule, noch das Erziehungsgeschäft überhaupt beendigt sei. Als Beispiele führe ich Folgendes an:

1) Daß unsere Kinder an den **langen Sommerabenden**, wie überhaupt bei guter Witterung, wenigstens leidliche Spielplätze finden möchten;

2) daß unsere Kinder an den **langen Winterabenden**, wie überhaupt bei schlechter Witterung, nach Beendigung ihrer Schularbeit mit nützlichen und überhaupt guten Büchern versorgt sein möchten;

3) daß ein **Blatt** bestehen möchte, in welchem sich die Eltern und Lehrer allmonatlich einmal ihre Erfahrungen und Wünsche mittheilen und beziehentlich sich gegenseitig guten Rath ertheilen könnten;

4) daß für Eltern und Lehrer eine kleine **Bibliothek** sich finden möchte, wo sie das Neueste und Beste über Erziehung und Unterricht nachlesen könnten, auch in den langen Winterabenden Eltern und Lehrern Gelegenheit geboten wäre, in mündlichen Vorträgen oder Vorlesungen das Neueste und Beste über Erziehung und Unterricht zu hören,

dies Alles sind gewiß sehr, sehr wünschenswerthe Dinge, und doch, wer wollte sie der Stadtgemeinde aufbürden? Die Stadtgemeinde mag solche Dinge und wird solche Dinge da, wo sie kann, fördern, aber sie in die Hand zu nehmen und auszuführen, kann ihr niemand zumuthen. Das Sprichwort sagt: „Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen!" und was die löbliche „Selbstregierung" der Gemeinden in England zu Wege gebracht hat, das muß mit der Zeit auch deutsches Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, deutsche Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit zu Stande bringen. Man sieht, an schönen Worten, die mit „**selbst**" zusammengesetzt sind, fehlt es uns nicht, darum läßt sich auch hoffen, daß die Sache selbst — dieses Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, diese Selbstständigkeit und diese Selbstthätigkeit — uns nicht fehlen werde.

Und so wollen wir denn nicht zögern, es unumwunden auszusprechen:

I. Es gibt außer der Stadtgemeinde noch eine Schulgemeinde, und zwar besteht sie aus den Eltern und Lehrern unserer Schulkinder; soviel Schulen eine Stadt hat, soviel Schulgemeinden gibt es. Ferner wollen wir gern und mit Freuden anerkennen,

II. daß die Schulgemeinde ihre **besondern Pflichten** und **Obliegenheiten, Sorgen** und **Geschäfte** habe, welche weit über die Fürsorge der städtischen Behörden hinaus-

gehen. — Aber fügen wir auch sofort den hochwichtigen und inhaltsschweren Satz hinzu:

III. Unsere Schulgemeinde d. h. die Schulgemeinde, wie wir sie uns denken, kennt nur **freiwillige Mitglieder**; sie beschäftigt sich mit der Erziehung, insbesondere mit der häuslichen Erziehung, weit mehr, als mit dem Schulunterricht, und es gibt nur einen **Schulzwang** d. h. eine äußere Nöthigung, seine Kinder ordentlich in die Schule zu schicken, aber es gibt keinen **Erziehungszwang** d. h. keine äußere Nöthigung, seine Kinder in einer bestimmten Weise zu erziehen. Das ist eine Gewissenssache, eine Sache der freiesten elterlichen Selbstbestimmung.

Demnach wird unsere **Schulgemeinde** ganz von selbst zu einem **Schulverein**, wie man sich wohl ausdrücken muß, wenn man diesen neuen Namen dem alten Wort „**Schulgemeinde**" mechanisch nachbilden will. Besser würde man freilich einen solchen Verein einen „**Eltern- und Lehrerverein**" nennen.

Einen solchen Verein zu gründen, ist die Absicht dieser Zeilen.

Wie lange wird es noch dauern, und **unsere** Kinder sind, wie die bedauernswerthen Kinder der **innern** Stadt, mit ihren Spielen auf das unerquickliche und gefahrbringende Straßenpflaster, auf kleine feuchte Höfe, auf winzige Gärtchen angewiesen. Wollen wir nicht **jetzt**, so lange der Grund und Boden zwischen unsern Häusern und Plagwitz noch verhältnißmäßig wohlfeil zu erlangen ist, einen Spielplatz auf alle Zeiten für die Kinder auf der Westseite von Leipzig, für die Kinder der 4. Bürgerschule erwerben, einen großen Spielplatz, auf welchem man zugleich in einem Winkel einen hübschen „Kleinkindergarten" und in einem andern Winkel für die Schule einen ganz bescheidenen, kleinen botanischen Garten anlegen könnte? Ein Privat-

mann wird früher oder später einen solchen Platz als gute Baustelle losschlagen, oder seine Erben werden es wenigstens thun; die **Schulgemeinde**, welche durch ihren **Schulverein** im Jahre 1864 diesen Platz erworben hätte, wird den Spielplatz für ihre Kinder nimmer sich feil machen lassen, so wenig als ein englischer Lord seinen Park in London aufgibt, wenn auch ringsum die ungeheure Stadt ihm über den Kopf gewachsen ist.

Das wäre so die **erste** Aufgabe des **Schulvereins im Westend von Leipzig**; die andern Aufgaben werden schon von selbst kommen, wenn der **Schulverein** erst einmal ins Leben getreten ist; zum Ueberfluß stehen sogar gleich im Anfange dieser Zeilen noch drei andere Aufgaben.

Es fragt sich deshalb jetzt noch sehr ernstlich, **wie** ein solcher Eltern- und Lehrerverein im Westend von Leipzig ins Leben gerufen werden soll. Ich schlage Folgendes vor:

1) Diejenigen Väter und Mütter, welche einen solchen Verein zu **gründen** Willens sind, schicken den beiliegenden Zettel **unterschrieben** durch ihre Kinder in die Schule zurück. Ob sie einem solchen Verein in dem günstigen Fall, daß er zu Stande kommt, beitreten werden, ist mit dieser Unterschrift nicht ausgesprochen; es handelt sich zuvörderst blos darum, ob er gegründet werden kann und soll.

2) Denjenigen Vätern und Müttern, welche ihre Unterschrift in der Schule eingeschickt haben, wird von mir durch ihre Kinder eine **Eintrittskarte** zu der ersten Versammlung zugestellt werden. — Es folgt daraus von selbst,

3) daß diejenigen Väter und Mütter, welche **außerhalb unsers Schulbezirks** — wie er auf einem Plan der Stadt Leipzig in den Jahren 1862 und 1864 festgestellt worden ist — also außerhalb dieses Bezirks wohnen und gleichwohl ihre Kinder in die 4. Bürgerschule schicken, ebenfalls eine solche Eintrittskarte erhalten, wenn sie **ihre**

Unterschrift in der Schule einschicken. Ebenso ist es selbstverständlich,

4) daß überhaupt alle Bewohner **unsers Schulbezirks**, auch wenn sie keine oder keine schulpflichtigen Kinder haben oder auch ihre Kinder in eine andere Schule schicken, als „gute Freunde und getreue Nachbarn“, wie unser **Luther** im Vaterunser sie nennt, das Recht haben, eine Eintrittskarte zu dieser ersten Versammlung von mir zu verlangen. Nur muß es freilich zum Theil der freundnachbarlichen Gesinnung derer, welche diese Zuschrift aus den Händen ihrer Kinder bekommen, überlassen bleiben, ob Jene von der beabsichtigten ersten Versammlung Kenntniß erhalten.

5) Diese erste Versammlung wird in dem **Odeon** an einem auf der Eintrittskarte zu bestimmenden Tage gehalten werden, und zwar übernehme ich es, die polizeiliche Erlaubniß dazu einzuholen.

6) Die Tagesordnung dieser ersten Versammlung hat vor Allem diejenigen Gegenstände zur Berathung zu bringen, welche für den Entschluß, dem Verein beizutreten, oder nicht, recht eigentlich maßgebend sind:

a) Sollen die oben beispielsweise angeführten vier Dinge die ersten und nächsten **Vereinszwecke** werden?

b) Welchen von den beiden oben genannten **Namen** soll der Verein annehmen? „Schulverein“ oder „Eltern- und Lehrerverein“? oder welchen andern Namen sonst?

c) Wie groß soll der **jährliche Beitrag** eines Mitgliedes sein, damit jene immerhin nicht unbedeutenden Vereinszwecke erreicht und doch die Kräfte der Mitglieder dabei nicht ungebührlich angestrengt werden?

d) Wie **oft** und an welchem **Wochentage** soll der Verein sich versammeln?

e) Sollen Bewohner **anderer Schulbezirke**, auch wenn sie ihre Kinder nicht in die 4. Bürgerschule schicken, unserm Verein beitreten können? Und unter welchen Bedingungen?

u. s. w., u. s. w., u. s. w.

7) Nachdem diese Gegenstände der Tagesordnung erledigt worden sind, werden die Versammelten sich leicht entschließen können, ob sie dem Verein beitreten wollen, oder nicht. Diejenigen, welche dem Verein beitreten wollen, legen ihre Eintrittskarte auf dem Tisch des Vorsitzenden nieder, und es entscheiden dieselben Personen sofort nach Zählung der Karten, ob die Anzahl der Mitglieder zur Bildung eines Vereins hinreiche, oder nicht.

8) In dem günstigen Falle, daß die Antwort bejahend ausfällt, konstituirt sich der Verein.

Alles Uebrige gehört dann nicht weiter hieher; wohl aber drängt es mich, schließlich den herzinnigen Wunsch auszusprechen, es möge dieser Plan innerhalb unserer Schulgemeinde bei recht vielen Eltern und Lehrern einen freudigen Anklang finden, und was ich seit Jahren als einen schönen Gedanken, ja als ein reizendes Ideal still im Herzen getragen habe, möge nunmehr verwirklicht werden, frisch, fromm, fröhlich und frei ins Leben treten und ein Segen werden für Schule und Elternhaus, ein Segen für **unsere** Kinder und für alle kommenden Geschlechter!

Hochachtungsvoll und freundschaftlich ergebenst

Leipzig, den 30. April 1864.

Dr. **Hauschild**,
Direktor.

Nachschrift.

Die alten Leser und Freunde meiner pädagogischen Briefe werden nicht überrascht sein, zu hören, daß auf meinen Antrag oben Frage b dahin beantwortet worden ist, der Verein werde sich „Schreberverein" nennen. Vgl. Band II. S. 210.

Auch dieses Programm ist zur Bequemlichkeit für etwaige Nachfolger vollständig abgedruckt worden.

Sechzehnter (106.) Brief.

Ueber die Einkassirung des Schulgeldes innerhalb der Schulen.

Es mögen jetzt zehn Jahre her sein, daß das Stadtverordneten-Kollegium in Leipzig den Antrag an den Stadtrath stellte, die Einkassirung des Schulgeldes innerhalb der Schulmauern, da sie sich an der Armenschule und an der zweiten und dritten Bürgerschule trefflich bewährt habe, auch bei der ersten Bürgerschule und Realschule einzuführen. Zu jener Zeit muß daher wohl diese Einrichtung ganz unanstößig gewesen sein, und es wäre dadurch zugleich festgestellt, daß man in allen Fällen, wo Klagen in dieser Beziehung laut werden, diese Einrichtung nur auf ihre ursprüngliche Form zurückzuführen brauchte, um sie untadelig erscheinen zu lassen,

In der That war es natürlich, die alte, treue Mitarbeiterin, Helferin und Freundin des Elternhauses, die Schule, auch bei diesem beschwerlichen und zum Theil heikligen Geschäft zur Mitwirkung und Mitleidenheit auf

zufordern; und die Schule, die sich gern herbeiläßt, den Eltern das saure Geschäft der Kindererziehung auch außerhalb der Schulmauern zu erleichtern, z. B. häuslichen Zwist der Geschwister aus der Familie zu verbannen, Straßenunfug der Knaben und Mädchen zu verhindern und zu bestrafen, eben diese Schule ließ sich auch bereit finden, nach Kräften dazu beizutragen, daß Schulgelderreste nicht aufkommen könnten. Man ging von dem Erfahrungssatz aus, daß — wie nun einmal der Mensch schwach ist — 10 Ngr. alle vier Wochen eher in der Familie vorhanden sind, als 1 Thlr. alle drei Monate; daß 10 Ngr., welche uns auf dem Zimmer abgefordert werden, pünktlicher gezahlt werden, als andere 10 Ngr., die wir aus dem Zimmer hinweg erst auf das Rathhaus tragen müssen; daß sich der Mensch einen kleinen moralischen Zwang gern gefallen läßt, wenn er dadurch etwas Unsittliches und Drückendes, was doch Schulgelderreste unbezweifelt sind, sich erspart, und daß die große Mehrzahl derer, welche in dieser Weise das Schulgeld mittelst ihrer Kinder abführten, gleich anfangs diese Gefälligkeit der Schule dankbar anerkannten und durchaus nicht ablehnten.

Seitdem kann nun freilich Manches anders geworden sein. Es kann vorgekommen sein, daß man bestimmt aussprach, nicht auf dem Rathhause, sondern in der Schule, müsse das Schulgeld bezahlt werden; daß man die Kinder hart anredete, wenn sie das Geld an dem bestimmten Tage nicht mitbrachten; daß man selbst unziemliche Aufträge dieses Inhalts den Kindern an ihre Eltern mit nach Hause gab; daß die Kinder, dem Beispiele der Erwachsenen folgend, diejenigen tadelten, verlachten und verspotteten, welche ohne Geld an dem bestimmten Tage erschienen, und daß endlich diese übel behandelten Kinder aus Angst vor neuen Mißhandlungen in unehrerbietiger Weise von ihren

Eltern das Schulgeld verlangten, ja wohl gar am Tage der Einkassirung aus Angst hinter die Schule liefen.

Man sieht, daß hier immer Eins aus dem Andern hervorgeht: aus dem kleinen moralischen Zwang wurde ein gröblicher äußerer Zwang, und damit — artete die ganze Einrichtung aus.

Aber welche Einrichtung in der Welt, welches Gesetz in der Welt, selbst das heilsamste, wäre nicht gemißbraucht worden, auf das Empörendste gemißbraucht worden? Da wird man nun das gute Gesetz, die gute Einrichtung deshalb nicht sofort über Bord werfen, sondern einfach — die Mißbräuche abschaffen. Und sie sind abgeschafft worden. Es ist bestimmt ausgesprochen worden, daß die Eltern nach Belieben entweder auf dem Rathhause oder in der Schule das Schulgeld bezahlen können; es ist allen bei der Einkassirung betheiligten erwachsenen Personen auf das Strengste untersagt worden, sich Vorwürfe gegen das nichtzahlende Kind zu erlauben; es ist dadurch den zahlenden Kindern der frühere Reiz, sich unbefugter Weise einzumischen, ganz von selbst genommen; und sollten gleichwohl lieblose Kinder sich dergleichen Zänkeleien erlauben, so ist es selbstverständlich, daß Direktor und Lehrer solchen Uebermuth auf das Empfindlichste strafen werden. Endlich sind die in der Schule nicht zahlenden Kinder auch dadurch sicherer, als früher, gestellt worden, daß sie in Zukunft im Klassenzimmer zurückbleiben, während die übrigen zur Einkassirung geführt werden.

Möglich ist's freilich, daß der gute Erfolg aller dieser trefflichen Vorsichtsmaßregeln einigermaßen geschmälert wird durch gewisse Mißbräuche in dem Elternhause selbst; und hier muß ich einmal — so wehe es mir auch thut — aus fremden Familien schwatzen. Man hat mir oft das Zeugniß gegeben, daß ich ein Herz für die Bedürfnisse des Volks

habe, und mit diesem stolzen Bewußtsein hoffe ich auch, nach und nach einen ungefähren Einblick in die Zustände des Volkes erlangt zu haben. Und leider habe ich da gefunden, daß es genug eitle Kinder, namentlich Mädchen gibt, welche, um sich interessant zu machen, zu Hause und in der Schule ewig die Geängstigten und die Geplagten spielen, sowie daß es zuweilen auch schwache Eltern gibt, welche sich von diesen ewig geängstigten uud geplagten Kindern selbst ängstigen und plagen lassen. Selbst dann, wenn Vater oder Mutter zu dem Kinde sagen: „Das Schulgeld bekommst du heute nicht, ich trage es später einmal aufs Rathhaus; es thut dir ja doch Niemand deswegen etwas in der Schule, das habe ich groß und breit im Tageblatte gelesen", selbst dann werden diese Kinder förmlich Alarm schlagen, daß sie kein Geld erhalten sollen; denn sie sind ja überhaupt gewohnt, mit Wimmern und Winseln, Weinen und Greinen, Jammern uud Wehklagen jede abschlägige Antwort der Eltern zn begleiten; es ist die Sorte von Kindern, welche zu Jünglingen und Jungfrauen heranwachsen, wie man sie eben nicht gern sieht und hört, jene großen Burschen und großen Dirnen, die da sagen: „Bei meinem Alten will ich schon derb auftreten, da thut er es schon, und die Alte wird gar nicht gefragt, die muß schon so daran glauben."

Gäbe es nun viele Eltern, die sich in solcher Weise schon ihre kleinen Kinder über den Kopf wachsen lassen, daß sie freilich später einmal tanzen müssen, wie die großen Kinder pfeifen, nun dann müßte man allerdings eine Einrichtung abschaffen, welche ganz geeignet ist, freche Kinder zu unehrerbietigem Gebahren zu verleiten. Die Schulbehörde läßt das Schulgeld einkassiren, der Lehrer sagt den Termin feierlichst an, ei, wie sollten dergleichen Kinder eine so schöne Gelegenheit unbenutzt lassen, die Geängstig-

ten und Geplagten zu spielen und den Eltern den Kopf heiß zu machen, um sich selbst — dabei interessant zu machen! Aber es müßte doch erst bewiesen werden, daß es viele solche unglückliche Eltern gibt. Zur Ehre unserer Schulgemeinden läßt sich dagegen behaupten, daß es noch immer, Gott sei Dank! genug Väter und Mütter gibt, welche wissen, was auf ein loses Maul gehört; und daß es nur wenig Väter und Mütter gibt, die sogar einen kleinen moralischen Zwang nicht vertragen, weil er in den Händen ihrer garstigen Kinder zu einem groben äußern Zwang ausartet.

Soll also eine Verurtheilung im vorliegenden Falle ausgesprochen werden, so kann sie immer nur gegen einzelne bestimmte Personen innerhalb oder außerhalb der Schule gerichtet sein, die Einrichtung selbst und an sich kann von einer Verurtheilung nicht getroffen werden. Denn Mißbrauch hebt nun einmal den Gebrauch nicht auf! Und jeder Vorsichtige hütet sich wohl, sein eignes Kindlein — mit dem Bade auszuschütten.

Siebzehnter (107.) Brief.

Die Entlassung der Kinder aus Schule und Haus.

Hochgeehrte Anwesende! Meine lieben Schüler und Schülerinnen! Noch einmal, ehe dieses Schuljahr ganz zur Neige geht, ruft heute die Schule ihre konfirmirten Schüler und Schülerinnen hier zusammen, um

ihnen Lebewohl zu sagen und ihnen Gelegenheit zu geben, auch ihrerseits von ihrer alten Schule Abschied zu nehmen: eine Trennungsstunde ist's, eine Scheidestunde, und scheiden thut weh, ach, scheiden thut sehr weh, wenn die Scheidenden einander recht lieb hatten.

Und wir haben euch, meine lieben konfirmirten Schüler und Schülerinnen, recht lieb gehabt, haben freudig und gern für euch gearbeitet und gesorgt, gewacht und gebetet, gewissenhaft die schöne Jugendkraft in euch gepflegt und freundlich und geduldig eure Schwäche getragen; haben die herrliche Leuchte des Glaubens in euern Herzen angezündet, mit dem heiligen Feuer der Liebe die jungen Geister erwärmt und über das arme, dunkle Menschenleben, auch über euer Leben für alle Zukuuft die lieblichen Strahlen der Hoffnung, die Freudigkeit der seligen Christenhoffnung ausgegossen. Ja, das war unser Werk, das unsere Arbeit an euern jungen Seelen; und wollte euer Herz dazu nicht sein Ja sprechen, wollte euer Mund das nicht freudig bekennen, die Steine würden reden, ja, diese Mauern und Wände würden Zeugniß für uns ablegen.

Aber auch ihr habt uns recht lieb gehabt, habt in uns die ernste, rettende Liebe erkannt, geehrt und wiedergeliebt, habt uns willig Gehör geschenkt, seid unsern Wünschen oft zuvorgekommen, habt euch eifrig hinzugedrängt, wenn es galt, uns einen Liebesdienst zu erzeigen, habt, als ihr noch klein waret, begierig die Hand des vorübergehenden Lehrers erhascht und ehrlich und treu, als ihr groß waret, in dieselbe Hand, wenn ihr gefehlt hattet, das Versprechen gelegt, besser zu werden; ja, kaum wüßte ich heute des Falls mich zu erinnern, wo Einer oder Eine unter euch sich trotzig unsern Weisungen widersetzt hätte, und wenn ich einen solchen Fall in dem ganzen Laufe dieses Schuljahrs herausgrüble, so finde ich schließlich den kleinen Trotz-

kopf nicht einmal in eurer Mitte, sondern in den Reihen derer, welche noch nicht konfirmirt worden sind, und denen wir einen solchen Fehltritt um ihrer Jugend willen gern verzeihen.

Ja, auch ihr habt uns lieb gehabt, recht lieb gehabt, und wie unser Herr Jesus dem Weibe im Evangelium das Zeugniß gibt: „Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat", so vergeben und vergessen auch wir euch Vieles, recht Vieles, ja Alles, weil ihr uns viel geliebt habt.

Und darum also thut uns allen heute auch das Scheiden so weh, darum also sind wir heute mit schwerem Herzen in diesen Saal eingetreten, und sollen wir nach dem Befehl des Apostels: „Seid allezeit fröhlich!" diesen Saal muthig und getrost, heiter und fröhlich verlassen, so ist das für mich keine geringe Aufgabe.

Ist es mir doch, als stünde der alte Tobias mit Mutter Hanna in der Hausthür und nähme Abschied von dem jungen Tobias, der eine weite, weite Reise antritt, um für den erblindeten und verarmten Vater eine alte Schuld beizutreiben. Da steht der bekümmerte Mann und spricht:

„Lieber Sohn, höre meine Worte und behalte sie fest „in deinem Herzen. Wenn Gott wird meine Seele weg„nehmen, so begrabe meinen Leib und ehre deine Mutter „all dein Leben lang, und wenn sie gestorben ist, so be„grabe sie neben mich. Und dein Lebenlang habe Gott „vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in „keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot. „Hast du viel, so gib reichlich; hast du wenig, so gib doch „das Wenige mit treuem Herzen. Almosen ist ein großer „Trost vor dem höchsten Gott. Hoffart laß weder in dei„nem Herzen noch in deinen Worten herrschen; denn sie ist „ein Anfang alles Verderbens. Was du nicht willst, das

„man dir thue, das thue einem Andern auch nicht. Iß „nicht, noch trinke mit den Sündern, sondern allezeit suche „Rath bei den Weisen. Und danke allezeit Gott, und bete, „daß er dich regiere und du in allem deinen Vornehmen „seinem Wort folgest. Du sollst auch wissen, mein Sohn, „daß ich zehn Pfund Silber, als du noch ein Kind warest, „dem Gabel geliehen habe in der Stadt Rages in Medien, „und seine Handschrift habe ich bei mir. Darum denke, „wie du zu ihm kommest und solch Geld forderst und ihm „seine Handschrift wiedergebest. Sorge nur nichts, mein „Sohn! Wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes „haben, so wir Gott werden fürchten, die Sünde meiden „und Gutes thun."

Nun wohlan, du mein lieber Sohn, du meine liebe Tochter, auch deine Eltern und Lehrer haben, da du noch ein Kind warest, zehn Pfund Silber ausgeliehen: jetzt gehe hin und bringe die zehn Pfund mit Wucherzinsen zurück. Wie haben dich deine Eltern gewartet, als du kaum das Licht der Welt erblickt hattest; wieviel sorgenvolle Arbeitsstunden hast du damals deinem Vater, wieviel kummervolle Nachtwachen hast du damals deiner Mutter gekostet; und darnach haben sie als Werkzeuge und Stellvertreter Gottes auf Erden dich fort und fort mit aller Nothdurft und Nahrung des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorgt, wider alle Fährlichkeit beschirmt und vor allem Uebel behütet und bewahrt; haben dich in Gemeinschaft mit deinen Lehrern ermahnt, belehrt, gebildet und erzogen: sind das nicht mehr als zehn Pfund Silber, die sie ausgeliehen haben, und die du nunmehr ihnen wiederbringen sollst? Freilich hast du bis dahin erst noch einen weiten Weg zu machen, eine lange Reise, sollst als Tochter noch Vieles zu dem Gelernten hinzulernen, sollst als Sohn erst noch einen Lehrmeister erhalten, sei es in

Handel oder Gewerbe, in Kunst oder Wissenschaft: doch genug, wenn du nur auf gutem Wege bist, deinen Lehrern Ehre zu machen und deinen Eltern Freude und Glück ins Haus zu bringen. Heute bekommst du nur die Handschrift: genug, wenn du in Jahren einmal sie versilberst und die zehn Pfund glücklich, wie der junge Tobias, mit Wucherzinsen heimbringst.

Daß der junge Tobias aber auf gutem Wege immer bleibe, dafür sorgt nun der fromme Vater, indem er spricht: Lieber Sohn, höre meine Worte, und behalte sie fest in deinem Herzen!

Nun seht, Kinder, so tritt denn auch heute eure alte, treue Schule mit euch an die Schwelle des Schulhauses und ruft euch zu: Lieber Sohn, liebe Tochter, höre noch einmal meine Worte, ehe du auf immer von dannen gehst, und behalte sie fest in deinem Herzen. Das ist die heutige Entlassungsstunde! Da haben eure alten Lehrer das Herz so voll, und so können sie gar nicht anders, sie müssen noch einmal durch mich zu euch reden.

Und was bittet denn der alte Tobias zuerst? Wenn Gott wird meine Seele wegnehmen, so begrabe meinen Leib! Ja, glaubt es mir nur, liebe Kinder, schon stehen auch eure Eltern, so rüstig und munter sie sind, in dem Alter, wo man bei Allem, was die Zukunft angeht, an den Tod denkt. „So Gott will" spricht man, bei wichtigen Dingen zu aller Zeit; aber im spätern Alter, da heißt es: „So Gott will und ich das Leben habe.' Darum fängt auch der fromme Tobias seine Rede an: „Wenn Gott wird meine Seele wegnehmen"; und was bittet er nun? „So begrabe meinen Leib!" Komm, liebes Kind, — so rufe ich euch heute im Namen eurer Eltern zu — komm herbei in das Vater- und Mutterhaus, wenn Vater oder Mutter gestorben sind, komm herbei

wenn du auch weit, weit weg in der Fremde wärest, komm, und begrabe den Vater, komm und begrabe die Mutter! Dann hat ein Herz aufgehört zu schlagen, das dir in Freud und Leid am treuesten zugethan war, und dem du auch Freud und Leid am ersten immer mitgetheilt hast. Ach, nun heißt es nicht mehr: „Das muß ich nur gleich meinem Vater, das muß ich nur gleich meiner Mutter schreiben, das muß ich dem Vater, das muß ich nur gleich meiner Mutter erzählen; was werden sie sagen, wie werden sie sich freuen!" So heißt es dann nicht mehr: darum gehe hin, liebes Kind, wenn die Trauerbotschaft zu dir gelangt, geh und begrabe deinen Vater, geh und begrabe deine Mutter; thue ihnen diese letzte Ehre an, ja, erweise ihnen diesen letzten Liebesdienst; eine Hand voll Erde in ihr Grab, um dem Leib in der kühlen Erde die Ruhe zu geben, die wir Sterbliche auf dieser schwülen Erde nun einmal nicht finden; ja, eine Handvoll Erde, und darnach eine Thräne, eine heiße Thräne und das leise Stammeln: „Habe Dank, habe Dank, du treues Herz, habe tausend Dank!" — Aber auch dann, liebes Kind, wenn dein alter Lehrer gestorben ist, so ehre ihn noch im Tode: vielleicht kannst du von der Tagesarbeit in der Stunde abkommen, wo man ihn hinausträgt nach dem Gottesacker, geh und folge dem Zuge, er sei groß oder klein, und bekenne es freudig und dankbar: „Er ist mein Lehrer!" Ja wohl, auch im Tode wird der Lehrer den Eltern gleich geachtet, und wie jeder Sohn und jede Tochter, und wären sie 30 oder 40 Jahre alt, von den Eltern sagen: „Er ist mein Vater, sie ist meine Mutter", so sagen die alten treuen Schüler und Schülerinnen, und wären sie 30 oder 40 Jahre alt, von ihrem alten Lehrer nicht etwa: „Er war mein Lehrer", sondern auch dann noch: „Er ist mein Lehrer." Das ist ein unvergänglicher Titel und Ehren-

name, der Name Vater, der Name Mutter, der Name Lehrer.

Und weiter sagt Tobias zu dem Sohne: Wenn du meinen Leib begraben hast, so ehre deine Mutter all dein Lebenlang, und wenn sie gestorben ist, so begrabe sie neben mich. Ja, liebes Kind, denke nur daran, daß die arme Mutter nun eine Witwe ist; denke daran: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen; denke daran, daß das vierte Gebot das erste ist, das eine Verheißung hat: „Auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden"; o denke daran und verlaß nicht die Mutter, die ihre beste Stütze verloren hat, sei du ihre Stütze, du seist ihr Sohn oder ihre Tochter. Für wen ist denn die treue Ruth zur Aehrenleserin geworden? War es nicht für ihre arme, verlassene Schwiegermutter Naemi? Und als die Dankgebete aller der Seelen, welche von der armen Naemi geschieden waren, vor Gottes Thron kamen, so machte der treue Gott die fromme Ruth zur glücklichen Braut und hochbegnadigten Frau. Ja gewiß, des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser auf, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder. Darum also legt es auch der alte Tobias dem Sohne so eindringlich an's Herz: Wenn du meinen Leib begraben hast, so ehre deine Mutter dein Lebenlang, und wenn sie gestorben ist, ach, so thue ihr, so thue mir noch die Liebe an und begrabe sie neben mich.

Aber nun stehst du auch, gutes Kind, an zwei Gräbern, hast Vater und Mutter überlebt, hast vielleicht auch deine alten Verwandten überlebt, hast deine alten Lehrer und manchen andern frommen Freund mitbegraben, stehst nicht blos an zwei Gräbern, sondern wenn du da hinausgehst auf den Gottesacker, so stehst du mitten unter theuern,

vielgeliebten Gräbern: was wird denn nun aus dir werden, was soll nun aus dir werden? Ach, das sagt dir der alte, fromme Tobias ganz deutlich und klar: Wenn hernach auch deine Mutter gestorben ist, so begrabe sie neben mich, und dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot." Siehe, bisher hast du auf Vater und Mutter geschaut als auf deine besten Freunde und Helfer, deine treuesten Berather und Versorger, von nun an habe, wenn niemals zuvor, so doch jetzt ganz gewiß, dein Lebenlang Gott vor Augen und im Herzen! Habe ihn nicht blos im Herzen; das ist eitel Selbstbetrug, wenn sich Einer damit tröstet, daß er seinen Gott im Herzen trage; nein, nein, täusche dich nicht selbst, habe ihn, den Herrgott, auch vor Augen! Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest! Habe lieb die Stätte Seines Hauses und den Ort, da Seine Ehre wohnt. Ein Tag in Seinen Vorhöfen ist besser, als sonst tausend. Machst du den Sonntag zum Werkel- und Wochen- und Arbeitstag, so wird aus dir zuletzt selbst ein bloser Werkel- und Arbeitsmensch, ein rechter Alltagsmensch, du verthierst d. h. du wirst zum Thier, das einen Sonntag vom Wochentage nicht zu unterscheiden vermag. Rühme dich nicht, daß du ja deinen Gott im Herzen tragest, es ist nicht wahr; „aus den Augen, aus dem Sinn!" das gilt auch hier. Wer Jahr aus Jahr ein nichts Heiliges sieht und hört, der hat seinen Herrgott aus den Augen verloren und wird ihn bald genug auch aus dem Sinn verlieren. Aus den Augen, aus dem Sinn! Darum sagt auch der alte, erfahrne Tobias zu seinem Sohne: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen," und so wirst du dich hüten, so wirst du dich selber behüten, nachdem alle die treuen Augen, die dich bis-

her behüteten, auf immer geschlossen sind, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot. „Wie sollte ich, sagst du mit dem frommen Joseph, ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen?“ Was nützt auch alle Menschenfurcht, die dich etwa am Gängelband führt? Menschen verlassen dich oder sterben, und nun ist's mit dem Gängelband vorbei: wirst du nun straucheln und fallen, oder ins Wilde laufen? O nein, das wirst du nicht, so lange du die Gottesfurcht im Herzen trägst. Der alte Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, lebt noch, Er stirbt nicht, und Er verläßt uns auch nicht, wenn wir nur Ihn nicht verlassen. Denkt euch, lieben Kinder, ihr solltet euch beim Anfang eines Jahres einmal euer ganzes Schicksal im neuen Jahre selbst machen; gerade der Klügste wüßte erst recht nicht, wo aus und ein, was gut oder nicht gut; der Neujahrstag wäre ein wahrhafter Schreckenstag. Für den Frommen ist's aber ein Freudentag: von Neuem befiehlt er dem Herrn seine Wege und hofft auf Ihn, Er wird's wohl machen. Deshalb sagt auch der fromme Tobias: Sorge nur nichts, mein Sohn: wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, so wir Gott werden fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.

Und was heißt denn das, Gutes thun? „Hast du „viel, so gib reichlich; hast du wenig, so gib doch „das Wenige mit treuem Herzen. Almosen ist „ein großer Trost vor dem höchsten Gott!

Und was heißt denn das, die Sünde meiden? „Hoffart laß weder in deinem Herzen noch in dei„nen Worten herrschen; denn sie ist ein Anfang „alles Verderbens.“

Tobias hatte Liebe geübt, wie Keiner; hatte Almosen gegeben von seinem Brod und Wein; hatte die armen Er-

schlagenen seines Volks begraben, mit Lebensgefahr, heimlich und bei Nacht begraben; denn der fremde König will die Erschlagenen des Hauses Israel auch im Tode noch schänden; doch Tobias fürchtete, heißt es, Gott mehr, als den König. Und wieviel wird er denn von seinem Brod und Wein haben Almosen geben können? Sein Weib Hanna arbeitete fleißig mit ihrer Hand und ernährte den blinden Mann mit Spinnen. Und dieser arme alte Mann predigt jetzt seinem Sohne die Liebe und das Wohlthun! „Hast du wenig, so gib doch das Wenige mit treuem Herzen." Kinder, wenn ein Bettler vom Wohlthun predigt, wenn ein Bettler sein Armenbrod mit einem anderen Bettler theilt, wenn eine arme Witwe der noch ärmeren Nachbarin im Dachstübchen von ihrem dünnen Labetrunk eine kleine Schale voll mittheilt, Kinder, was wollt ihr einmal thun, wenn ihr satt zu essen und zu trinken hattet und ihr sehet den Nächsten hungern und dursten; Kinder, was wollt ihr einmal thun, wenn der Herr euch vielleicht mit Gütern reichlich segnet! Nun hast du viel, so gib reichlich, sagt der fromme Tobias; laß dann dein Herz nicht hart werden durch das harte glänzende Metall in deiner Hand, bleibe auch dann in der Liebe, denn nur wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm; ja, bleibe in der Liebe, die Liebe ist des ganzen Gesetzes Erfüllung. Die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht ungeberdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern; sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles. Aber die Hoffart treibt Muthwillen, die Hoffart blähet sich, die Hoffart stellt sich ungeberdig, sie sucht nur das Ihre und läßt sich bei Allem erbittern; ach, sie verträgt nichts, sie glaubt nichts, sie hofft nichts, sie duldet nichts. Darum ist sie auch ein

Anfang alles Verderbens; aber Demuth und Liebe, Wohlthun und Almosen ist ein großer Trost vor dem höchsten Gott. So predigt Tobias seinem Sohne Weisheit und Tugend; aber als ein kluger Mann weiß er gar wohl, daß man dem schwachen Menschen auch immer hübsch sagen muß, welche Mittel und Wege es gibt, um große Dinge auszuführen. Gottesfurcht und Demuth, Wohlthun und Liebe sind der höchste Schatz des Menschen; aber der Teufel, die Welt und unsers Fleisches Wille sind auch drei furchtbare Feinde, die wir erst niederwerfen müssen, wenn wir diese Kleinodien erringen wollen. Darum gibt der weise Tobias seinem Sohne auch drei Waffen mit auf den Weg.

Zuerst gegen den Teufel. Da gibt es Augenblicke im Leben, wo die Begriffe von Recht und Unrecht bei dem Menschen durch und durch verwirrt sind, wo sein Inneres ganz und gar verdüstert und verfinstert ist, wo er Dinge thut, vor denen er wenige Stunden zuvor zurückgebebt wäre, und da steht nun der unglückliche Verbrecher und sagt: „Ich wußte wahrlich nicht, was ich that; ich war gar „nicht bei mir; der Teufel hatte mich in seiner Gewalt, „und ich that, was zu anderer Zeit mir nicht möglich gewesen wäre." O, das habe ich schon zweimal vor Gericht so sagen hören. Nun, wie soll man dir, du armer Mensch, in solchen Augenblicken helfen? Du hast so ganz den Kopf verloren, daß du von Gott und den göttlichen Dingen nichts mehr weißt, daß du blind gegen alle Gefahr, daß du taub gegen alle Warnung bist, du bist wie ein kleines Kind, und soll man dir helfen, so muß man dir mit einem Kindersprüchlein helfen. Tobias nennt es, indem er sagt: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht! Und hättest du die Hand schon ausgestreckt nach fremden Eigenthum oder die Hand

schon erhoben zum tödtlichen Streich, und es schwänden dir alle fünf Sinne, und du wüßtest nicht, was du thätest: soviel Bewußtsein bleibt dir doch, daß du sprichst, wie du mit sechs Jahren gelernt hast: Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu! Es ist das blos eine ganz mechanische Probe auf das Exempel: „Mir thut das weh, also wird es auch dem Andern weh thun"; es ist blos ein einfaches Hausmittelchen; aber in deinem Zustande läßt sich mehr nicht thun, genug, wenn die verbrecherische Hand einen Augenblick festgehalten wird, bis du wieder zu dir kommst und dich eines Bessern besinnst.

Weiter kommt nun als zweiter Feind die Welt; die böse, die arge Welt, sagst du vielleicht selbst, hast auch deine Sprüchlein noch vorräthig: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. Böse Geschwätze verderben gute Sitten." Darum höre auch, was Tobias zu seinem Sohne sagt: „Iß nicht, noch trinke mit den Sündern, sondern allezeit suche Rath bei den Weisen." Ja wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Spötter sitzen. Die schandbaren Worte und unziemlichen Scherze, die an dein Ohr dringen, und die Narrentheidinge, welche in dein Auge fallen, sind wahrlich nicht wie der Hauch, der den Spiegel trübt und sich ganz von selbst wieder verzieht; glaube das ja nicht, mein Kind. Sie sind wie der Rost, der sich an das Eisen anlegt und von selbst nicht wieder wankt und weicht, bis er es zerfressen hat, daß es zerbricht, wie Thonscherben. Habe ich dich oben gewarnt: schlage dir das Heilige nicht aus den Augen, du schlägst es dir allgemach auch aus dem Sinn, so ermahne ich dich hier: fasse das Unheilige und Schlechte nicht in die Augen, du fassest es auch in den

Sinn und allgemach in das Herz. Aus den Augen, aus dem Sinn! In die Augen, in den Sinn. Du kannst nicht ungestraft in einem verpesteten Dunstkreis leben, du nimmst den Krankheitsstoff auf, du weißt nicht, wie, du weißt nicht, wo; so wirst du auch nicht ungestraft mit schlechten Menschen Umgang und Gemeinschaft haben, du nimmst das Gift ihrer Flüche und Meineide, ihre Schmutz- und Lästerworte in dir auf, du weißt nicht, wie, du weißt nicht, wo. Darum ist's wiederum eine feine, obschon nur ganz äußerliche Klugheitsregel des weisen Tobias, wenn er zu seinem Sohne sagt: Iß nicht, noch trinke mit den Sündern, sondern allezeit suche Rath bei den Weisen. Sitzest du bei den Thoren und Sündern, mein Kind, so du bist wie der junge Baum, den man in eine Wüstenei gepflanzt hat; sitzest du bei den Weisen und Frommen, so bist du wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl.

Und so kommen wir denn zu dem dritten und letzten Feind: unsers Fleisches Wille. Das ist der Feind in den tiefsten Tiefen des Gemüths, in dem innersten Innern des Herzens; darum hat auch Tobias hier keine blose Probe auf das Exempel, wie oben, keine äußerliche Klugheitsregel, wie oben, sondern gegen diesen Feind gibt er dem Sohne die blankste und schärfste Waffe eines edeln Menschengeistes in die Hand und sagt: Und danke allezeit Gott und bete, daß er dich regiere und du in allem deinen Vornehmen seinem Wort folgest.

Meine lieben Kinder, es ist jetzt ein Jahr her, daß ich den Vorschlag machte, unsrer neuen Schule die Inschrift zu geben: Bete und arbeite! und auch heute noch kann ich etwas Besseres nicht vorschlagen, sehe auch, daß sich anderwärts etwas Besseres nicht gerade gefunden hat.

Aber nun frage ich euch, meine lieben Kinder, nun frage ich die ganze große Versammlung dahier: Wie ists möglich, daß der fromme Tobias in seiner ganzen Rede an seinen scheidenden Sohn das Wörtlein „arbeiten" oder auch nur etwas dem Aehnliches nicht ein einziges Mal gebraucht? Und doch war er selbst ein arbeitsamer Mann, wie das 1. Kapitel der Erzählung zeigt, und von Hanna, seinem Weibe, habe ich oben schon aus dem 2. Kapitel berichtet: sie arbeitete fleißig mit ihrer Hand und ernährte ihren blinden Mann mit Spinnen. Also Vater und Mutter sind fleißig, und auch arm ist der blinde Vater, sehr arm; und doch kein Wörtlein, das den Sohn zur Arbeit ermahnte! Nun seht, meine lieben Kinder, ein frommer Beter ist kein einfältiger Betbruder, und eine fromme Beterin ist keine thörichte Betschwester; und Gott ist kein Gott der Todten, sondern ein Gott der Lebendigen, Leben aber ist Streben, Leben ist Schaffen und Wirken, Leben heißt sich nähren und arbeiten, und so sind von jeher die eifrigsten Beter auch immer ganz von selbst die besten Arbeiter gewesen. Eigentlich sollte es gar nicht heißen: Bete und arbeite! sondern etwa: Bete vor der Arbeit! denn an Gottes Segen ist Alles gelegen, oder etwa: Bete bei der Arbeit, denn wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen. Diese Beiordnung der Begriffe in: Bete und arbeite! ist gewiß nur um der schönen, harmonischen Satzbildung da; das Arbeiten versteht sich ganz von selbst, und der fromme Tobias erwähnt daher die Arbeit gar nicht, ja, er sagt sogar zu seinem Sohne am Schluß: Sorge nur nichts, mein Sohn; wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, so wir — Tag und Nacht, Wochentags und Sonntags arbeiten? o nein, o nein — so wir Gott werden fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.

Dazu aber, **daß** wir die Sünde meiden, **daß** wir Gutes thun, **daß** wir in allem unsern Vornehmen Seinem Wort folgen, dazu müssen wir Gott in inbrünstigem Gebet um seinen heiligen Geist bitten, Er wolle uns berufen, sammeln, erleuchten, heiligen und bei Jesu Christo erhalten im rechten einigen Glauben. „Der Herr Zebaoth, das ist der rechte Kriegsmann!“ So hat Moses gesprochen, und so spricht Tobias: wollt ihr Jünger Jesu euch von dem Jünger Mosis beschämen lassen? Nein, gewiß nicht, auch ihr wollt ausrufen: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren“. „Der **Herr** wird mich erlösen von allem Uebel und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reich!“ Und so ziehet denn von dannen, ihr meine lieben Kinder; Gott sei mit euch auf dem Wege, und sein Engel geleite euch!

Der junge Tobias fand gar bald einen treuen Gesellen und Reisegefährten, den Erzengel Raphael, nun so gebe auch euch der himmlische Vater seinen heiligen Engel, ungesehen oder in Gestalt guter und edler Menschen, zu Führern und Berathern.

Auf den jungen Tobias fuhr aus dem Flusse Tigris ein arges Ungethüm empor, doch tapfer und muthig hat er es bezwungen: nun so seid auch ihr getrost und unverzagt, wenn Gefahren auf euch eindringen; „weil du Gott lieb warest, sagt der Engel zu dem alten Tobias, so mußte es also sein; ohne Anfechtung durftest du nicht bleiben, auf daß du bewähret würdest.“

Den bösen Geist Asmodi, welcher sieben Männer umgebracht hatte, weil sie Gott verachteten, bezwang der junge Tobias durch anhaltendes Beten: nun so möget auch ihr in Gottes Namen und mit Gottes Hilfe den alten bösen Feind in der Welt überall, wo er sich euch in den Weg stellt, in die Flucht schlagen.

Freundliche Herberge fand der junge Tobias unterwegs und liebe Verwandte und Freunde seines Vaters, und ein reiches Weib und sonst noch viel Glücksgüter brachte er mit sich nach Hause: siehe mein Kind, so wird auch dein Leben nicht ohne Freude sein; trage nur den bösen Tag mit Gelassenheit und Geduld, die guten Tage kommen schon nach.

Auch die zehn Pfund Silber, welche der Vater ausgeliehen hatte, brachte der junge Tobias sammt den Zinsen zurück: siehe, so wirst du, liebes Kind, wenn du dich nur wacker hältst, auch deinen Eltern das Pfund mit Wucher zurückbringen, das sie mit ihrer auf dich verwendeten Sorge und Arbeit hoffentlich recht gut angelegt haben.

Ja, mehr als das brachte der junge Tobias, auch Arznei für den erblindeten Vater, daß er wieder sehend wurde und vierzig Jahre noch fröhlich die Welt schauen konnte. Nun siehe, mein Kind, auch für deine Eltern wird die Zeit kommen, wo das Alter ihr geistiges Auge umflort, daß sie düster in die Welt hinein schauen und sich vielleicht sogar hinwegsehnen aus diesem Jammerthal, aus diesem Sammelplatz der Zwietracht, Thorheit und Sünde: sei du, liebes Kind, dann ihr Augentrost und ihre Augenweide, bringe du ihnen dann den Balsam für ihr dunkles Auge, daß sie durch dich die Welt wieder schön sehen, daß es ihnen um deinetwillen, um deiner kindlichen Liebe willen wieder auf dieser Welt gefalle, daß sie in ihren Kindern wieder neu aufleben und des Lebens niemals überdrüssig werden.

So, so ist dann die ganze heilige Geschichte des Tobias an euch, meine Kinder, in Erfüllung gegangen, und wenn wir so mit christlicher Hoffnung und Zuversicht in eure und unsre Zukunft blicken, da wird uns auch nicht mehr das Wort des Apostels schwer: „Seid allezeit

fröhlich!" sondern jauchzend und frohlockend verlassen wir den Saal und rufen aus:

Wohl allen Eltern, welche Freude an ihren Kindern erleben!

Wohl auch der Schule, welche Freude an ihren Kindern erlebt!

Heil auch dieser neuen Schule, wenn sie dereinst an euch, ihren Erstlingen, Freude erlebt! Amen.

Achtzehnter (108.) Brief.

In welchem Lebensalter sollen die Kinder in die Schule kommen?

„Erst im 6. Jahre bringen Sie uns Ihre Kinder", so sagen die alten Lehrer in Sachsen zu den Vätern und Müttern; und: „Schon im 6. Jahre bringen Sie uns Ihre Kinder" sagen vielleicht einige junge Lehrer, welche das Gutachten unsers verewigten Dr. Schreber über diesen Gegenstand gelesen haben. Ein sehr bedeutender Unterschied! Während den Einen das 6. Jahr zu früh ist, ist es den Andern zu spät!

In der That verlangt die alte kurfürstlich-sächsische Schulordnung von 1773, daß das Kind nach vollendetem 5. Jahre in die Schule komme, und dasselbe fordern heute noch die österreichischen, braunschweigischen, sachsen-meiningischen und mecklenburgischen Gesetze, während in den jüngsten Tagen eine preußische Ministerial-Verordnung sagt, es sollten zwar die fünfjährigen Kinder in der Schule nicht zurückgewiesen werden, die Schulpflichtigkeit der Kinder solle aber erst mit dem sechsten Jahre beginnen, wie schon seit dreißig

Jahren (seit 1835) unser kgl. sächs. Volks-Schulgesetz in § 21 vorschreibt", daß alle Kinder, welche zwischen Michae„lis des vorigen und Michaelis des laufenden „Jahres das sechste Lebensjahr vollenden, zu „Ostern in die Schule treten sollen," so daß sie bald $5^1/_2$ bald $6^1/_2$ Jahr alt sein können. Doch soll nach § 22 desselben Gesetzes körperlich oder geistig unreifen Kindern ein späterer Schuleintritt gestattet werden. Was nun hier im Gesetz Ausnahme ist, das macht Dr. Schreber zur Regel, indem er sagt, daß vor dem vollendeten 7. Jahre jedes Kind noch körperlich und geistig unreif sei, folglich noch nicht in die Schule treten dürfe. — Es zeigt nun aber die tägliche Erfahrung, daß die Kinder wohl bis zum 6. Jahre noch den ganzen lieben langen Tag spielen können, und daß sie uns zu dieser Zeit bei gutem Wetter für Kindergärten oder Spielplätze im Freien, sowie bei schlechtem Wetter für Spielstuben sehr dankbar sein werden; diese kleinen Geister brauchen noch unendlich wenig, um sich durch sich selbst zu unterhalten und die Zeit zu vertreiben. Aber mit dem 6. Jahre wird das anders. Dann brauchen sie zum Zeitvertreib für den ganzen lieben langen Tag mehr, als eine Hand voll Sand, eine Kugel, einen Ball oder sonst ein Spielzeug; und diesen neuen Zeitvertreib zu finden, immer neue Spiele sich zu schaffen, nemlich für den ganzen lieben langen Tag, dazu reicht ihr Witz nicht aus, dazu ist ihr kleiner Genius doch zu schwach. Wenn sie zwei Stunden lang gespielt haben, so ist ihr Witz zu Ende, das Spiel hat den Reiz verloren, sie haben Langeweile, sie sagen ärgerlich und weinerlich: „Ich weiß nicht, was ich machen soll."

Und nun kommen vielleicht die Erwachsenen und wollen das Kind durch ihre Kunst weiter zum Spielen nöthigen. Vergebliche Mühe! Denn erstens will Jeder, der

da spielt, seine eigne Phantasiewelt sich aufbauen, seine eignen Wege gehen, seinem Genius folgen und kann Andere dabei durchaus nicht brauchen; und zweitens — was die Hauptsache ist — sind dem sechsjährigen Kinde seine fünf Sinne soweit aufgegangen, daß es auch an der wirklichen Welt Gefallen findet, die wirkliche Welt besehen, behorchen, betasten will. Anstatt also das arme Kind wider seinen Willen durch allerhand Künsteleien mit den Haaren zum Spielen herbeizuziehen, wodurch es nur widerspenstig und unartig, unfolgsam und ungezogen wird, mache man nun Ernst, zeige dem Kinde, wie das Haus da drüben beschaffen ist, zeichne ihm in dem Sande, mit dem es bisher gespielt hat, oder auf einer Tafel das Haus hin, sage: „Oben ist das Dach, oben sind Fenster, unten ist die Thür, „unten sind auch Fenster," und frage es zuletzt auch: „Wieviel Fenster sind es denn?" Wie freut sich das Kind, das Haus nachmalen zu können, die Fenster zählen zu lernen, und zu wissen, was oben und unten ist. Aber das ist nicht mehr Spiel, sondern Ernst, völliger Ernst, durchaus die wirkliche Welt, wie sie leibt und lebt und vor dem Kinde dasteht; das ist nicht Spiel, sondern Schule, aber ebendeshalb auch keine Spielschule, ein sich selbst völlig widersprechender Begriff und Name, sondern Elementarschule, Elementarschule der Neuzeit, welche freilich Schreber in seiner Kindheit nicht gekannt hat.

Jedenfalls verdanken wir diese neue Elementarschule als erstem Urheber dem berühmten Jacotot. „Fange mit einem Ganzen an und langweile deinen Schüler nicht mit elenden Bruchstücken und blosen Theilen des Ganzen", das ist sein oberster Grundsatz, und indem der Privatschuldirektor Ahn in Aachen diesen Satz auf die Erlernung der fremden Sprachen anwandte, erfand er die nach ihm benannte Ahn'sche Methode, eine wahre Wohl-

that für Lehrer und Kinder, weit und breit jetzt anerkannt, so daß Sanguin und Hirzel sofort der überwundenen alten Zeit anheimfielen. Aber gleichzeitig trug auch der geniale Schulrath Graffunder in Erfurt denselben Grundsatz in die Volksschule über und gründete so die neue Elementarschule, welche auch eine wahre Wohlthat für Lehrer und Kinder, ein wahrer Segen für Schule und Haus geworden ist. Begierig griff man von allen Seiten zu: in Sachsen — um bei uns stehen zu bleiben — war der erste begeisterte und einflußreiche Vertreter dieser Schule Director Vogel in Leipzig; ihm folgten Direktor Ramshorn ebendaselbst und in Dresden die Direktoren Berthelt, Jäkel und Petermann. Seitdem ist Alles anders geworden: die alte Schule bläute den Kindlein das ABC ein, schreckte sie mit dem ewigen ma, me, mi, mo, mu; ba, be, bi, bo, bu; ra, re, ri, ro, ru, und während heutzutage es die Kinder nicht erwarten können, zur Schule zu kommen, um da aus „Lebensbilder I." oder aus Vogel's „Des Kindes erstem Schulbuch" die Bilder und Wörter nachzumalen und dazu schöne Geschichten zu hören, mußte man in frühern Zeiten die armen Kinder am ersten Tage mit Gewalt zur Schule schleppen und dem Lehrer heimlich Zuckerdüten für das Kind zustecken, damit es nicht der Mutter alle Falten aus dem Kleide zerrte, wenn sie das arme Geschöpf dem Wüthrich mit der Ruthe und dem Stocke überlieferte. Ohnehin war es — und ist es heute noch — mit diesen Zuckerdüten in der Hand des Lehrers eine mißliche Sache. Bei vielen Kindern bewirken sie meiner Meinung nach gerade das Gegentheil von dem, was man beabsichtigt. Die klugen Kinder wissen, daß Vater und Mutter, wenn sie plötzlich mit einem Stück Zucker in der linken Hand erscheinen, dann gewöhnlich in der rechten Hand einen Löffel bitterer Arznei haben, und

so ist ihnen dieser überzuckerte Lehrer erst recht verdächtig. Er erscheint ihnen wie eine süße Latwerge, die hinterdrein den guten Kindern, wie sie recht wohl wissen, Leibschmerzen macht. Ja gewiß, die alten Schulen machten den armen Kindern genug Schmerzen, und um das ABC der alten ABCbücher zu verdauen, dazu ist, wie die Herren Aerzte ganz richtig sagen, kaum das 7. Lebensjahr hinreichend, während selbst für unsere neuen, guten Schulen, das 5. Lebensjahr wenigstens noch ein sehr frühes Jahr heißen muß; und wir können deshalb gar nichts Besseres thun, als an der Hand unsers Volksschulgesetzes die goldne Mittelstraße einschlagen und zwischen dem 5. u. 7. Jahre das 6. als das beste wählen. Bei einmaliger Aufnahme im Jahre, nemlich zu Ostern jedes Jahres, läßt sich übrigens noch beiden Parteien ein gewisser Spielraum für ihre Meinungen gewähren. Ein Arzt spricht in dem vom Regierungsrath Krug in Zwickau herausgegebenen juristischen Journal den Wunsch aus, daß das Kind zwischen Neujahr und Johannis des laufenden Jahres sein 6. Lebensjahr vollenden müsse, wenn es zu Ostern in die Schule aufgenommen werden solle, so daß also das Kind mindestens $5^3/_4$ Jahr alt ist, eine Ansicht, welche z. B. das Leipziger Armendirektorium zur Richtschnur genommen hat. Unsere Staatsregierung dagegen steckt, wie wir oben sahen, die Grenzen anders und rechnet von Michaelis zu Michaelis, so daß ein Kind schon mit $5^1/_2$ Jahren aufgenommen werden kann. Ich selbst möchte die zuerst genannte Regel der letztern vorziehen: Schade nur, daß sie nicht gesetzlich ist.

Vor dem vollendeten **7.** Jahre kommen jedoch, wie man sieht, alle diese sächsischen Kinder nothwendig in die Schule, und es ließe sich nun denken, daß uns Einer hier entgegnete: „Ein siebenjähriges Kind lernt in einem Vier-

teljahr soviel, als das sechsjährige Kind in einem ganzen Jahre, und so holt das erstere sehr bald das letztere ein; „wozu also der frühe Anfang?“ Nun, die erste Hälfte dieses Satzes gebe ich gern zu, behaupte sogar, daß bei sechsjährigen Kindern der größte Ruhm des Lehrers ist, nicht wie viel, sondern wie wenig sie lernen, wenigstens nach dem gewöhnlichen Begriffe von lernen; aber dadurch ist die Schule, als die treue Freundin und Helferin des Elternhauses, der Verpflichtung nicht entbunden, diese sechsjährigen Kinder aufzunehmen und nützlich zu beschäftigen; denn mit dem blosen Spielen ist es nun einmal vorbei.

Es heißt geradezu das Verhältniß zwischen Schule und Elternhaus auf den Kopf stellen, wenn man so schließt: „Weil die Lehrgegenstände der Schule für Kinder von 5 bis 6 Jahren zu schwer sind, so muß man die Kinder erst im 7. Jahr in der Schule zulassen.“ Als ob die Schule ein Granitblock wäre, und die Lehrer von Gußeisen! Oder als ob die Familie um der Schule willen da wäre, und nicht vielmehr umgekehrt die Schule um der Familie willen! Nein, man muß so schließen: „Da im 6. Jahre das Kind aufhört, den ganzen Tag zu spielen, so muß mit ihm nun Ernst gemacht werden; da aber die meisten Eltern entweder nicht die Zeit oder nicht die Lust oder nicht das Geschick zu ernstlicher Beschäftigung mit ihren Kindern haben, so muß das die Schule übernehmen und dabei, wie sich von selbst versteht, dem Alter des Kindes angemessen verfahren; und hatte sie bisher dazu nicht das rechte Geschick, so muß sie das lernen.“ So erst ist der Schluß richtig, und wenn es also bisher den 5- und 6jährigen Kindern in der Schule schlecht erging, so mußte die Schule, nicht die Zeit der Aufnahme in die Schule geändert werden. Wo die Familie aufhört, da eben fängt die Schule an. — Man kann hierbei ganz und gar von dem

eigentlichen Unterricht absehen, und doch bleibt die Forderung, ja das Recht der Eltern, ihre Kinder von dem 6. Jahre an innerhalb der Schulstuben gut aufgehoben zu wissen, ebenso gebieterisch stehen. Will die Schule zu dieser Zeit noch gar nicht unterrichten, sie wird doch erziehen können, und das ist sehr viel, das ist vielleicht die Hauptsache.

„Wie übel — sagt Direktor Jäkel in der Lehrerver„sammlung zu Mittweida — sind diejenigen Kinder daran, „deren Eltern des Morgens das Haus verlassen, um ihrer „Beschäftigung nachzugehen, und erst spät Abends zurück„kehren. Solche Kinder bleiben entweder in der verschlossenen „Stube oder auf offener Straße sich selbst überlassen. Nie„mand kümmert sich um ihre Reinlichkeit, Ordnung und „Sittlichkeit, ja selbst um die Gefahren, denen ihr Leben „ausgesetzt ist. Da muß nun die Schule als Helferin ein„treten, und wäre es nur dadurch, daß sie ihre Pflegbefohl„nen an Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Folgsamkeit, „geregelte Thätigkeit gewöhnt, ihnen die ersten Begriffe „von Mein und Dein, vom Recht und Unrecht, von einem „lieben Vater im Himmel beibringt. Sollte man nicht „wünschen, daß solch erziehlicher Einfluß der Schule eher „früher, als später, beginne, namentlich bei den Ständen, „denen es versagt oder wenigstens erschwert ist, die Er„ziehung ihrer Kinder gewissenhaft selbst durchzuführen?" Soweit Jäkel.

„Ach", meint da Einer, „das gilt ja also nur von „den mittlern und untern Ständen; die höhern Stände „mögen demnach getrost ihre Kinder bis zum 7. Jahre zu „Hause behalten."

Wer so sprechen wollte, hätte meine obigen Sätze nicht recht beherzigt. Auch die Kinder der höhern Stände sind trotz des ausgesuchtesten und theuersten Spielzeugs nicht

im Stande, bis zum 7. Jahre den ganzen lieben langen Tag zu spielen; man muß also, wenn sie nicht in die Schule geschickt werden, zu Hause zu gewissen Zeiten des Tages etwas Ernstliches mit ihnen vornehmen; und so zeigt sich, daß wir eine ganz andere Frage, die eigentlich gar nicht hieher gehört, vor uns haben, ob nemlich der Privatunterricht besser sei, als der Klassenunterricht. Diese Frage muß jedoch hier kurz beantwortet werden, damit der obige Einwurf nicht triumphirend stehen bleibt.

In der Schule kommt das Kind zu einem Schulmeister, der also Meister in seinem Fache sein soll, während in den Familien Hauslehrer und Gouvernanten, also gewöhnlich blose Lehrlinge und Liebhaber in der Lehrkunst, an dem Kinde herumarbeiten.

In der Schule erhält das Kind unter so vielen andern Kinder, vielleicht immer die zwanzigste, funfzigste oder sechzigste Frage und bleibt dabei munter und frisch, während es zu Hause jede Frage oder immer die dritte und vierte Frage beantworten muß und dabei bald erschöpft wird. In der Schule macht das Kind die unumgänglich nothwendigen Wiederholungen der Lehrgegenstände mit vielen andern Kindern höchst bequem und in recht ergötzlicher Mannigfaltigkeit durch, während zu Hause die Wiederholungen mit einem Kinde das Kind im höchsten Grade ermüden, abspannen, langweilen, ja ertödten. In der Schule treibt es der Wetteifer mit andern Kindern, der Ehrgeiz, der dem Menschen so natürlich ist und ihm viel Freude an dem Gelingen seines Werkes bringt; im Hause ist der unverständige und ungeduldige Pflichteifer der zum Lehren oft ganz unbefugten Personen der einzige, oft sehr grausame Treiber. Darum also muß jeder wahre Kinderfreund von Grund seines Herzens wünschen, daß auch die sechsjährigen Kinder aus den vermögenden und

reichen Häusern gleichsam in eine Schule gerettet werden. Ob öffentliche oder Privatschule, ist hier gleichgiltig.

Da, in der Schule, wird Alles gut gehen, vorausgesetzt, erstens, daß es die richtige Elementarschule der Neuzeit ist, wie ich sie oben angedeutet habe, und zweitens, daß nicht eine spätere Zeit das richtig angefangene Werk wieder völlig verdirbt. Und zwar geht dies Letztere die höhern Stände ganz im Besondern an. Die Sächsische Schulzeitung sagt im Jahre 1862 Nr. 45: „Das „leider nicht zu leugnende Zurückgehen unsers Geschlechts „an Kraft und Muskulatur und an Schärfe der Sinnes„werkzeuge, das Ueberhandnehmen auffälliger Nerven-, Herz„und Lungenschwäche, verbunden mit Blutarmuth, Bleich„sucht, Skrophulosität und wie die Schwächen und Gebre„chen unserer vornehmen Kinder alle heißen mögen, kom„men nachweislich nur in seltenen Fällen auf Rechnung „eines zu frühen Schulunterrichts, vielmehr gewöhn„lich auf Rechnung einer unmäßigen Häufung der Unter„richtsstunden und einer rücksichtslosen häuslichen Ueber„bürdung der Jugend in späterer Zeit. Mit dem in„nigsten Mitleid muß man es ansehen, wie öffentliche und „Privatanstalten ihre 10 bis 12jährigen Kinder auf die „Höhe 15 und 18jähriger Fürstenschüler und Akademisten „hinaufschrauben wollen. Hier, in diesen spätern Jah„ren, mache man den Kindern Luft und wehre solchen „groben Verstößen gegen alle Regeln einer vernünftigen, „kinderfreundlichen Pädagogik.“ Soweit unsere Sächsische Schulzeitung. Wenn ich solche geplagte, überbürdete und abgehetzte große Kinder sehe, sage ich wohl: „Gott sei „Dank, daß sie dabei nichts lernen; sie müßten sonst bei „dieser Masse des Unterrichtsstoffs an Leib und Seele zu „Grunde gehen!“ Und dies gilt im Grunde auch von den alten Elementarschulen mit ihren alten, schlechten Abcbüchern.

Die Kinder lernen aus solchen Büchern wirklich sehr schlecht und sehr langsam lesen. Wenn ich nun aber hier wiederholen wollte: „Gott sei Dank, daß die Kinder so „nichts lernen; sonst müßten sie an Leib und Seele zu „Grunde gehen!“ so wäre das, streng genommen, hier ebensowenig, wie oben, ganz richtig. Mögen die Kinder bei schlechter Methode, bei schlechten Schulbüchern, bei schlechtem Unterrichtssystem mit Gottes Hilfe leiblich trotzdem gewöhnlich nicht untergehen, an ihrer Seele leiden sie in jedem Falle großen Schaden. Solche Kinder sind zum lernen nicht willig, damit ist Alles gesagt. Was ist denn ein williger Schüler, eine willige Schülerin, ein williges Kind? Sind es nicht zugleich folgsame Kinder, aufmerksame und fleißige Kinder? Und wodurch sind sie denn dies Alles in der neuen, guten Elementarschule, überhaupt in der guten, neuzeitlichen Schule geworden? Etwa durch strengere Schulzucht, durch schärfere Disziplin, durch stärkere Drohungen und härtere, häufigere Strafen und Züchtigungen? Nein, ganz im Gegentheil; die neue Schule braucht nicht das Viertel von den Strafen, welche die alte Schule verhängte: das ist ein höchst charakteristischer Unterschied beider Schulen. Wodurch also werden die Kinder der neuen Schule so gute Kinder? Durch eine vernünftige, die Kindesnatur schonende Methode und gute, nach dieser Methode gearbeitete Schulbücher, sowie durch ein sinnreiches, klüglich durch die ganze Schule durchgeführtes System. Ich wiederhole es: Schlechte Methoden, schlechte Schulbücher und schlechte Systeme machen halsstarrige, verdrossene, faule, lügenhafte, betrügerische, kurz, schlechte Schüler und Schülerinnen; gute Methoden, gute Schulbücher und gute Systeme machen willige, fleißige, unverdrossene, ehrliche, kurz, gute Schüler und Schülerinnen; weshalb auch das Lieblingssprüchlein so mancher Pädagogen: „Es führen zu-

letzt alle Wege nach Rom," nicht ohne große, sehr große Vorsicht anzunehmen ist. Im Gegentheil wage ich es, den Verächtern der Systeme und Methoden zum Trotz hier den ganz allgemeinen und inhaltsschweren Satz anzuschließen: Man kann der Sittlichkeit unserer Jugend in den allermeisten Schulen nicht durch bessere Zucht und ein besseres Erziehungssystem, sondern lediglich durch bessere Methode, bessere Schulbücher und ein besseres Unterrichtssystem aufhelfen.

Bei der Anwendung dieses Satzes auf die höhern Schulanstalten habe ich in der That in meinem Leipziger Gesammtgymnasium recht schöne Erfahrungen gemacht. Ich ging nemlich von dem Satze aus: Lateinisch und Griechisch sind keine Sprachen für Kinder, sowenig als Mathematik und Naturwissenschaft Sachen für Kinder sind; im Gegentheil werden diese schönen Sprachen und diese großartigen Wissenschaften nur herabgewürdigt, wenn man sie gleichsam den Kindlein hingibt, damit sie sich an ihnen unter Jammern und Weinen die ersten Zähne ausbeißen. Daher ließ ich meine zehnjährigen Knaben, alle ohne Unterschied, Englisch, und die zwölfjährigen Französisch lernen; darnach erst, im 13. oder 14. Jahre, fingen die Einen auf dem gelehrten Gymnasium das Lateinische und Griechische, die Andern in dem Realgymnasium die Mathematik und Naturwissenschaft an. Ganz von selbst hatte ich da willige, fleißige, aufmerksame, kurz: gute Schüler, kam auch wirklich mit dem Viertel des gewöhnlichen Strafmaßes vollkommen aus. Der Charakter dieser Kinder und Jünglinge nahm bei diesem Lehrgang für alle Zukunft eine so glückliche Richtung, daß ich noch heute die Eltern jener Kinder ganz zuversichtlich und fast kühn nach „meinen alten Schülern" von

1849 bis 1857 frage, und Gott sei Dank! ich erhalte auch immer recht erfreuliche Nachrichten.

So macht die neuzeitliche (moderne) Schule es nicht blos uns Lehrern möglich, die Kinder ihren Eltern zur rechten Zeit abzunehmen, sondern sie sorgt auch dafür, daß wir sie dereinst dem Elternhause als fromme, rechtschaffene und brave Menschen zurückgeben können.

Neunzehnter (109.) Brief.

Die Schule eine Staatsanstalt.

Nicht blos der vulgäre Radikalismus wird, wie er am 3. Juni 1848 in der Berliner Nationalversammlung gethan hat, jede Gelegenheit benutzen, den Antrag einzubringen, „es sollten alle Schulen als Staatsanstalten organisirt werden und" (was damit im Grunde gar nicht zusammenhängt) „aller Unterricht unentgeltlich für Alle sein", nein, auch der sentimentale Idealismus wird oft genug, wie er z. B. durch den Abgeordneten Fahnauer in der jüngst tagenden sächsischen Ständeversammlung gethan, „die feste Ueberzeugung hegen, daß der Staat über kurz oder lang die Kosten für das Volksschulwesen wird in die Hände nehmen müssen." Stoy in seiner klassischen „Encyklopädie der Pädagogik" spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Das Prinzip für den Aufbau einer Schulverfassung kann nur in dem Gedanken liegen, daß die Schule — deren völlige Unabhängigkeit ein Ungedanke sein würde — bei allen ihren vielfachen Beziehungen zu

Staat und Kirche doch weder von dem Staate, noch von der Kirche, sondern nur von Familie und Gemeinde abhängig sein solle. Vor Allem ist hier soviel klar, daß dann die richtigsten Formen gefunden sein werden, wenn das Schulregiment die rechte Einsicht in die Schulbedürfnisse, die gehörige Bereitwilligkeit für seine Einrichtungen und die nöthigen festen Stützen für die Erhaltung des Eingeführten findet. Diese Eigenschaften finden sich aber an Verfassungen und Institutionen nur dann, wenn den natürlichen Interessen, welche als solche die tiefsten Wurzeln haben, Veranlassung zum Hervortreten und hinlänglich freier Spielraum gegeben wird. Wo die natürlichen Interessen bei der vorliegenden Schulfrage liegen, kann nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Sie liegen in den Familien. Unterricht ist ein Theil der Erziehung.

Wenn dagegen das Staatsregiment über die Schule zu verfügen hat, was kann es anders wollen, als daß auch diese Anstalt der Sicherheit des Ganzen möglichst dienen möge, und wie kann es anders dies erreichen, als daß die Schule, gleich den Posten und andern Anstalten, möglichst streng an die von diesem Gesichtspunkt aus entworfenen Normen gebunden werde? Wenn also etwa das Schulregiment den Glauben hegt, Gymnasien erzögen gehorsamere Bürger, als die Realschulen, so muß es folgerichtig den Letztern Luft und Licht möglichst abschneiden; wenn eine bestimmte Philosophie der politischen Rechtgläubigkeit günstiger zu sein scheint, als andere Systeme, so wird auch ein weniger leidenschaftliches Gouvernement jede Gelegenheit benutzen, um in Jüngern dieser Philosophie möglichst viele Bundesgenossen an den höhern Schulen sich anzustellen; wenn die Staatsgewalt auf die Meinung verfallen ist, das Studium der lateinischen Sprache

befähige am besten zu jeglichem Staatsdienste ohne Ausnahme, so wird sie folgerichtig Latein zum obligaten Hauptgegenstande auch derjenigen Schulanstalten machen, deren Schüler zum größern Theile in bürgerliche Berufskreise übergehen. Und wohlgemerkt, das Staatsregiment ist hier in seinem Rechte. Einheit macht stark, und kein gesundes Regiment kann anders verfahren, als daß es in allen ihm einmal unterworfenen Gebieten ein übereinstimmendes Handeln herzustellen sucht. Der Fehler liegt nur darin, daß derjenige Kreis, welcher seiner Natur nach, gleich andern Kreisen, nur unter den Schutz und die Pflege des Staatsregiments gestellt werden sollte, nun seiner Leitung und Herrschaft übergeben und der heilsame Rath der Weisen, z. B. W. von Humboldt's, überhört worden ist: „Oeffentliche Erziehung scheint mir ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten muß." (Ideen zu einem Versuch, die Grenzen des Staats zu bestimmen. Breslau 1851.)

Die Folgen für die Schule sind traurig. Beiden Theilen, den Familien wie den Lehrern, wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit geschwächt, ja, es kommt ihnen nach und nach geradezu abhanden. Das Haus sieht die höhere Schule als eine Anstalt zur Vorbereitung für den Staatsdienst an, nemlich als eine niedere Stufe, von welcher der gesetzlich normirte Stufengang, wohl auch Schlendrian, Jeden, der die in den Weg geworfenen Felsen, die Examina, nicht ganz ungeschickt zu übersteigen wisse, seiner Zeit in das sichere Bett der Anstellung und Versorgung führen werde. Die niedere Schule dagegen gilt als eine fremde, unangreifbare Anstalt, deren Anforderungen man soweit beachtet, daß Kind und Eltern nicht durch Strafen betroffen werden. Die gemüthliche Theilnahme der Familien an den Staatsschulen ist beispiellos gering,

spricht sich oft nicht einmal an den kurzen Tagen der öffentlichen Prüfungen aus, wogegen die Privatschulen und Institute lebendiges Interesse erfahren.

Was ferner die Lehrer betrifft, so haben sie noch bei weitem weniger Gefühl von ihrer wahren Beziehung. Auch wenn sie nicht die Dieneruniform des Hessen-Darmstädtischen Staates tragen, und trotzdem daß sie fühlen, wie ihnen in der Rangliste der Staatsdiener eine ziemlich tiefe Stelle zugewiesen ist, sehen sie sich doch mehr als eine Art von Verwaltungsbeamten für Staatseigenthum an, oder als Werkmeister für den großen Fabrikherrn, Viele auch als Kostgänger des großen Brodherrn. Und wenn man endlich noch beobachtet hat, wie ein aus politischen Gründen erfolgter Personenwechsel in dem Gouvernement einen Systemwechsel in der Staatsschulpädagogik herbeiführt und somit die Traditionen, Sitten, Anschauungen und gemüthlichen Interessen der Familien unbarmherzig angreift, so begreift man, warum offenbare, die erziehliche Wirksamkeit untergrabende Opposition gegen die Ansichten und Anordnnngen der Schule nicht etwa zu den Seltenheiten gehört.

Somit könnte es für den Augenblick am gerathensten erscheinen, die ganze Abhängigkeit der Schule abzulehnen und zu verneinen und — wie auch wirklich das Zauberwort Emanzipation verstanden worden ist — Autonomie der Schule zu verlangen. Eine unverzeihliche Begriffsverwirrung! Die Schule ist nicht eine Gesellschaft — wer sollten denn die Glieder sein, als Lehrer und Schüler? — sondern eine Anstalt. Wer aber die natürlichen Inhaber dieser Anstalt seien, das kann nicht mehr zweifelhaft sein. Es sind die Familien.

Allen Besorgnissen wird hier sofort die Spitze genommen durch die einfache Hinweisung auf die selbstverständ-

liche Voraussetzung, daß nicht der einzelnen Familie, sondern der Gemeinde einige in bestimmte Grenzen geschlossene Rechte, dann aber der aus vielen Gemeinden gebildeten und durch Vertreter in einer Schulsynode repräsentirten Schulprovinz die eigentlichen großen Aufgaben des Schulregiments zustehen werden. Ein wenn schon nicht ausführbares, aber unter allen Umständen höchst beachtenswerthes Bild **kirchlicher Verfassung** ist auf dem gleichen Prinzip einer Befreiung von allen Eingriffen der Staatsgewalt in großen Zügen von Bunsen gezeichnet worden. (Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Hamburg. 1845.) Ein Beispiel einer im verwandten Geiste entworfenen **Schulverfassung** bietet das neueste Unterrichtsgesetz des Kantons Zürich."

Soweit Stoy. Es bleibt wohl also bei dem, was im Jahre 1848 in der Berliner Nationalversammlung der damalige Minister der geistlichen Angelegenheiten Graf Schwerin hervorhob, daß nur im Zusammenhange mit der Gemeindeordnung das Elementarschulwesen geregelt werden könne."

Zwanzigster (110.) Brief.

Die Ferienarbeiten.

Das Wiedersehen der Lehrer und Schulkinder nach den Ferien ist sehr verschieden, je nachdem vor den Ferien sogenannte Ferienarbeiten aufgegeben worden sind, oder nicht.

Sind keine Ferienarbeiten aufgegeben worden, so bringen die Kinder, ohne gerade während dieser Zeit ganz müßig gewesen zu sein, und selbst wenn sie freiwillig, wie wir später sehen werden, viel für die Schule gearbeitet haben, einen recht gesegneten Appetit zu der in den Klassenzimmmern der Schule auf sie wartenden geistigen Mahlzeit mit, ja bei manchen Kindern ists ein wahrer Heißhunger, den sie fühlen, und der sie schon 2—3 Tage lang zuvor hat ausrufen lassen: „Wenn nur die Schule wieder anginge!" Ich will nicht leugnen, daß es auch eine Anzahl Kinder gibt, von denen der Lehrer am ersten Tage mit vollem Rechte sagt: „Es will ihnen die Arbeit noch nicht recht munden"; doch bei diesen Kindern gilt gewöhnlich das Sprichwort: „Der Appetit kommt beim Essen", und am 2. und 3. Tage wenigstens arbeiten auch diese Kinder gewöhnlich tapferer, als vor den Ferien. Man sieht es oft den Kindern, namentlich in Mädchenklassen schon äußerlich an, daß ihnen die Ferien wohl bekommen sind: blaß und hohlwangig gingen sie in die Ferien, und bausbackig und rothwangig kommen sie aus den Ferien zurück, und sehr natürlich ist es, daß sich mit den Letztern besser, als mit den Erstern, auch geistige Arbeit vornehmen läßt. Nehmen wir dazu an, daß auch der Lehrer, wenn auch vielleicht nicht am ersten Tage, so doch sicher am 2. und 3. Tage seine alte Arbeit mit neuer, frischer Lust und Liebe wiederaufnimmt, so wüßte ich nicht, warum man nicht sagen sollte, dieses Wiedersehen der Lehrer und Kinder nach den Ferien sei ein fröhliches und schönes.

In dem andern Falle, wo nicht nur überhaupt Ferienarbeiten, sondern für lange Ferien sogar viele Ferienarbeiten aufgegeben worden sind, kehren die Kinder in der Regel nicht minder bausbackig und rothwangig zur Schule zurück, aber munter und fröhlich sind die meisten doch

nicht, denn sie haben — ein sehr schlechtes Gewissen. Und warum?

Die Einen haben gar nichts oder sehr wenig, und selbst das Wenige sehr schlecht gemacht; Andere bringen Alles, aber ebenso schlecht; und nur eine kleine Zahl, und zwar gerade die Guten, welche im Grunde der fortgesetzten Arbeit am wenigsten bedurften, bringen Alles, und zwar Alles gut. Aber selbst bei diesen zuletztgenannten Kindern wird selten die eigentliche Absicht, welche man bei dieser Aufgabe hatte, erreicht. Diese guten Kinder machen nemlich gewöhnlich diese Arbeiten in den ersten 2 Tagen, arbeiten da, wie das ganze Haus sagt, „unsinnig lange", besonders in die Nacht hinein, und durchaus nicht etwa täglich ein Stündchen.

Die vorher genannten Kinder, welche Alles, aber schlecht, bringen, machen dagegen alle Arbeiten gewöhnlich erst in den letzten 2 Tagen oder gar am letzten Tage, üben in den Ferien das Verschieben der Arbeit, „morgen, morgen, nur nicht heute" förmlich ein, erhalten darin für die ganze Zukunft eine Art Virtuosität, so daß sie wirklich entsittlicht, nemlich fauler, als zuvor, aus den Ferien zurückkehren; und wenn die schließlich zu Stande gebrachten Arbeiten sehr schlecht geworden sind, darf dies schon insofern nicht Wunder nehmen, als jede mehrmals aufgeschobene Arbeit uns widerwärtig wird, um so mehr als durch den täglichen Zuruf der Mutter und des Vaters: „Karl, hast du „denn deine Ferienarbeit angefangen? Wirst du denn nicht „endlich anfangen? Das wird wieder einmal schönes Zeug „werden!" der Arbeit selbst eine ungünstige Vorbedeutung gegeben und eine verhängnißvolle Weissagung vorausgeschickt worden ist.

Daß unter solchen Umständen es endlich auch an solchen nicht fehlen wird, welche nichts oder wenig, und selbst das

Wenige schlecht bringen, bedarf keiner großen Beweisführung und ist Thatsache.

Und deshalb also sagte ich oben, daß die meisten Kinder, welche Ferienaufgaben erhielten, mit schlechtem Gewissen zur Schule zurückkehren. Und der Lehrer?

Nun ich habe einen Lehrer gekannt, welcher für die Ferienzeit immer ein gutes Stück Korrektur auflaufen ließ und vielleicht in 3 Heften den Kindern je eine Arbeit zu dieser Zeit verbessern wollte, aber wenigstens zu Weihnachten regelmäßig sehr froh war, daß am 6. Januar noch ein Feiertag nachhinkte oder vielmehr nachhüpfte, indem an diesem Tage, dem sogenannten hohen Neujahr, die ganze Verbesserung des seit 14 Tagen unberührt gebliebenen Stoßes von Heften nachgeholt wurde. Gestehen wir es uns nur, daß auch wir Lehrer, in der Ferienzeit die gewöhnliche Schularbeit nicht lieben, gern aufschieben, ja sehr gewöhnlich ganz verschieben, und seien wir deshalb zur Nachsicht bereit, wenn unsere Schulkinder mit schlechtem Gewissen aus den Ferien zur Schule kommen.

Aber ärgerlich und sehr verdrießlich bleibt die Sache doch für den Lehrer; denn trotz aller Bereitwilligkeit, viel, sehr viel zu verzeihen, muß der Lehrer doch nach den einmal aufgegebenen Arbeiten fragen und sie schließlich auch abfordern. Diese Arbeiten sind nun aber, wie er vorausweiß, entweder gar nicht da, ohne daß dafür eine genügende Entschuldigung beigebracht wird, oder sie sind sehr lückenhaft und unvollständig, oder vollständig, aber sehr schlecht: was nun thun? Wo soll er die Zeit zu Hause finden, um sich durch diesen Wust hindurchzuarbeiten, oder wo soll er in der Schule die Zeit hernehmen, um diese Masse von Fehlern durchzugehen? Und lohnt es denn die Zeit und Mühe, alle diese Fehler, welche gar nicht aus Unwissenheit, sondern aus Liederlichkeit und Unlust an der Arbeit entstanden sind, zu

besprechen? Aber wenn er die Ferienarbeiten nicht bespricht, müssen die Kinder nicht daraus schließen, daß er sie gar nicht ansieht, und wie werden dann erst die Aufgaben in den nächsten Ferien ausfallen? Ich kannte einen Lehrer, der in der Angst seines Herzens den Kindern, welche später wiederholt nach ihren Ferienarbeiten fragten, weiß machte, die Ferienarbeiten kämen alle zum Bürgermeister, wodurch weitern Nachfragen vorgebeugt und doch auch ein heilsamer Schrecken eingejagt wurde. Jedenfalls ist das Wiedersehen der Kinder und des Lehrers nach den Ferien unter diesen Umständen kein fröhliches und schönes zu nennen; nur ist's bedenklich, aus dem bisher Gesagten sofort den runden Schluß zu ziehen: Also keine Ferienarbeiten! Es wäre doch möglich,

1. daß die Uebel, welche aus dem völligen Mangel an Ferienarbeiten entstünden, noch größer wären, als die oben genannten Uebelstände, so daß man sagen müßte, man habe mit den Ferienarbeiten von 2 Uebeln doch wenigstens das kleinere Uebel gewählt. „Müßiggang, sagt das Sprichwort, ist aller Laster Anfang.“ Oben ist nur ein böses Gewissen bei den Kindern genannt worden, und dies ist wenigstens noch kein Laster. Aber sehr ernstlich muß ich hier daran erinnern, daß die oben erwähnte Virtuosität im Aufschieben der Arbeit unsere Kinder sehr entsittlicht und ihnen eine höchst gefährliche Kaltblütigkeit im Ertragen von Gewissensbissen gibt; und könnte es wohl einen schlimmern Anfang zu Lastern aller Art geben, als diese Virtuosität und diese Kaltblütigkeit? Wenn es daher in dieser Hinsicht gleich gefährlich erscheint, Ferienarbeiten zu geben und Ferienarbeiten nicht zu geben, so stehen obiger Folgerung noch zwei andere Möglichkeiten entgegen,

2. daß nemlich Ferienarbeiten bei schlechtem Wetter ganz am Platze, bei gutem Wetter aber unstatthaft wären,

so daß der Lehrer, da er das Wetter nicht voraus weiß, wenigstens für den ersten Fall doch dergleichen Arbeiten geben müßte; sowie endlich,

3. daß vielleicht Ferienarbeiten an sich ganz gut sind, und daß man sich nur in der Art derselben vergreift, indem man die gewöhnlichen Hausaufgaben fortsetzt und sich nicht bemüht, eine andere Art von Aufgaben zu erfinden.

Was nun zunächst oben das Wetter betrifft, so ist mit dem Zusatz schlecht (schlechtes Wetter) durchaus noch nicht bewiesen, daß zu solcher Zeit von den Kindern gerade gut gearbeitet werde. Das lateinische Wort feriae drückt der Franzose mit vacance, der Engländer mit vacation aus, d. h. freie, unbeschäftigte Zeit, in welcher Jeder seinem Genius folgt und macht, was er gerade will, so daß Einer dann wenigstens noch etwas thut, während Petri in seinem Fremdwörterbuche feriae verdeutscht: Feier- oder Ruhetage, an denen also Einer nicht einmal etwas thut, noch weniger aber arbeitet. Und so werden sich unsere Kinder die Ferien auslegen bei gutem und bei schlechtem Wetter, werden Schulbücher und Schulaufgaben bei gutem und bei schlechtem Wetter ebenso sicher meiden, wie der Herr Aktuarius zur Zeit der Gerichtsferien seinen Gerichtssaal, seine Expedition und seinen Codex Augusteus nebst anderweitigen Gesetzsammlungen meidet. Wenigstens wird er, wenn er während der Gerichtsferien noch Gerichtsarbeiten macht, es thun, weil er gerade will, aber nicht, weil er muß. Und dies führt mich von selbst auf die oben genannte letzte Möglichkeit, daß nemlich die Arbeit in den Schulferien auch bei unsern Kindern vielleicht an sich gar nichts Unnatürliches ist, so lange sie freiwillig ist, und daß wir Lehrer uns vielleicht nur in der Art dieser Arbeiten vergreifen, insofern wir sie den Aufgaben im Laufe der eigentlichen Schulzeit gleichstellen und jene wie diese be-

handeln wollen. Schon der Name „Arbeit“, mit „Ferien“ zusammengesetzt, ist nicht glücklich; denn während man ruht, arbeitet man eben nicht, ja es könnte Einer sogar sagen, es sei ebenso unrecht, an dem Feiertag, wie am Feierabend, einem Andern eine Arbeit zuzumuthen. Aber vierzehn freie Tage sind doch sehr verschieden von einem Feierabend, wie er alltäglich nach gethaner Arbeit wiederkehren soll, und so werden wir schließlich durch den Namen Ferien, durch die oben angezogene Aehnlichkeit der Schulferien mit den Gerichtsferien, sowie durch die ganze vorausgehende Schilderung von Thatsachen, Erfahrungen, Gefahren und Möglichkeiten zu der Hauptfrage hingedrängt:

Wozu sind denn die Schulferien da?

Die gewöhnliche Antwort auf diese Frage ergibt sich mittelbar dadurch, daß man die Worte ein wenig dahin abändert: „Für wen sind denn die Schulferien da?“ und nun so spricht: „Unsere Schulkinder brauchen keine Ferien, „sondern die Ferien sind nur für den Lehrer da, damit er „sich von seiner schweren Arbeit erhole; die Kinder haben „also nur durch Mitleidenheit diese Ferien, weil sonst der „Lehrer keine Ferien haben könnte.“

Was nun zuvörderst die absonderlich schwere Arbeit des Lehrers betrifft, so möchte Mancher meinen, daß ein Advokat, welcher 3 oder 4 Prozesse führt, bei denen es sich um Hab und Gut, um Ehre und guten Namen, ja vielleicht um den Kopf seines Klienten handelt; daß ein Polizeibeamter, welcher sich tagtäglich mit dem verworfensten Gesindel, mit dem Auswurf der Menschheit herumplagt; daß ein Arzt, der 3 bis 4 gefährliche Kranke auf dem Gewissen hat; daß ein Geistlicher, der neben der Seelsorge in seiner Gemeinde allsonntäglich eine geistliche Rede mit schöpferischer Kraft und nach allen Regeln der Kunst ausarbeiten, lernen und halten soll, daß alle diese Männer viel stärker angespannt würden,

als der Lehrer vor seiner Kinderschaar. Nun wohlan, ich gebe zu, daß jene Männer stärker angespannt werden; der Lehrer, sage ich, wird dagegen stärker abgespannt, und die Abspannung ist die schwerste Erschöpfung. Dies muß ich jedoch noch erklären. Jene Männer haben es sämmtlich als Mündige mit Mündigen zu thun, der Lehrer steht aber als Mündiger den Unmündigen Tag für Tag 5—6 Stunden lang gegenüber, und wie die Selbstverleugnung des Gefühls unsere schwerste Tugend ist, so ist auch die Selbstverleugnung unsers Wissens und Könnens, unserer ganzen Gelehrsamkeit dem Kinde gegenüber die sauerste Arbeit unsers Verstandes. Herabzusteigen in den Gesichtskreis des Kindes und innerhalb dieses Kreises Tag für Tag 5—6 Stunden lang mit dem Kinde zu verkehren, das heißt man eben Abspannung von vornherein, nicht endliche Abspannung nach langer Anspannung und infolge langer Anspannung, sondern Abspannung von vornherein durch die gewaltsame Zurückdrängung der eignen Kraft. Man erzählt uns in der Naturgeschichte von besonders saftigen und energischen Pflanzen, welche, beim ersten und kräftigsten Keimen im Frühjahr gestutzt, im eignen Saft ersticken und untergehen: nun, einen solchen Kampf mit der eignen Kraft kämpft der Lehrer, namentlich der junge Lehrer, tagtäglich auf seinem Katheder, und das ist der Grund, warum er vielleicht nach 3stündiger Geistesarbeit erschöpfter ist, als ein Anderer nach zehnstündiger Arbeit derselben Art. Nur die Liebe zu dem Kinde erfrischt ihn, und nur dieser Liebe verdankt er die immer muntere Kraft, fortzuwirken, nachdem längst das Interesse an der Sache geschwunden ist. Aber neben dieser innern Erneuerung und Wiederbelebung mögen ihm immerhin auch in seiner Arbeit mehr Pausen gegönnt sein, als den Männern anderer Stände, welche z. B. alljährlich einmal 4 Wochen Urlaub erhalten, während

der Lehrer 4 bis 5 mal, zu Michaelis, Weihnachten, Ostern, Pfingsten und zu den Hundstagen, seine Ferien hat, welche zusammen wohl 8 Wochen betragen.

Soweit also bin ich mit der obigen Antwort einverstanden, daß ich ebenfalls behaupte: Die Ferien, und zwar wochenlange Ferien sind für den Lehrer nöthig, mag er seine Erholung im blosen Ruhen, oder im Genuß der freien Luft, auf Reisen oder zu Hause am Studirtische suchen und finden. Denn auch das Letztere, das Studiren, ist nach dem Obigen für Jeden eine Erholung, der eine Zeitlang sein Studium verleugnen, sein gelehrtes Wissen gleichsam abstreifen mußte. Hätte ich nur ein deutsches Wort, welches das französische ennui ganz wiedergäbe! Langeweile haben wir sicherlich nicht auf dem Katheder, aber wohl ennui, und ein gelehrtes Buch, eine gründliche Forschung nach der Schulstunde ist das beste Mittel uns zu désennuyiren, d. h. die geistige Leere, welche künstlich und gewaltsam bei dem Mündigen in der Gesellschaft der Unmündigen zuletzt entsteht, wieder auszufüllen.

Also mehrmals im Jahre keine Schule halten, ist ein von mir vollständig anerkanntes Bedürfniß des Lehrers; doch wenn man ganz allein um dieses Lehrer-Bedürfnisses willen die Schulferien, wie oben geschehen ist, gelten lassen will, nur deshalb und gleichsam aus Mitleidenheit auch den Kindern Schulferien gibt, so ist man sicher zu weit gegangen. Die Schulferien wären dann für die Kinder ein nothwendiges Uebel, das sich am Ende doch beseitigen ließe, wenn man z. B. den einzelnen Lehrern derselben Schule zu verschiedenen Zeiten Urlaub gäbe und während dieser Zeit durch Zusammenlegen einer Klasse mit einer andern dennoch den Unterricht fortgehen ließe. So haben die Post- und viele andere Beamten alljährlich ihren Ur-

laub, ohne daß die Post, wie bei uns die Schule, auf Wochen geschlossen würde. Ferner ließen sich auch die Ferien bei den Kindern als freie Zeit dadurch beseitigen, daß man die Schulstunden in diesen Wochen in Arbeitsstunden verwandelte, in denen ein Lehrer bequem 3—4 Klassen beaufsichtigen könnte. Wenn hierin die Amtsbrüder in den verschiedenen Ferienzeiten wechselten oder auch zu derselben Zeit einander ablösten, so könnte diese Einrichtung unbeschadet der bisherigen Zahl von 8 freien Wochen für die Lehrer so getroffen werden, daß die Kinder nicht eine Woche außerhalb der Klassenzimmer zubrächten.

Aber man schaue doch nur unsern Ferien etwas näher ins Gesicht und betrachte sie nicht so aus der Vogelperspektive allgemeiner Begriffe und Sätze, dann wird man finden, daß die Ferien wahrlich nicht blos um der Lehrer willen, sondern sicherlich auch um der Kinder willen da sind. Es soll dieser Beweis im nächsten Briefe versucht werden.

Einundzwanzigster (111.) Brief.

Von den einzelnen Feiertagszeiten und der Selbstbeschäftigung der Kinder in den Ferien.

Ich nehme zuerst die Weihnachtsferien. Wer wollte nicht auch den Kindern einen Tag vor dem heiligen Abend gönnen, um da ihre kleinen Einkäufe zu machen und sich da mit ihren kleinen und großen Geschenken für Vater, Mutter, Geschwister, Großeltern, Onkel, Tanten, Vettern und Basen vollends in Bereitschaft zu setzen?

Haben zu dieser Zeit unsere Kinder, namentlich unsere Mädchen, nicht genug zu denken und zu thun, um in der Schule ausgespannt zu werden? Und wer wollte denselben Kindern die 4 oder 5 Tage nach den Weihnachtsfeiertagen nicht gönnen, um da alle die Herrlichkeiten, welche ihnen beschеert worden sind, zu genießen, auch fremde Herrlichkeiten in andern Familien zu beschauen und mitzugenießen? Sind die Knaben bei diesem Genuß eher fertig, als die Mädchen, welche durch Puppenstube und Küche ganz von selbst länger gefesselt sind, so werden dafür bei schönem Winterwetter unsere Knaben durch die Eisbahn entschädigt, und ihr verdanken wir dann vielleicht zum größten Theil die Freude, zu sehen, daß unsere Schulkinder, wie ich oben sagte, bausbackiger und rothwangiger, als zuvor, in die Schulstunden zurückkehren. Ach, möchten doch Schul- und Elternhaus solche Fest- und Feierzeiten immer hoch genug anschlagen! Eine einzige gemüthliche Familienscene in der schönen Weihnachtszeit wiegt ein halbes Dutzend Katechesen über das 4. Gebot auf; um ein vernünftiger und frommer, wahrhaft humaner Mensch zu werden, dazu darf nun einmal das Kind nicht blos denken und auswendig lernen, rechnen, lesen und schreiben, es muß auch etwas fühlen und erfahren und erleben, in seinem Herzchen einmal froh erzittern, in seinem Gemüth einmal mit wohlthuender Andacht, Liebe, Begeisterung erfüllt werden.

Wollen wir den Kindern ewig nur das matte Mondenlicht geben, an dem sich noch nie ein Menschenkind erwärmt hat? Die Schule studirt für die hohen Feste ein gar schönes Lied ein: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit, Osterzeit, Pfingstenzeit!“ Ists darnach nicht ein wahrer Hohn und Spott, wenn gleich nach dem 2. Weihnachtsfeiertag die Schule wieder angehen und das Kind schon da seine Bilderbogen und Lesebücher, seine

Würfel und Zahlpfennige, sein Damenbret und Domino, seine Soldaten und Waffen, seine Küche und Puppenstube verlassen soll, um an das Buch und Dintenfaß in der Schule zurückzukehren, wie Vater und Mutter an ihre Geschäfte? Soll das Leben des Kindes nichts voraus haben vor dem Leben der Erwachsenen, um nichts poetischer, harmloser, glücklicher und seliger sein? Und je ärmer an sich die Schule an Gelegenheiten ist, wo das Kind etwas fühlen und erfahren und im Innersten erleben kann; je mehr die Schule heutzutage an solchen Gelegenheiten verarmt, wenn sie z. B. die Feier eines Lehrergeburtstags kalt und gefühllos aus ihren Mauern verbannt, um nur die gepriesene Grabesruhe und Kirchhofsstille in ihren Klassen nicht zu beeinträchtigen, und „weil das oft zu Störung und Zerstreuung Veranlassung gegeben hat", desto mehr muß der Kinderfreund wünschen, daß wenigstens das Elternhaus nicht auch tagtäglich mehr die Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, den Frohsinn und die kindliche Heiterkeit bei allen Familienscenen und Familienfesten zusammenschrumpfen lasse. Gewiß, nicht blos um der Lehrer willen, nein, auch um der Kinder willen sind unsere Weihnachtsferien da.

Zu Pfingsten ist es ähnlich: Pfingsten hat außer seiner hohen kirchlichen und religiösen Würde noch die besondere Bedeutung, daß es mitten in der schönsten Jahreszeit ganz von selbst auch ein Fest der Natur und des Naturgenusses für unsere Kinder wird, wie Weihnachten außer seiner kirchlichen und religiösen Würde noch, wie wir oben sahen, die besondere Bedeutung eines allgemeinen christlichen Familienfestes hat. Wer nun, frage ich zu Pfingsten wiederum, wollte unsern Kindern diesen Naturgenuß, in Deutschland so selten und oft so kurz, auf acht Tage nicht gönnen? Wenn im Jahre 1861 am immelfahrtstage, wo nach einer alten Bauernregel eigent-

lich die jungen Staare ausfliegen, der letzte Nachtfrost jenes Frühjahrs beobachtet wurde, hatten damals unsere Kinder wohl lange genug die Stube gehütet, um endlich zu Pfingsten hinaus in die grünende und blühende Natur zu laufen und einmal halbe Tage lang in ihr sich zu ergehen? Und sind solche Jahre in Deutschland wohl eine Seltenheit? Gewiß auch zu Pfingsten geben wir den Schulkindern nicht blos um der Lehrer willen, sondern auch um ihrer selbst willen acht Tage frei.

Im Gegensatz zu Pfingsten erhalten die Schulkinder in den Hundstagen Ferien, um sie während der heißesten sechs Wochen des ganzen Jahres wenigstens 14 Tage lang in den Häusern zu bergen, da wir doch nicht, wie es zu derselben Zeit die Schnitter auf dem Felde thun, von früh 3 bis 8 Uhr und von Nachmittags 5 bis Abends 7 Uhr in der Schule arbeiten könnten, ohne den kindlichen und jugendlichen Körper im Wachsthume und Gedeihen zu gefährden. Also auch zu dieser Zeit verdient und erhält das Schulkind ebensowohl Berücksichtigung, wie der Lehrer, und wir dürfen auch in den Hundstagen nicht behaupten, die Schulferien seien blos um der Lehrer willen eingerichtet.

Weit schwerer ist dieser Beweis für die Michaelis- und Osterferien zu führen. Zu Ostern kommt hier die Charwoche nicht in Betracht, da deren zweite Hälfte ohnehin mit christlichen Feiertagen besetzt ist, die erste Hälfte aber in den einen Schulen noch für die letzten Geschäfte des Schuljahres, wie Zensurvertheilung und Entlassung, in Anspruch genommen wird, in andern Schulen, wo dies nicht geschieht, diese wenigen Tage als Erholungszeit nach den überstandenen Prüfungen für Lehrer und Kinder angesehen werden können. Eine Rechtfertigung bedarf daher nur die Osterwoche selbst, welche unmöglich so, wie die Pfingstwoche, zum Aufenthalt im Freien für Lehrer und Kinder empfohlen

werden kann und ebensowenig eine natürliche Nachfeier innerhalb der Familien hat, wie oben bei der Weihnachtsoktave nachgewiesen wurde. Deshalb beginnen auch wirklich die kleinen Privatanstalten den neuen Kursus am Donnerstag in der Osterwoche, während die großen öffentlichen Schulen die volle Woche abwarten, um — nun, um den neuen Kursus wenigstens auf dem Direktorialzimmer erst vollständig vorzubereiten und um den garstigen Winter mit Kehren und Scheuern, Ausfegen und Abwischen, Abtrocknen und Lüften glücklich aus dem ganzen großen Gebäude hinauszuschaffen.

Aehnlich verhält es sich zu Michaelis, wo ebenfalls die kleinern Privatanstalten gewöhnlich schon am Donnerstag in der Michaeliswoche den Kursus, welcher mit einer Zensurvertheilung auf einige Tage unterbrochen worden war, wiederbeginnen, und wo wiederum die großen öffentlichen Anstalten sich eine ganze Woche gönnen, um ihre Vorkehrungen für den bevorstehenden Winter, namentlich an den Oefen zu vervollständigen und sich gegen diesen gestrengen Herrn bestens zu wappnen.

Und für diese beiden Wochen, die Oster- und Michaeliswoche, sowie oben für die Hundstagsferien tritt dann ohne Widerrede eine gewisse Verbindlichkeit der Schule, für die Beschäftigung der Schulkinder zu sorgen, ein.

Ich nenne es jetzt sofort Beschäftigung der Kinder, nicht Ferienarbeit, da schon im Eingange gesagt worden ist, daß, wenn Ferien Ruhetage sind, eine Zusammensetzung mit Arbeit nicht recht gut paßt. Ja, ich gehe, gestützt auf meine Einleitung, hier noch weiter und sage statt Beschäftigung der Kinder Selbstbeschäftigung der Kinder, da sie zu dieser Zeit ohne unmittelbare Anleitung durch Eltern und Lehrer bleiben und deshalb sich

selbst überlassen sind, daher auch, wenn sie arbeiten sollen, offenbar freie oder freiwillige Arbeiten fertigen müssen.

Wie nun ist's zu bewerkstelligen, daß die Kinder zu solcher Zeit gern und freiwillig etwas Ernstes vornehmen, nachdem sie sich satt gespielt haben? Denn den ganzen lieben langen Tag spielen nun einmal blos ganz kleine Kinder; bei den größern würde auf das Spiel, welches allerdings den größten Theil der Ferienzeit ausfüllen kann, Müßiggang folgen, und diesen wollen wir eben verhindern.

Die erste Antwort lautet: Lust und Liebe zum Ding macht alle Müh gering, und willst du, lieber Amtsbruder, wissen, wozu gerade deine Klasse Lust und Liebe hat, da siehe dich und deine Klasse an: es läßt sich in der That im Allgemeinen hier nichts weiter sagen, als daß auch nicht ein Lehrgegenstand ausgeschlossen ist, je nachdem der Lehrer es versteht, seine Klasse für diesen Gegenstand gerade zu erwärmen und zu begeistern, und je nachdem gerade die Klasse fähig ist, sich für eine Sache erwärmen und begeistern zu lassen. Aber freilich sind hier nicht blos die verschiedenen Geschlechter, sondern selbst die verschiedenen Jahrgänge derselben Knaben- oder Mädchenklasse verschieden. Mädchen sind für Selbstbeschäftigung mit Geographie und Geschichte oft nicht im Mindesten zu erwärmen, ihr Horizont ist und bleibt die alte Stadtplanke, und daß über den Bergen d. h. dem Thonberg und jenem andern Berg, auf dem die holländische Windmühle stand, noch Menschen wohnen, ist wenigstens gewissen Jahrgängen nicht begreiflich zu machen. Ganz anders ists in Knabenklassen, welche mit Geographie und Geschichte sich sehr gern beschäftigen, so daß ich es selbst einmal gewagt habe, eine Knabenklasse während der Ferien zu gewissen Ländern, welche im Vogel'schen Atlas keine Randzeichnungen haben, z. B. Aegypten, dergleichen Randzeichnungen aus allen

möglichen Bilderbüchern zusammentragen zu lassen; versteht sich, daß ich ihnen Wochen lang vorher von diesen Ländern allerhand erzählt hatte, was sie nun durch Randzeichnungen nur wiedergaben. Denn blos oberflächlich uns bekannte Dinge lassen uns kalt und können deshalb niemals ein Kind zur Selbstbeschäftigung mit diesen Dingen reizen und locken, weshalb der Lehrer mindestens 3 Wochen vorher auf die sogenannten Ferienarbeiten Bedacht nehmen muß, wofern sie wohlgerathen sollen. Die Wiederholung alter und liebgewordener Dinge ist deshalb so recht eigentlich eine schöne Ferienarbeit; nur muß das Kind irgend etwas Neues und Pikantes — um mich so auszudrücken — gleichsam als Würze hinzuzuthun haben, wie oben die selbstgefundenen Randzeichnungen oder in der Geschichte die schöne künstliche und künstlerisch auszuführende Anordnung bei Anfertigung von Geschichtstabellen für wohlbekannte Theile der Weltgeschichte. Dasselbe gilt von der Naturgeschichte, wenn ein dergleichen Lehrbuch eingeführt ist. Die Kinder finden in diesem Buche die Naturerzeugnisse in irgendwelcher systematischer Reihenfolge, ohne natürlich alle zu Gesicht zu bekommen; sagt man nun vor den Hundstagen den Kindern: „Seht doch einmal in den Ferien nach, wie viel Pflanzen oder Steine oder Thiere ihr unter allen Pflanzen, Steinen und Thieren, die im Buche stehen, wirklich gesehen habt, und schreibt sie auf", so machen das die Kinder sehr gern. In untern Klassen kann man oft nur sagen: „Schreibt doch einmal in den Ferien alle Eigennamen aus euerm Geographie- oder Geschichtsbuch, soweit wir in diesen Büchern gekommen sind, auf"; manchmal kann man hinzusetzen: „Bringt sie auch in alphabetische Ordnung", was oft den Kindern vorher sehr ausführlich gezeigt werden muß, dann aber auch ihnen viel Spaß macht.

Auch in der biblischen Geschichte sammeln die Kinder sehr gern und gewiß mit großem Nutzen die ihnen geläufigen Eigennamen von Adam und Eva bis Moses, oder von Moses bis zur Zerstörung von Jerusalem; oder von Zacharias und Elisabeth an bis zum Apostel Paulus. Selbst sehr hohe Klassen, wenn nur immer die biblische Geschichte noch in ihren Händen wäre, machen diese Aufgabe als angenehme Erinnerung aus den untern Klassen und gleichsam wie zum Spiel sehr gern.

Sehr ausgiebig ist das Zeichnen, namentlich das geometrische Zeichnen, wenn die Klassen soweit gehoben sind, daß die Kinder über ein neues Vorlegeblatt höchst glücklich sind oder selbst einen Anfang im Naturzeichnen gemacht haben, und wenn ihnen die Geometerie durch Anwendung dieser Sätze auf Gegenstände des täglichen Lebens so recht in die Hand hinein und aus der Hand heraus wächst; am ausgiebigsten vielleicht in untern und obern Klassen das Schreiben, wenn die Klassen so weit gehoben sind, daß die Kinder selbst eine Sammlung schöner Vorschriften anzulegen anfangen, wie ich das in Oesterreich gesehen und auf S. 208 des 2. Bandes meiner pädagogischen Briefe beschrieben habe. Für wenig Pfennige kaufen sich dann die Kinder für die Ferien einige neue Vorschriften und einige Bogen gutes Schreibpapier und schreiben nun nach Herzenslust dieselbe Vorschrift wohl zehnmal, um das liebenswürdige Original zu erreichen.

Auch das Notenschreiben für die Singstunden ist unter gewissen Voraussetzungen eine treffliche Selbstbeschäftigung für die Kinder.

Was nun endlich das Rechnen und das liebe Deutsch betrifft, so erinnere ich mich, daß das Anfertigen einer Pythagorischen Tafel, sowie das Rechnen selbsterfundener Exempel auch den Trägsten in meinen Klassen eine ange-

nehme Beschäftigung gewesen ist, und daß in den obern und selbst in den mittlern Klassen ein Tagebuch über die Ferienzeit für die Kinder hinreichenden Reiz hatte, auch wegen seiner großen Einförmigkeit nicht allzugroße orthographische Schwierigkeiten bot.

Aber hier will ich auch gestehen, daß mir für jetzt das Gedächtniß seine weitern Dienste versagt, darf jedoch dabei Jedermann versichern, daß mir als Klassenlehrer nicht ebenso schnell der Witz ausgegangen ist, wenn es galt, Ferienarbeiten zu erfinden. Der Klasse gegenüber — und ich sitze eben jetzt keiner Klasse gegenüber — erinnert man sich ganz gut der alten Kunstgriffe, die man wiederholt bei diesem schwierigen und doch so wichtigen Geschäfte angewendet hat, und da findet man auch aus dem Stegreif jederzeit neue Mittel und Wege. Wenn ich bemerkte, daß mir der Witz ausging, habe ich gewöhnlich zu dem Witz der Kinder meine Zuflucht genommen und sie oft 8—14 Tage vor den Ferien gefragt: „Was könntet ihr nur in den Ferien zu Hause anfangen, wenn schlechtes Wetter wäre? Denkt euch nur selbst etwas recht Schönes aus!“ und dann gibt es immer einige schlaue Köpfe, welche guten Rath wissen. Nur sind (vgl. oben S. 23.) die Aufgaben, welche sie vorschlagen, regelmäßig viel zu schwer, und der Lehrer hat sie abzuschwächen und zu ermäßigen. Namentlich habe ich mich oft gefreut, welche schöne Dinge sich die Kinder aus den Religionsstunden, welche oben von mir viel zu kärglich blos mit der biblischen Geschichte bedacht sind, wählten: fast nie gingen Katechismus und Spruchbuch ganz leer aus.

Uebrigens habe ich oben ohne alle Einschränkung „bei schlechtem Wetter“ gesagt, da in diesem für alle Ferien schlimmsten Fall natürlich auch die Pfingstferien und selbst die Weihnachtsferien eine gewisse Vorsorge der Schule er=

heischen. Denn haben auch zu Weihnachten unsere Kinder viel Spielzeug erhalten, so kommt, wenn sie wegen schlechten Wetters den ganzen Tag in der Stube bleiben müssen, dann sehr leicht an gewissen Tagen die oben bezeichnete Zeit, wo sich die Kinder satt gespielt haben und selbst das Bedürfniß fühlen, etwas Ernstes vorzunehmen. Es gibt dies zugleich noch nachträglich einen guten Fingerzeig für die Wahl dieser ernsten Beschäftigung oder Arbeit: je näher nemlich eine Arbeit ihrer Natur nach dem Spiel liegt, desto schneller wird der Uebergang vom Spiel zur Arbeit geschehen. Ebendeshalb enthält auch die endlich nun nachfolgende zweite Antwort auf die obige Frage nach der Selbstbeschäftigung der Kinder während der Ferien, sowie die später nachfolgende dritte Antwort zwei Dinge, bei deren jedem man sagen möchte: Es ist ein Mittelding zwischen Spiel und Ernst.

Es lautet nemlich meine zweite Antwort: „Man „gebe den Kindern aus der Kinderbibliothek der Schule „etwas Unterhaltendes zu lesen mit nach Hause.“ Das Lesen unterhaltender Bücher habe ich an zwei Stellen, einmal, wo es sich über das Spiel, das andere Mal, als es sich über unsere Kinderbibliothek handelte, geradezu passives Spiel genannt, und auf diese zwei Stellen beziehe ich mich hier zurück, um nicht durch Wiederholung zu ermüden. (Vgl. oben S. 74. und Bd. II. S. 78.) Genug, daß hier für unsere Betrachtung aus jenen Auseinandersetzungen hervorgeht, daß unsere Kinder gar nie passender und rechtzeitiger Unterhaltungsschriften erhalten können, als am Tage vor dem Anfang der Ferien, Pfingsten und die Hundstage nicht ausgenommen.

Bei der dritten Antwort werde ich nunmehr etwas vorschlagen, das geradezu ein Mittelding zwischen Scherz und Ernst, nicht blos zwischen Spiel und Ernst, heißen

kann, nemlich den Kindern zu zeigen, wie man Schule spielt. Oft ist's genug, die Sache blos zu nennen und dadurch aufs Tapet zu bringen, oder die Kinder daran zu erinnern; denn wollten wir Lehrer es den Kindern geradezu zeigen und vormachen, so würden wir selten das Rechte treffen, ja gewöhnlich den ganzen Reiz zerstören.

Hat sich nur einmal das rechte Kind, Knabe oder Mädchen, gefunden, das den Lehrer mit oder ohne Grimacen glücklich nachzuahmen versteht, so geht Alles trefflich von Statten, und es wachsen auch immer mehr Lehrer wie aus der Erde heraus. Es muß das nicht immer im Zimmer geschehen; oft spielen die vom Laufen erschöpften oder erhitzten Kinder im Freien Schule, um sich zu erholen und abzukühlen, und mit Vergnügen habe ich mir jüngst von einem der Herren Amtsbrüder erzählen lassen, daß sehr gewöhnlich hier vor dem Schulhause auf den zur Mittelthüre führenden Stufen Schule gespielt wird, was ich selbst noch nicht wußte. Wie fliegen da die Hände in die Höhe, wenn gerechnet wird, oder wenn Jahreszahlen aus der Geschichte, Namen aus der Geographie abgefragt werden! Und mit welcher Andacht, die nur durch ein selbstzufriedenes Schmunzeln zuweilen unterbrochen wird, schreiben diese Kinder im Zimmer die Diktate, welche ein anderes Kind, gewöhnlich aus dem Stegreif, manchmal aber auch nach einem kurzen Einstudiren, mit lauter, pathetischer Stimme gibt. Sind viele Fehler gemacht und groß und breit unter das Diktat mit einer recht fetten Ziffer gesetzt, auch die kleine Klasse von 5 Kindern ganz ernsthaft versetzt worden, so habe ich schon mehr als einmal Thränen fließen sehen, worauf die Andern dem weinenden Kinde wohl zuriefen: „Du dummes Kind, wer wird denn grinsen, es ist ja nicht Ernst, wir spielen ja nur," genau so, wie die berühmte Schröter-Devrient einem Sänger, welchem bei ihrem Gesang und

Spiel die Thränen in die Augen gekommen waren, während einer Pause zuflüsterte: „Dummer Kerl, wir spielen ja nur Theater.“ O, ein tiefer Ernst liegt oft im kind'schen Spiel, sagt Schiller, und könnten wir Lehrer nur immer unsere Kinder veranlassen, die rechten Spiele zu spielen, wir hätten ein großes Stück Erziehung mehr hinter uns. Was mich betrifft, so hätte ich nicht das Geringste einzuwenden, wenn ein Lehrer der 4. Bürgerschule in seiner Klasse, also an derselben Stelle, wo sonst wirklich und alles Ernstes Schule gehalten wird, seine Kinder manchmal Schule spielen ließe, nur um die Idee überhaupt in unsere Kinderwelt zu verpflanzen. Aber freilich gehört dazu ein Nebenzimmer für den Lehrer; denn in seiner Gegenwart wird der rechte Humor dieses Spieles nicht gedeihen; die Kinder sind befangen, und es kommen dann auch in der That Nachäffungen des Lehrers zum Vorschein, welche in Abwesenheit des Lehrers nicht gefährlich, in seiner Anwesenheit aber doch sehr bedenklich sind. Aber eine gewisse Einleitung zu dem Schulespielen läßt sich wohl geben, wenn man z. B. die Kinder sich unter einander Exempel geben oder die Fragen stellen läßt, was ganz abgesehen von jedem häuslichen Schulespielen schon geschehen kann, um den Unterricht zu beleben und in großen Klassen mehr als ein Kind auf einmal zum Reden heranzuziehen.

Mehr über das Schulespielen zu sagen, namentlich es gut zu schildern, darauf verzichte ich von vornherein, da ich voraus weiß, daß es mir schwerlich gelingen würde, zumal wir Erwachsene selten zuhören und zusehen dürfen. Doch soviel läßt sich aus dem Obigen hier schon abnehmen, daß das, was ich als drittes Mittel, unsere Kinder während der Ferien gut zu beschäftigen, genannt habe, jedenfalls seiner Wirksamkeit nach das erste sein und heißen muß. Fließen bei dem Schulespielen zuweilen Thränen,

so können dies Thränen sein, welche der kleine Schulmeister oder die kleine Schulmeisterin durch allzu treue Nachahmung des Lehrers einem andern Kinde mit allzu derben Kalpsen auspreßt, worauf gewöhnlich der Ruf der ganzen Kinderschaar erschallt: „Du darfst nicht mehr mitspielen, „denn du machst Ernst"; aber es können auch, wie ich oben bei den Diktaten ein Beispiel davon gab, ganz freiwillig geweinte Thränen sein, und dann beweisen sie unwidersprechlich, daß, wie man in das Theater geht, um da große Charaktere spielen zu sehen, weil es im täglichen Leben wenig oder keine gibt, ebenso die Kinder, wenn sie keine Schule haben, gar nichts Klügeres thun können, als Schule zu spielen.

Zweiundzwanzigster (112.) Brief.

Von der Verpflichtung der Schuldirektoren, eine gewisse Anzahl von Lehrstunden in ihrer Anstalt selbst zu ertheilen.

In mehr als einer deutschen Stadt ist in der jüngsten Zeit von den Vertretern der Bürgerschaft an den Rath der Stadt der Antrag gestellt worden, man solle die Schuldirektoren verpflichten, eine gewisse Anzahl Lehrstunden in ihrer Anstalt selbst zu ertheilen. Es sind meines Wissens nirgends Beweggründe oder sogenannte Motive beigegeben werden, und ich gestehe offen, daß es mir von jeher schwer gefallen ist, dergleichen Gründe, wenigstens in meiner Stellung als Volksschuldirektor, zu ahnen und zu errathen.

1. Beabsichtigt man für die Zukunft einen Gewinn für die städtische Schulkasse, indem später einmal bei gewissen Lehrerstellen, etwa bei den obersten Stellen, bei weniger Unterrichtsstunden auch weniger Gehalt und bei der Direktorstelle trotz der hinzugekommenen Lehrstunden derselbe Gehalt festgestellt würde? Ich wüßte nicht, warum ich bei den Antragstellern, welche vielleicht vor kurzem erst dieselben Stellen ihrem Gehalte nach verbessert haben, diese Absicht voraussetzen sollte.

2. Oder geschieht es, um des Direktors selbst willen, damit er im Unterrichten noch mehr Erfahrungen sammle? Nun, die Direktoren sind gewöhnlich keine Jünglinge mehr, und so reicht in diesem Alter der Klassenbesuch hin, um Erfahrungen zu machen. Der Direktor prüft dabei das Verfahren seiner Lehrer, und je nachdem er es gut oder nicht gut findet, wird er nachbessernd und nachhelfend eingreifen oder auch seine eignen Ansichten berichtigen. Ich wüßte nicht, daß ein Bankdirektor regelmäßig zuweilen die Münzen sortiren und Geldrollen drehen, ein General regelmäßig zuweilen die Rekruten einexerziren, ein Eisenbahndirektor regelmäßig zuweilen auf der Maschine fahren müßte, um Erfahrungen zu sammeln.

3. Oder geschieht es um der Kinder willen, damit sie von ihrem Direktor besser gekannt sind? In meinem Notizbuch hat jedes, das größte wie das kleinste Kind, eine gute Anzahl Zensuren, die ich bei dem Klassenbesuch, während der Lehrer unterrichtete, den Kindern gegeben habe; unter diesen Zensuren für die Kinder befinden sich dann noch eine gute Anzahl kritischer Bemerkungen für den Lehrer, und so lerne ich nicht blos die Kinder, sondern auch die Lehrer sehr gut kennen. Ein guter Reiter braucht, um ein Pferd zu prüfen, es nicht selbst zu besteigen, er

läßt es sich vorreiten, und schließlich weiß er dann, was Pferd und Reiter werth sind.

4. Oder geschieht es um der Klassenlehrer willen? Einen andern Gewinn, als den an Zeit, wird der Klassenlehrer nicht haben, wohl aber zugleich einen nicht unbeträchtlichen Schaden. Der Klassen-Unterricht und die Klassen-Erziehung bilden ein großes Ganze, und jeder gute Klassenlehrer ist auf jeden Eindringling, der ihm eine Lehrstunde raubt, eifersüchtig. Soll der Direktor eine Religionsstunde ihm nehmen? Der Klassenlehrer als Seelsorger seiner Klasse braucht sie alle. Oder eine Sprachstunde? Oder eine Rechenstunde? Etwa eine Lesestunde, etwa eine Kopfrechenstunde? Der Klassenlehrer behandelt alle diese Dinge, Lesen und Sprachlehre, Kopfrechnen und Tafelrechnen, als zusammenhängende Ganze und läßt sich nur sehr ungern Stücke herausbrechen. Bei der Geschichte, Geographie und Naturkunde, welche in der Volksschule Hand in Hand gehen, ist's dasselbe. Also dem Klassenlehrer würde durch die beantragte neue Einrichtung kein Gefallen geschehen. — Und wie hält denn der Direktor dergleichen Stunden? Die einfachste Antwort erhält man hierauf, wenn man der Vollständigkeit wegen die wunderliche Frage noch aufwerfen wollte:

5. Geschieht es etwa der Schulgemeinde wegen? Unser Elternpublikum ist gewöhnlich ganz verblüfft, wenn es vom Schulaufwärter anstatt in das Direktorialzimmer vor eine Klassenthüre geführt wird und da vor dem herausgerufenen Direktor seine Klagen, Wünsche, Bitten und Fragen anbringen soll. Es läßt sich diesen Leuten vom Gesicht ablesen: „Nun, ein Direktor ist doch wahrlich zu etwas Besserm da, als zum Stundengeben!" Entweder muß dann der Direktor das Publikum vernachlässigen, oder die Klasse, und wenn er, wie es mir jüngst bei der Stell-

vertretung eines erkrankten Lehrers begegnete, in 2 Stunden 7mal unterbrochen wird, so ist es augenscheinlich, daß er schließlich Beiden, dem Publikum und der Klasse, nicht gerecht werden kann. In der Regel muß aber der Direktor die Klasse hintansetzen. So kommt z. B. bei Untersuchungen viel darauf an, keine Zeit zu verlieren; beim Empfang von Rundschreiben einer Behörde, unverweilt einen Auszug zu machen; bei Erkrankung eines Lehrers, sofort für die verlassene Klasse Rath zu schaffen: in allen solchen Fällen muß der Direktor die zu unterrichtende Klasse im Stich lassen, und er gibt dabei offenbar den Kindern ein öffentliches Aergerniß. Die Einführung von „Sprechstunden des Direktors" ist dabei für die Schulgemeinde einer Volksschule von ungefähr 1000 Kindern geradezu nichtssagend. Ein Markthelfer muß dem Direktor seines Kindes einen Besuch machen, wenn er im Geschäft abkommen kann, und kann nach den „Sprechstunden" dieses Herrn sich nicht richten, weil sein Prinzipal nach ihnen nichts fragt.

Wohin ich blicke, finde ich, daß ein Direktor mit seinem Unterricht nirgends nützt, vielmehr überall schadet, den Kindern, den Lehrern, den Vätern und Müttern hinderlich ist, und so muß ich, um offen zu reden, gestehen, daß es meine Ueberzeugung ist, ein Direktor könne seine Zeit gar nicht schlechter verwenden, als mit Stundengeben. Ich sage dies um so zuversichtlicher, als mich dieser Satz manches Hundert Thaler kostet, die ich als Privatschuldirektor ausgegeben habe, sobald ich mehr als 15 Klassen und 20 Lehrer zu führen hatte. Wie gern hätte ich wöchentlich 8—10 Stunden gegeben, um monatlich 15—20 Thlr. zu ersparen; doch ich konnte das weder bei meinen Lehrern, noch bei meinen Kindern, noch bei deren Angehörigen, und sonach auch nicht bei meinem eignen Gewissen verantworten.

Nur in kleinen Anstalten, wie die Gymnasien sind,

und namentlich in solchen Anstalten, wo das Klassenlehrersystem, wie bei den Realschulen, ohnehin Abbruch leiden und dem Fachlehrersystem mehr oder weniger weichen muß, ist das Stundengeben des Direktors zu verantworten, in großen Schulen, wie die Volksschulen sind, ist es unverantwortlich.

Dreiundzwanzigster (113.) Brief.

Geschichtsunterricht und Religionsunterricht.

Es ist mir von jeher unendlich schmerzlich gewesen, daß die Weltgeschichte nach der gewöhnlichen Behandlung fast nur Kriegsgeschichte, d. h. mit andern Worten nur Mord und Todtschlag, Blutvergießen und Schlachtgewühl darstellt. Ist der Krieg nicht die tiefste Herabwürdigung der Menschheit? Und erscheint da nicht oft der Mensch als ein reißendes Thier, nicht blos völlig entsittlicht, sondern wahrhaft entmenscht? Die deutsche Sprache hat dieses Wort, und ich wüßte es nicht besser, als gerade auf denjenigen anzuwenden, der, von Raubgier und Vergrößerungssucht, von Ehrgeiz und ewigen Eroberungsgelüsten angestachelt, den Krieg so recht aus Herzenslust und mit eingefleischter Mordlust führt. Diese Kriegsscenen auszumalen und diese Kriegshelden zu feiern, kann immerhin Aufgabe der Geschichte sein: es ist aber meiner Ansicht nach nur eine traurige, unendlich schwere Pflicht und Aufgabe für einen frommen, religiösen, insbesondere für einen christlichen Geschichtsschreiber. Bedenken wir Lehrer, nur, in welchen schreienden Widerspruch unsere Reli-

gionsstunden so oft mit unsern Geschichtsstunden treten! Und wollen wir einmal die Probe auf unser Exempel machen, so versetzen wir uns einmal sammt unsern Schülern jetzt nach Schleswig-Holstein! Dieselben Scenen, welche wir mit kriegerischer Begeisterung auf dem Katheder schildern, würden uns in der Wirklichkeit mit Schrecken und Entsetzen, mit Jammer und Wehklage, mit Grauen und dem tiefsten Seelenschmerz erfüllen. Ist es also wahr, was unsere Phantasie uns in der Entfernung so glänzend und schön vorspiegelt? Die wilden und reißenden Thiere, wie Löwen, Tiger, Panther, Leoparden und Hyänen, bewundern wir um ihrer Schönheit oder Stärke willen — in ihren Käfichen! Aber um uns herum haben wir sie ausgerottet. Was sind Eroberer anders, als Löwen in Menschengestalt? Und auch sie gehören daher in Käfiche — nach **St. Helena!**

Unsern Knaben aber wollen wir doch ja kein anderes Wohlgefallen an diesen Großthaten der Eroberer einflößen, als eben jene scheue Bewunderung, welche der Anblick eines majestätischen Leuen uns einflößt. Traurig, traurig, daß die menschliche Natur fähig ist, nicht blos bis zum Vieh, nein, sogar bis zu einem reißenden Thiere, bis zur Bestie herabzusinken! Darum müßte es eigentlich eine wahre Herzensangelegenheit jedes Menschen sein, den dicksten Schleier über die ganze Kriegsgeschichte des Menschengeschlechtes zu ziehen; wir sollten uns als Menschen und als Christen dieser Blätter in der Geschichte **schämen** und aus Schamgefühl sie überschlagen. Statt dessen verherrlicht sogar auch die Geographie einzig nur diese Menschenschlächter: sie kennt nur eine Art von Denkmälern auf der Karte, nemlich die Schwerter an Orten, wo Schlachten geliefert worden sind. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ ist ein schönes Wort; aber wahr wird es

erst werden, wenn das **Christenthum unserer Tage** dabei zu Gericht sitzt! Deshalb wünsche ich für unsere Kinder ein Geschichtsbuch, welches den weltgeschichtlichen Personen zwar insoweit Rechnung trägt, als es ihre Handlungen von ihrem Standpunkte aus **erklärt**, daneben aber auch der Wahrheit, der christlichen Wahrheit und **Liebe** nichts vergibt und deshalb auch von unserm Standpunkte aus und nach unsern Einsichten und Gefühlen dieselben Handlungen **beurtheilt** und **richtet**. Wie heutzutage die Sachen stehen, so verfälscht uns tagtäglich die Geschichte der vergangenen Tage durch deren gleißenden Schein die bessere Einsicht unserer Tage.

Und schon war ich im Begriff, mich auf Elihu Burritt's schöne Zeitschrift „der Bruderbund" zu berufen, als mir — am 19. Oktober, dem Tage der Schlacht bei Leipzig — ein Oktoberheft des „Bruderbundes" in die Hände fällt und ich daselbst lese, „es sei der Krieg selbst „dann nicht erlaubt, wenn er zur Abwehr gegen eine „völlig unzweifelhafte Gewaltthat eines von uns durch „nichts herausgeforderten Feindes geführt werde; die Vor„schrift liege klar in dem Worte des Herrn Matth. 5, 39: „Ihr sollt dem Uebel nicht widerstreben!"

Nein, eine solche buchstäbliche und deshalb von vornherein einseitige Schriftauslegung würde uns weit von der christlichen Wahrheit abführen. Soll die häufige Ermahnung: „Seid männlich und seid stark!" in der heiligen Schrift nur ein leidendes Verhalten bei fremder Gewaltthätigkeit predigen? Nicht auch den wirklichen und thätigen Widerstand, welcher der Ungerechtigkeit des Frevlers mit Festigkeit entgegentritt, sie offen bekämpft, die Unschuld beschützt und rettet und dadurch dem Uebel selbst ein Ende macht? Ganz abgesehen davon, daß diejenigen, welche aus dem neuen Testament ein blos leidendes Verhalten pre-

digen, mit sich selbst in Widerspruch gerathen, wenn sie zu anderer Zeit behaupten, derselbe heilige Geist habe auch das alte Testament diktirt, in welchem doch wahrlich auf Hunderten von Seiten ein sehr kräftiger Widerstand von Mose, Josua, Samuel und Elias gepredigt wird, so würden wir, wenn Angriff und Vertheidigung in dieselbe Klasse geworfen und gleicher Weise verpönt wären, mit einem Male die ganze göttliche Weltordnung, wie sie in denselben heiligen Schriften ausgeführt ist, über den Haufen stürzen. Ist nicht der Vaterlandsvertheidiger, der Retter der Freiheit und Beschützer der Unschuld ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, „wenn Er allen bösen Rath „und Willen bricht und hindert die, so uns seinen Na„men nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen?" Dagegen wird durch die — nicht etwa christliche, sondern ächt muhamedanische — Lehre des „Bruderbundes" von völliger Unterwerfung unter fremde Gewaltthätigkeit die Herrschaft des Uebels und der Thron der Ungerechtigkeit förmlich und vollständig festgestellt und den Frevlern an den höchsten Gütern der Menschheit, den Unterdrückern der bürgerlichen und religiösen Freiheit innerhalb und außerhalb des Staates ein Freibrief ertheilt, nach ihrem Gutdünken die Menschheit zu mißhandeln, zu berauben und auszuplündern, zu unterjochen und zu knechten, und ebendadurch zu blosen Sklaven und Werkzeugen ihrer Lust und Begierde, zu blosen Zugpferden und Lastthieren herabzuwürdigen. Was sollte so aus der Welt werden?

Wahr ist's, daß ein Vertheidigungskrieg viele tausend Leben kosten und Hunderttausende von Menschen unglücklich und trostlos machen kann; gesetzt aber, der angegriffene Theil vertheidige sich nicht und falle nun ohnmächtig unter die Zuchtruthe eines blutdürstigen Eroberers, ist in fünf Jahren solcher Unterdrückung nicht weit mehr Elend über

das geknechtete, ausgesogene und gemißhandelte Volk gekommen? Wenn man zugeben wollte, daß an die Stelle des Rechtes und Gesetzes die Willkür, Gewalt und Laune käme, was sollte aus der Welt werden?

Eine ganz einfache Abwägung und Vergleichung des Unglücks, welches die Theorie des gesetzlichen Widerstandes über die Menschen bringt, und des Unglücks, welches Elihu Burritt's Theorie über die Menschen bringen würde, entscheidet gegen die Letztere, und zaudert eine sich selbst so nennende christliche Politik mit einer Kriegserklärung, durch welche sie einen übermüthigen Eroberer in Gemeinschaft mit dessen übrigen Feinden zur Vernunft und Umkehr bringen würde, so macht sie sich alles des Blutes mitschuldig, dessen sich der Eroberer selbst durch seine frechen Uebergriffe schuldig macht. Wie christlich und schön war Heinrichs IV. von Frankreich Plan zu einem „ewigen Frieden", verbürgt durch ein immerwährendes Schiedsgericht einsichtiger, unbescholtener und gerechter Fürsten; aber auch dieses Schiedsgericht, von welchem dasselbe Blatt des „Bruderbundes" ebenfalls spricht, müßte ein bewaffnetes Schiedsgericht sein, da — ein Wolf eine ganze Herde Schafe nicht fürchten, sondern auffressen würde. Die Losung und Richtschnur eines solchen Schiedsgerichts wäre aber das Wort:

„Es muß wohl auch Krieg in die Welt kommen,
„aber wehe dem, durch welchen Krieg in die
„Welt kommt! Es wäre ihm besser, daß ein Mühl-
„stein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde
„im Meere, wo es am tiefsten ist!"

So habe auch ich oben ein Wehe rufen wollen über den, durch welchen Krieg in die Welt kommt, nicht über den, welcher in Gottes Namen und Auftrage die Rettungs- und Befreiungskriege gegen

den Frevler führt. Ich glaube, daß eine solche Auffassung der Kriegsgeschichte bei dem Vortrage der Weltgeschichte in der Schule für unsere Jugend sehr heilsam sein wird. Nicht Alles, was glänzt, ist Gold! So mancher Kriegsheld wird, wenn er gewogen wird, zu leicht befunden werden; denn es gibt wohl in der Weltgeschichte viele Helden, aber nicht alle — haben **des Herrn Kriege** geführt.

Vierundzwanzigster (114.) Brief.

Von den Gegenständen der öffentlichen Prüfung.

Es ist im ersten Bande dieser Briefe S. 25 von den öffentlichen Prüfungen gesprochen und schließlich S. 38 nachdrücklich verlangt worden, daß alle Kinder wirklich und unparteiisch geprüft werden. Wie nun dort gefordert wird, daß Alle geprüft werden, so soll hier untersucht werden, inwieweit alle Stücke des Unterrichts zu Gegenständen der öffentlichen Prüfung gemacht und als solche den Behörden, Eltern und Lehrern vorgeführt werden können. Wir wollen dabei Wissenschaften und Künste unterscheiden. Zu den Wissenschaften gehören Religion, Geschichte und Geographie, Sprache oder Sprachen, Rechnen und Mathematik, sowie endlich die Naturkunde. Nun ist es freilich nicht möglich, unsere großen Klassen in allen sieben Stücken prüfen zu lassen, vielmehr hat sich durch einen alten, ehrwürdigen und ganz richtigen Gebrauch festgestellt, daß in allen Klassen blos ein Stück sicher in jeder öffentlichen Prüfung an die Reihe kommt, nemlich die

Religion. Was die andern sechs Wissenschaften betrifft, so ist es entweder Sitte, eine Wissenschaft, z. B. das Rechnen, in den obern drei Klassen, und eine andere Wissenschaft, z. B. die deutsche Sprache, in den untern drei Klassen der Religion beizugesellen und hierin so abzuwechseln, daß nach drei Jahren alle sechs Wissenschaften überhaupt in der Schule, nach sechs Jahren aber alle sechs Wissenschaften in jeder einzelnen Klasse an die Reihe gekommen sind; oder es ist Sitte, daß alle Jahre alle sechs Wissenschaften so bedacht werden, daß jede Klasse eine andere Wissenschaft neben der Religion zum Gegenstand der Prüfung macht, was ich deshalb vorziehe, weil Behörden und Publikum in diesem Falle jedes Jahr im Stande sind, über die Behandlung dieser sechs Wissenschaften sich ein Urtheil zu bilden.

Was die Künste betrifft, so ist wiederum eine Kunst vor allen übrigen Künsten in solcher Weise bevorzugt, daß jede Klasse den Anwesenden eine Probe ihrer Leistungen in dieser Kunst gibt, nemlich die edle Tonkunst, der Gesang, in unserer protestantischen Kirche mit der Religion und dem Gottesdienst gleichsam verschwistert durch die Choräle, welche jedes protestantische Christenkind aus seiner Schule mit in die Kirche bringen muß. Aber selbst abgesehen von den Chorälen, ist die Tonkunst diejenige Kunst, welche gleichsam die ganze Gefühls- und Gemüthsbildung unserer Kinder in der Schule vertritt, indem sie ganz unmittelbar auf den Menschen wirkt, auf alle Menschen wirkt, auf Arm und Reich, auf Jung und Alt, auf den hoch und den niedrig Gebildeten, ungefähr so, wie die nahverwandte Tanzkunst. Es singt und tanzt der Wilde beim Feuer im Walde und der Hochgebildete im glänzend erleuchteten Ball- und Konzertsaal; es singt und tanzt der Arme, wie der Reiche, das Kind, wie der Erwachsene. Und

wie ist das möglich? Darum ist es möglich, weil auch der Arme, der Wilde und das Kind in beiden Künsten doch etwas Genügendes und in seiner Art Vollendetes leisten können. Wie lange dauert es, ehe wir über die Schriftzüge, über die Zeichnungen, über die Stickereien unserer Kinder in Entzückung gerathen; und wie leicht erbaut uns ein schöner Choral, von einer Schulklasse gut gesungen: wie fühlt sich das Herz des Erwachsenen zugleich mit dem Herzen des Kindes erfrischt und erquickt, wenn eine Schulklasse über den Mai ein frohlockendes Liedchen anstimmt oder im höhern Chor ein vaterländisches Lied am Konstitutionsfest oder zum Geburtstag des Königs singt! Welche andere Kunst dürfte sich gleicher Fortschritte und Erfolge bei den Schulkindern rühmen neben — dem Leipziger Kinderkonzert von 1863? Gewiß, in dieser Kunst, in der Tonkunst, kann schon das Kind, nicht sowohl mit den Fingern auf dem Pianoforte, oder mit der Flöte, Violine, Harfe und Guitarre, wohl aber mit seiner Stimme etwas Genügendes, etwas in seiner Art Fertiges und Vollendetes leisten, und ebendeshalb kann auch schon das Kind die herrlichen Wirkungen der Kunst bei dem Gesang an sich erfahren. Alle Kunst veredelt uns, besänftigt den Sturm roher Leidenschaft, macht für zarte und milde Gefühle zugänglich, erwärmt und begeistert für das Hohe und Erhabene; und das soll denn auch der Gesang bei unsern Kindern thun. Was ist denn überhaupt die Kunst? Ist sie nicht das Göttliche selbst, daß in der schönen Form oder in dem schönen Ton sich unmittelbar offenbart, unmittelbar an uns herantritt und uns überwältigt, wir wissen nicht, wie und aus welcher Macht? Du trittst in eine große, schöne Kirche, oder du hörst einen ernsten, düstern Trauermarsch, eine freundliche, gefällige Melodie: da begreifst du vielleicht nicht eine von all den Linien an

den Pfeilern und Gewölben der Kirche, du kennst vielleicht keine einzige Note in der Musik, du bist nicht im Stande, auch nur *ein* Wort über das, was du siehst und hörst, zu sprechen, und doch füllen sich deine Augen mit Thränen, und doch möchtest du ein anderes Mal vor Freude aufjauchzen, du weißt nicht, wie, du weißt nicht, warum. Das ist die *unmittelbare* Wirkung der schönen Kunst, insbesondere der Tonkunst; und die letztere wird deshalb in der Schule so hoch geachtet, daß man schon die Kindlein in der Elementarschule singen läßt, und *daß jede öffentliche Prüfung mit Gesang geschlossen wird*. Was die übrigen Künste betrifft, so nöthigt die Schule jedes Kind, je nach Alter und Geschlecht, eine Probeschrift, eine Zeichnung, eine Nadelarbeit *neben* dem Prüfungssaal in dem Ausstellungssaal vorzulegen, den Anwesenden es überlassend, ob sie diese Proben in Augenschein nehmen wollen, oder nicht; den *Gesang* verweist sie jedoch nicht *nebenan*, sondern ihn läßt sie *im Prüfungssaal* selbst *unmittelbar* auf die mündliche Prüfung folgen. Dieses „*unmittelbar*" ist hier sehr wichtig.

Wird nemlich die *Gesangsprüfung* auf einen andern Tag oder eine andere Tageszeit verlegt, um dann *mehrere* Klassen *zusammen* singen zu lassen, so hat das zwei sehr schlimme Folgen. *Einmal* nemlich läßt sich bei diesem massenhaften Gesang nicht erkennen, wie weit es jede einzelne Klasse im Singen gebracht hat, und zum *Andern* nöthigt man die Angehörigen der Kinder, welche oft genug kaum einmal die für den Besuch der Prüfung nöthige Zeit erübrigen, zweimal zu kommen, wenn sie ihre Kinder wollen singen hören. Und so werden dergleichen Gesangsprüfungen nur spärlich besucht; man hat ein zweites Mal keine Zeit, man verliert bei der großen Masse der singenden Kinder das Interesse an der Klasse seines Kindes

und lernt schließlich wohl auch gleichgiltig oder selbst geringschätzend von einem Gegenstand denken, den die Schule selbst nicht im Einzelnen, sondern gleichsam nur in Bausch und Bogen vorführt.

Fünfundzwanzigster (115.) Brief.

Vom Unterricht im Zeichnen.

„Die Zeichenkunst ist die Kunst, sichtbare Formen und ihre Verhältnisse zu einander auf Flächen darzustellen", so lautet im Brockhaus'schen Konversationslexikon die Erklärung dessen, was jetzt auf einige Augenblicke der Gegenstand unserer Betrachtung sein soll.

Nach dieser Erklärung gehört dieser Kunst die ganze Welt an, sei es nun, daß der Astronom die Sterne, einzeln oder zu Sternbildern gruppirt, auf seiner Himmelskarte zeichnet und verzeichnet; sei es, daß der Naturforscher seine mikroskopischen Untersuchungen in Bildern dem überraschten Auge vorlegt: nichts kann es in der ganzen Welt geben, es sei noch so groß oder noch so klein, es sei noch so schön oder noch so häßlich, dessen an uns vorübergehende Gestalt wir nicht auf dem Papier mit dem Griffel oder der Feder befestigen und gleichsam fesseln und dadurch zu unserm bleibenden Eigenthum machen wollten oder doch machen könnten. Am regsamsten, allgemeinsten und lebhaftesten ist heutzutage dieser Wunsch auf dem Gebiet des geselligen Lebens: nicht blos von unsern nächsten

Verwandten und unsern ältesten und liebsten Freunden, nein, selbst von unsern jüngsten und flüchtigsten Bekannten wollen wir die körperliche Gestalt oder wenigstens die Gesichtszüge besitzen, und es haben die Photographen alle Hände voll zu thun. Selbst die dienende Klasse, Kutscher und Dienstmädchen, Knechte und Mägde, bringen von ihren Jahrmarkts- oder Meßbesuchen heutzutage gern ihre Photographie mit nach Hause. Gäbe es nur schon solche photographische Maschinen, welche man wie eine Tabaksdose oder wie einen Operngucker mit sich herumtragen könnte, das Photographiren würde den ganzen Tag nicht aufhören: jeder Schlosser und Maschinenbauer photographirte sofort jedes Maschinenstück, jeder Tischler jedes Stück Mobiliar, das sie nachbilden sollen; jeder Baumeister die Front eines Hauses, das ihm gefällt; jeder Spaziergänger einen einzelnen Baum oder eine Waldpartie; jeder Besucher einer Thierbude oder Bereiterbude einen majestätischen Löwen oder ein gelehriges Pferd; jeder Reisende den Gasthof, wo er gut gegessen und getrunken hat; jeder Student die Kneipe, wo er lustig kommersirt hat; jeder abgehende Schüler das Schulhaus, das er acht Jahre lang besucht hat.

Was ist aber jetzt zu thun, so lange dergleichen tragbare photographische Maschinen noch nicht erfunden sind? Die Menschen müssen diese Gegenstände zeichnen, und was die liebe Natur uns nicht auf mechanischem Wege in wenigen Sekunden fertig gibt, das muß die geschickte Hand des Künstlers in stundenlanger Arbeit herzustellen suchen.

Und wieweit haben es hierin die Menschen gebracht? — Die Antwort ist sehr niederschlagend: nicht weit, gar nicht weit! Unter Tausenden findet sich kaum Einer, welcher Mappe oder Brieftasche immer bei

sich führte und mit wenigen Umrissen sofort jenes Maschinenstück und Möbel, jene Häuserfront und Waldpartie, jenes Thier, jenen Gasthof, jenen Kneipe, jenes Schulhaus, oder auch die Gesichtszüge seiner Verwandten, Freunde und Bekannten zeichnen und dieses Bild als sein Eigenthum unter dem Arme oder in der Rocktasche mit sich nehmen könnte.

Warum aber können das nur so Wenige? Weil sie in ihrer Jugend wohl lesen, schreiben und rechnen, aber nicht zeichnen und malen gelernt haben.

Aber warum lernen sie nicht auch wenigstens zeichnen? — Hier ist der Grund ein doppelter. Einmal nemlich erfordert das Zeichnen viel, sehr viel Uebung und deshalb auch viel Zeit, setzt auch zu einer gewissen Vollendung eine gewisse natürliche Begabung voraus, und da einestheils in der Volksschule noch viele andere Dinge gelehrt werden müssen, so hat sie zu umfänglichem Unterricht im Zeichnen nicht die nöthige Zeit; anderntheils findet sie aber auch unter ihren Zöglingen nicht soviel für das Zeichnen glücklich begabte Kinder, daß sie es wagen dürfte, den ganzen Klassen einen so ausgedehnten Zeichen-Unterricht, wie z. B. der Lese- und Schreibunterricht ist, zu geben.

Dazu kommt zweitens, daß man bei der Betrachtung der oben angeführten Beispiele von gezeichneten Gegenständen bald zu der Erkenntniß kommt, es sei allerdings recht angenehm und wünschenswerth, die Bilder von liebgewonnenen Personen, Thieren, Häusern, Bäumen zu besitzen, aber nothwendig und besonders nützlich sei es nicht. Wie sollte aber die Volksschule jemals zu Gunsten der blos angenehmen Dinge dem Unterricht in den allernothwendigsten Dingen soviel Zeit entziehen wollen, als zur tüchtigen Ausbildung im Zeichnen nöthig ist? Es wäre ganz bestimmt zu erwarten, daß unsere Schüler und Schülerinnen,

wenn sie soviel zeichneten, als sie lesen oder schreiben müssen, beim Austritt aus der Schule der Mehrzahl nach eine ziemliche Fertigkeit im Zeichnen mitnehmen würden; doch würde dann auf Kosten der Muttersprache und der Realien, auf Kosten der Verstandes- und Gemüthsbildung eine Handfertigkeit erworben worden sein, welche z. B. dem ganzen Bauernstand, allen Handeltreibenden und Gelehrten, den meisten Verwaltungsbeamten, dem Tonkünstler und selbst vielen Gewerbtreibenden bei ihrer Arbeit ohne Nutzen, wenigstens ohne wesentlichen Nutzen ist. Unter den Gewerbtreibenden nenne ich beispielsweise den Bäcker und Barbier, den Brauer und Branntweinbrenner, den Buchdrucker und Färber, den Fischer und Fleischer, den Gärtner und Koch, den Lohnkutscher und Bereiter, den Schornsteinfeger und Seifensieder, den Seiler, Steinsetzer und Tuchscherer, alles Berufsarten, für welche gerade die Volksschule viele ihrer Zöglinge vorzubilden hat.

Deshalb fehlt es in der Pädagogik nicht an Autoritäten, wie z. B. Curtman in seinem bekannten Lehrbuch, welche das Zeichnen ganz und gar zur besondern Fachbildung des Einzelnen rechnen und mit dürren Worten sagen, „der Zeichenunterricht in der Volksschule müsse dem „Fortbildungskursus, in welchem die Knaben nach der „Konfirmation (z. B. in den Sonntagsschulen) versammelt „werden, aufbewahrt bleiben.“ Das ist aber freilich sehr engherzig gedacht und geschrieben, und selbst Bormann, der in seiner „Schulkunde“ doch streng an die preußischen Regulative gebunden ist, urtheilt unbefangner hierüber.

Ja, ganz gewiß gibt es nicht blos

1. ein Fachzeichnen, das uns materiell nützen soll und z. B. dem Maschinenbauer, Schlosser, Zimmermann, Tischler, Goldschmied, Buchbinder und Schneider fast unentbehrlich ist, sondern es gibt auch

2. ein Kunstzeichnen, das die Phantasie bereichern, den Geschmack bilden und veredeln und unser Herz und Gemüth, wie alle schöne Kunst, erfreuen soll; sowie endlich auch

3. ein Schulzeichnen, ein sogenanntes pädagogisches oder elementarisches Zeichnen, welches das Auge schärfen und den Verstand zur denkenden Formanschauung reizen soll, zugleich aber auch dazu dienen kann und soll, alle übrigen Lehrgegenstände, soweit sie einer Anschauung bedürftig oder fähig sind, z. B. die Geometrie, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik und Technologie, anschaulich zu machen.

Diese Eintheilung kann insofern Anstoß geben, als es scheint, als ob ich die Bereicherung der Phantasie und die Veredlung des Geschmacks, die Bildung des Schönheitssinnes und den Genuß der schönen Kunst nicht auch für eine pädagogische Aufgabe, und das dahin abzielende Kunstzeichnen (oben Nr. 2) nicht auch für ein pädagogisches Zeichnen erklären wolle. Die Sache hat aber sofort ihre volle Richtigkeit, wenn man nur etwas schärfer, als dies gewöhnlich geschieht, die hierher gehörigen Begriffe von einander unterscheidet.

Man unterscheide also sorgfältig die blose Kunstanschauung und das Kunstzeichnen; man verwechsle nicht den blosen Kunstgenuß und die Kunstleistung; man unterscheide aktiven Kunstgenuß d. h. solchen, welchen wir an eignen Arbeiten haben, und passiven Kunstgenuß d. h. solchen, welchen wir an fremden Arbeiten und Schöpfungen haben.

Unsere Jugend kann durchaus passiv an Phantasie und Geschmack, an Schönheitssinn und Gefühl für schöne Natur und Kunst wachsen, wenn ihr nur Gelegenheit geboten wird, einen schönen Sternenhimmel, eine schöne

Landschaft, schöne Bauwerke, schöne Männer, Frauen und Kinder, schöne Thiere, Pflanzen und Mineralien, schöne Kleidungen und Waffen, schöne Geräthschaften und Zierathen u. dgl. m. entweder in der Wirklichkeit oder im Bilde anzuschauen und zu bewundern. Ganz von selbst wird dann das Gemüth erwärmt, das Gefühl geweckt, so daß dem Menschen eine neue Welt in seinem Innern aufgeht, die Welt der Ideale, in welcher das Göttliche selbst, wie es in der schönen Form zur Erscheinung kommt, sich offenbart und dem sinnenden und staunenden Menschen zum Bewußtsein kommt. Das alles wird dem Menschen, und zwar schon dem Jüngling und der Jungfrau, ja selbst dem Kinde durch das offene Auge zu Theil, ohne daß der Mensch auch nur die Hand regt, ja ohne daß er nur ans Nachbilden und Nachzeichnen dächte, — gerade so, wie wir das Ohr in das Reich der Töne, in das Reich der musikalischen Gedanken, Ideen und Ideale einführen, indem wir Kirchen, Theater und Konzerte besuchen, überall hören und aufnehmen, nirgends selbst mittrompeten und mitpauken, mitflöten und mitorgeln; — gerade so, wie wir unsere Schulkinder durch die Lesung der besten Dichtungen unserer Nation Kunstgenuß und Geschmacksbildung zu geben bemüht sind, ohne daß wir sie nöthigen, selbst Verse zu machen. Auch läßt sich in der Regel kaum mehr thun; denn es gibt wohl kaum etwas Spröderes in der Welt, als eben die Kunst, indem sie nur dem einzelnen begabten Künstler freundlich zulächelt, dem blosen Dilettanten aber sofort den Rücken wendet. Man denke sich ein Dilettanten-Orchester in einer kleinen Stadt, welch schrecklicher Gedanke! Nur größere Städte können, wie z. B. Leipzig, ein solches Orchester haben, weil immer einzelne Dilettanten zugleich wirkliche Meister in ihrer Kunst sind. Oder einen Dichterklub innerhalb eines jeden Schriftsteller-

vereins, welch schrecklicher Gedanke! Mit der Kunst ist's wie mit den Melonen, sagt der Franzos: entweder ausgezeichnet, oder bloses Wasser! Alles Mittelgut ist eben keine Kunst mehr.

Kehren wir nun in unsere Volksschule zurück, so fällt es keinem Menschen ein, die Kinder in das Reich der Töne so einzuführen, daß man die einzelnen Kinder allein (Solo) singen ließe; nur den vereinten Kräften einer ganzen Klasse im Chorgesang, wo die begabten Kinder mit ihren schönen Stimmen die minder begabten verdecken, kann es gelingen, etwas in seiner Art Vollendetes, eine rührende, erhebende Musik auszuführen. Aber ebensowenig soll man glauben, das einzelne zeichnende Kind könne durch seine eigne, höchst unvollkommne Zeichnung sich in das Reich der schönen Formen einführen; bei weitem die Mehrzahl sind zu wenig begabt, um nicht über die mühsame und mühselige Arbeit allen Kunstgenuß und Kunstreiz zu verlieren; und das ist auch kein Unglück, da wir den Kunstreiz und Kunstgenuß, wie wir oben sahen, schon in der (passiven) Anschauung schöner Formen, nicht aber in der (aktiven) Hervorbringung derselben finden. Ich will sehr gern zugeben, daß in den obersten Klassen der Volksschule einzelne besonders befähigte Kinder bei dem Anschauen ihres schönen Vorlegeblattes sich wirklich in die Schönheit dieser Formen versenken können, und daß sie bei der eignen glücklichen Nachbildung diesen Kunstgenuß nicht einbüßen, sonder sogar erhöhen: das sind aber immer nur glückliche Ausnahmen, bei denen das Zeichnen zur wahren schönen Kunst gedeiht; bei der großen Masse ist es eine blose Handfertigkeit, handwerksmäßige Geschicklichkeit und Gewandtheit, der Lesefertigkeit und Schreibfertigkeit zu vergleichen, welche doch gewiß Niemand innerhalb der Schule für eine Kunst im höchsten Sinne des Wortes, für eine schöne, freie Kunst, für eine

Offenbarung des Göttlichen in körperlicher Erscheinung, für die Verwirklichung eines Ideals ansehen wird.

Aber so wenig dadurch die Lese- und Schreibfertigkeit in unsern Augen verliert, so wenig verliert durch eine solche Betrachtung jene Fertigkeit im Zeichnen an Nutzen und Werth. Wir brauchen es gar nöthig innerhalb der Schule, es ist das oben an dritter Stelle genannte Schulzeichnen oder pädagogische und elementarische Zeichnen.

Man unterschätze dieses pädagogische Zeichnen ja nicht! Es ist zwar, wie wir sehen, nur der dritte Theil des ganzen Zeichnens, deshalb bleibt es aber noch ein sehr wichtiger Theil, man könnte sagen, der wichtigste Theil, wie man sagen kann, die Wurzel des Baumes ist der wichtigste Theil desselben, weil er eben der nothwendigste ist. Hier in der Theorie steht das pädagogische Zeichnen am Ende, in der Praxis macht es den Anfang. Ein Vergleich mit dem Lesen in unsern Schulen wird die Sache am bequemsten erläutern.

Unsere Kinder müssen zuvörderst sicher und fließend lesen, daß sie nicht stecken bleiben, sie müssen mechanische Fertigkeit im Lesen erlangen; darnach schulen wir sie durch die Sprachlehre so lange, bis sie auch Alles richtig betonen, und erst nach hergestellter logischer Richtigkeit kann an ästhetische Schönheit beim Lesen und Deklamiren gedacht werden. Genau so ist's beim Zeichnen. Der Schule fällt auch zuvörderst die Aufgabe zu, den Kindern die nöthige mechanische Handfertigkeit zu geben, um die Linien, welche die Außenseiten der Flächen angeben, je nach Bedürfniß stark oder schwach, kräftig oder zart, immer aber sauber und rein zu Papier zu bringen, eine Uebung, welche jahrelang wenigstens in zwei halben Stunden

wöchentlich fortgesetzt werden muß, wenn sie einigermaßen zureichend sein soll.

Zugleich kommt aber auch in der Schule die Logik des Raumes, die Raumlehre hinzu, die Geometrie, durch welche die Richtigkeit der Verhältnisse bedingt wird; und nun erst läßt sich ein ästhetisch schönes Zeichnen denken. Oder wird nicht auch die schönste Ehrenpforte durch ein unscheinbares, oft selbst häßliches Balken- und Bretergerüst getragen, wie das Skelett oder Knochengerüst bei dem Körper den schön abgerundeten Formen des Fleisches zum Träger dient? Die Schule hat daher eine gar umfängliche Aufgabe zu lösen, wenn sie diese Technik und diese Logik des Zeichnens übernimmt. Der letztere Theil allein schon kann ein ganzes Buch füllen, wie ich z. B. ein solches von Dr Glaser besitze, der sein Werk betitelt: „Anleitung zur zeichnenden Formanschauung oder Unterricht im Zeichnen mit Rücksicht auf ein denkendes Verfahren, auf Uebung des Augenmaßes und symmetrischen Sinnes mittelst der Elemente der Formenlehre.“ Es darf die Volksschule diese technische und formale Bildung selbst dann, wenn sie auf alles Kunstzeichnen verzichten wollte, nicht aufgeben, erstens, weil sie überhaupt formale Bildung anstrebt, und zweitens, weil sie schließlich ihr Zeichnen in den Dienst der Realien gibt.

Wehe der Schule, wo man mit der Kreide geizt, und wohl der Schule, wo große schwarze Tafeln vorhanden sind und ganze Massen von Kreide alljährlich verwendet werden. Ich gestehe, daß ich mehr als einmal in meinem Lehrerleben in Versuchung gekommen bin, das rechte Armloch meines Schulrocks inwendig beledern zu lassen, so ganz verzweifelt viel gab es da immer auszubessern.

Uebrigens glaube doch ja der Zeichenlehrer nicht, daß seine Kunst dadurch in ihrer Würde verletzt werde oder Schaden leide. Was die Ehre und Würde anlangt, so

hat es der Philologie und Philosophie noch niemals zur Schande gereicht, daß die Theologie sie ihre Dienerinnen zu nennen beliebt; sie tragen ihr eben die Fackel vor. Und was den Schaden betrifft, so ist die Dienstleistung durchaus gegenseitig. Niemals sind unsere Kinder zum Zeichnen williger, beim Zeichnen aufmerksamer und im Zeichnen geschickter, als wenn es gilt, einen Fluß, ein Meer, ein Gebirge, ein ganzes Land, von den man ihnen viel erzählt hat, oder ein Blatt, eine Blüthe, ein Thier, von denen man ihnen viel erzählt hat, von der Wandtafel herab in ihrer Mappe gleichsam in Sicherheit zu bringen. Oft, das weiß ich sehr wohl, überstürzen sie sich dann bei dem Geschäft, zeichnen nur gleichsam aufs Schlechte; aber das thut nichts, wenn der Lehrer es versteht, sie darnach zu einer saubern und hübschen Zeichnung ins Reine zu bewegen, beziehentlich zu nöthigen. Für die abstrakte Schönheit ist das Kind nun einmal noch nicht reif, und blos schöne Formen überhaupt auf das Papier zu bringen, daran verzweifelt das Kind billig, darum gebe man den Formen doch ja einen realen Inhalt! Ich meine, daß ein schöner Choral, blos auf a gesungen, allein schon nicht ohne Wirkung auf das Kind bleibt; doch wir lassen sie solche „Lieder ohne Worte," wie Mendelssohn-Bartholdy das Kantabile der alten Meister nannte, nicht singen, sondern lassen ein Lied im Gesangbuch dazu aufschlagen, wir stellen die Tonkunst in den Dienst des Gedankens, und Töne und Gedanken, Melodie und Text befinden sich beide sehr wohl dabei.

Unsere Zeit ist bei dem großen Vorrath an Vervielfältigungsmitteln zu einer ganz illustrirten Zeit geworden; in Büchern und Zeitschriften dürfen Illustrationen, wenn sie sich irgendwie anbringen lassen, kaum noch fehlen: will die Schule wieder einmal ein halbes Jahrhundert lang hinter ihrer Zeit nachhinken? Man predigt in allen

pädagogischen Lehrbüchern und Journalen einen recht anschaulichen Unterricht; aber entsteht bei dem Zeichnen einer kleinen Karte oder einer Blattform einmal eine gewisse freudige Bewegung unter den Kindern, gleich macht man die Klappe zu, löscht das Bild an der Wandtafel weg und sagt wohl: „Die Kinder halten dabei keine rechte Ruhe; ohnehin wird es nichts Gescheidtes!" Nun, eine vollständige Ruhe, jene Gottesacker-Ruhe und Grabesstille, ist ja doch nicht der höchste Zweck des Unterrichts, wie Manche meinen; auch ist freilich noch kein Meister vom Himmel gefallen, und ehe das Kind gut zeichnet, wird es wohl erst eine Weile schlecht zeichnen müssen. So wenigstens denken unsere Elementarlehrer, wenn sie die höchst unvollkommnen Bilder ihrer kleinen Kinder zu Gesicht bekommen und sie mit einem freundlichen Lächeln zurückgeben. Möchten wir doch nicht blos zwei Jahre lang, sondern acht Jahre lang so denken und so sprechen! Möchte namentlich der Landschullehrer, welchem die Zeit zu Realien so unendlich karg zugemessen ist, diesen Unterrichtszweig durch fleißiges Zeichnenlassen fördern, so unvollkommen auch anfangs die Leistungen der Kinder sind; und möchte umgekehrt der Zeichenlehrer als Fachlehrer in den städtischen Schulen alles Zeichnen in den verschiedenen Klassen durch einen realen Inhalt der zu zeichnenden Gestalten beleben, wobei natürlich „das ausführlich belehrende Wort" nicht fehlen darf.

Mit diesem letzten Wort, das ich unwillkürlich aus dem vor mir liegenden Prospektus der neuen Ettig'schen Zeichenschule abgeschrieben habe, will ich schließlich noch für einige Augenblicke auf diese Hefte selbst eingehen.

Den richtigen Maßstab haben wir zur Hand: wir suchen hier weder das eigentliche Fachzeichnen, das z. B. in die Sonntagsschule und Baugewerkenschule gehört, noch

das Kunstzeichnen, das z. B. auf die Akademie gehört, sondern wir suchen das pädagogische Zeichnen hier, das spezifisch so zu nennende Schulzeichnen oder, wie Ettig in seinem Prospektus sagt, das elementarische Zeichnen, und das, meine ich, finden wir auch hier, nemlich **1.** die Technik und Mechanik des Zeichnens, **2.** die Logik des Zeichnens oder die Geometrie, sowie endlich **3.** naturgeschichtlichen, physikalischen, technologischen, geographischen und geschichtlichen Inhalt für die abstrakten Formen.

Was Nr. 1 betrifft, so gibt Ettig auf S. 58 sogar Rathschläge zur Behandlung Schwacher und Ungeschickter, von welcher der Verfasser am Schluß S. 60 rühmt: „Sogar auf Kommando und im Takte zeichneten diese Kinder.“ Wo Zaghaftigkeit der Grund des schlechten Schreibens und Zeichnens ist, da ist diese Zaghaftigkeit gar nicht besser, als gerade so, zu überwinden. Der Schüchterne und Furchtsame wird durch das Kommandowort und den Takt mit fortgezogen, daß er — endlich einmal über den Graben springt und nun einsieht, daß er hinüberspringen kann. Ein ganz gutes Beispiel vom Kommandiren beim Zeichnen und vom Taktzeichnen beim Darstellen einer Blattform folgt S. 67. — Ebenso bringt S. 69 ein Beispiel vom Schnellzeichnen, indem diejenigen Blattformen genannt sind, welche sich dazu am besten eignen. Auch beim Schreiben gibt es Uebungen im Schnellschreiben, damit die Kinder eine (im guten Sinne des Wortes) flüchtige Hand erhalten. Daß der Verfasser deshalb keine Sudeleien gutheißt, zeigt S. 98, wo es heißt: „Auf Reinzeichnen halte man aber streng; denn davon hängt die sittliche Bildung mit ab.“ Dieses mit ist zu beachten, damit die Sache nicht lächerlich gemacht werden kann. Schmutzige Kleidung und dergleichen Hefte beweisen denselben Satz.

Der Mensch bildet seine Umgebungen, und die Umgebungen bilden den Menschen.

Im Ganzen genommen ist aber die Technik des Zeichnens bei Ettig nicht reichlich genug bedacht: ich glaube, er überläßt hier zuviel den fleißigen Uebungen und Wiederholungen, die der Lehrer anstellen muß, und der tüchtigen Mannszucht, die der Lehrer dabei hält; es lassen sich aber, wie in den Lese- und Schreibstunden, so auch beim Zeichenunterricht gewisse sinnreiche Maßregeln und Einrichtungen vorschlagen, welche dem Kinde die Erlangung einer gewissen Handfertigkeit erleichtern. Ettig mußte auch an die Klassenlehrer, welche solchen Unterricht ertheilen müssen, denken, besonders an die Landschullehrer, welche ja in der Regel Klassen- und Fachlehrer zusammen sind.

Wir kommen nun zu Nr. 2., zu der Logik des Zeichnens, wie Ettig und Andere die Geometrie nennen. Wer über die viele Geometrie im ersten Heft erschrickt, den mögen die Worte trösten auf S. 60: „Die ausgedehnte Geometrie in dieser ersten Lieferung ist zunächst für das Seminar und den Lehrer zur beliebigen Benutzung. In der Volksschule und beim Privatunterricht genügt — das wiederholen wir mit Nachdruck! — anfangs Anschauung und gründliche Betrachtung der geometrischen Figuren und ihrer Theile und demgemäße Benennung." Also: rechter, stumpfer, spitzer Winkel; gerade und krumme Linie; senkrechte und wagrechte Linie; gleichlaufende und auseinandergehende Linien u. s. w. — S. 3. heißt es ferner: „Jede Figur wird, wie ein Gedanke, analytisch-synthetisch behandelt, ähnlich wie ein Normalwort im Lesebuch; so kann es nicht fehlen, daß ein richtiger Begriff von ihr dem Schüler angeeignet wird." Und S. 26: „Laß der praktischen Thätigkeit der Kinder stets eine Denkübung vorangehen, so daß aus ihrem Innern kommt, was sie bilden."

Wo der Verfasser in der Geometrie zu weit geht, hat er mich oft an den ehrwürdigen Fröbel erinnert, der als ein durch und durch mathematischer Kopf es nicht lassen konnte, sogar seine kleinen spielenden Kinder (man denke!) wer weiß, wie hoch und tief und weit in die Mathematik zu führen. Ich erinnere mich, als ein höchst unmathematischer Kopf einige höchst qualvolle Stunden dieser Art bei Fröbel in Blankenburg verbracht zu haben. Dasselbe gilt von des Verfassers Physik. Auch da geht er jedenfalls zu weit.

Was nun endlich Nr. 3., betrifft, so verweise ich auf Prospektus S. 1. und 3. wo es heißt: „Es fehlte an einer Zeichenschule, welche nicht blos dem nächsten Zwecke des Zeichen-Unterrichtes dient, sondern auch so beschaffen ist, daß dieser Unterricht unterstützend und fördernd eingreift in Geometrie, Naturgeschichte, Geographie und Physik." „Allerdings müssen gründliche sachliche Belehrungen der Anweisung zur technischen Nachbildung theils vorausgehen, theils nachfolgen." Hierzu bemerkt Prospektus S. 2: „Das Aehnliche ist hier zu gruppiren, so daß Formengruppen, Formenklassen und Formenkreise entstehen, und daß diese Gruppirung in vergleichenden Uebersichten ihren Höhepunkt erreicht, z. B. über die verschiedenen Dachgiebel, Kirchthürme, Pflanzenwurzeln, Baumformen, Blätter, Blüthen, Blüthenstände, Früchte, Samen, Flügel, Hörner, Schwänze und Köpfe." Hierher gehört Tafel 95, die Gruppe der Thierschwänze, über welche S. 106 sich so ausspricht: „Diese Uebersicht erscheint auf den ersten Blick als etwas Sonderbares. Aber die Schwanzlinie ist, wie man sieht, eine sehr mannigfaltige und schöne und darum zur Bildung des Geschmacks nicht weniger geeignet, als zur Bildung der Hand." Und warum nicht? Ist doch sogar der Pferdeschwanz, wie bekannt, der Mode unterworfen, so daß ich erlebt habe, daß einer Stute von einem ihr nachsetzenden Hengst der — falsche,

blos eingebundene Schweif ausgerissen wurde, und daß der Reiter erst in der Dämmerung nach Hause reiten konnte, um nicht verlacht zu werden. Ebenso bekannt ists, wie hoch oft beim Hunde ein schöner Schweif geschätzt wird. S. 31 fährt fort: „Lehre die Kinder beim Zeichnen auch die Elemente der Geographie.“ Wieviel auf jeder Stufe, das muß der einzelne Lehrer bestimmen; daher heißt es S. 30 und 31: „Was der Lehrer hier aus der Geographie hinzuthun will, bleibt ihm überlassen.“ „Der Lehrer thue von physikalischen Gedanken hier hinzu, so viel er will.“ Ich erinnere mich, daß Superintendent Dr. Großmann mir einmal zuhörte, als ich 10—11jährigen Knaben Geometrie vortragen mußte; er sagte mir beim Abschied: „Sie gehen sehr flott von einem Gegenstand zum andern weiter!“ worauf ich antwortete: „Ja, darauf hin sehe ich meine Kinder immer an, und wenn ich finde, daß ihnen der Mund zu weit offen steht, flugs gehe ich weiter.“ Da lächelte er, drückte mir die Hand und ging sichtlich zufrieden weiter. Was hier von der Geometrie galt, das gilt ebenso bei Geographie und Physik in den untern Klassen: schaue deine Kinder immer darauf an, wieviel sie vertragen können. Deshalb heißt es endlich S. 72 ganz ausdrücklich und sehr nachdrücklich: „Wir müssen immer wieder daran erinnern, daß wir zunächst für den Lehrer schreiben, dessen Ermessen die Verwendung überlassen bleiben muß. Vieles geben wir sehr ausführlich, wie z. B. die Belehrung über das Blatt und über das Viereck, um eben das Interesse des Lehrers zu gewinnen, womit auch Alles für die Schüler gewonnen ist.“ Ganz vortrefflich gesagt und wie der kluge Arzt, welcher der Mutter oder Amme die Arznei zu nehmen gibt, welche dem Säugling zugedacht ist.

Was freilich die Ausführung der Zeichnungen auf den Ettig'schen Tafeln betrifft, so sieht auch der Laie mit zwei gesunden Augen, daß es unter den Thieren

eine ziemliche Anzahl Wechselbälger gibt, die man in keiner Zeichenschule, ja kaum auf einem Bilderbogen finden sollte. Jedenfalls ist die Botanik besser weggekommen, als die Zoologie. Dem Architekten ist aber vielleicht am meisten zugemuthet, wenn er Ettig's Häuser, allein oder mit ihren landschaftlichen Umgebungen, betrachtet. Auf das Einzelne hier einzugehen, kann mir als einem Nichtzeichner nicht beikommen, vielmehr überlasse ich dieses Vergnügen oder, besser gesagt, Mißvergnügen Andern, welche trotz der faden, saft- und kraftlosen Zeichenstunden, die wir in unserer Jugend gehabt haben, doch etwas Ordentliches gelernt haben. Ich meinerseits habe viel Zeichenunterricht gehabt, ohne etwas zu lernen, und wünsche ebendeshalb von ganzem Herzen, es möchten heutzutage die Zeichenlehrer in ihren Stunden anders sprechen, ganz **so sprechen**, (aber ja nicht immer so zeichnen!) **wie Ettig**.

Sechsundzwanzigster (116.) Brief.

Noch einmal von den weiblichen Arbeiten in der Schule.

Die Kinder, welche wir hier, wie Band II. S. 15, vor uns haben, sind wesentlich andere Kinder, als diejenigen, welche gewöhnlich in der Schule vorkommen: es sind nicht blos lernende Kinder, sondern zugleich arbeitende Kinder, und zwar arbeiten die Mädchen in ihren Strick- und Nähstunden nicht blos für die Schule, sondern zugleich für das Leben; denn die Strümpfe und Hemden, welche heute fertig werden, können morgen angezogen werden; ja, da

es in alle Zukunft Aufgabe und Beruf dieser Mädchen bleibt, dergleichen Arbeiten zu machen, sei es nun für die eignen Angehörigen, die Familie, oder für Andere, welche sie bestellt haben, so handelt es sich auch heute nicht mehr blos um die allgemeine Bildung der Mädchen, sondern um ein gutes Stück Fachbildung, weibliche Fachbildung.

Machen wir uns zuerst alle diese Unterschiede recht klar. Wenn ein Kind in der Volksschule Geographie und Geschichte lernt, so will es in den seltensten Fällen einmal ein Postexamen machen; aber es soll sein Vaterland und seine Heimath lieben lernen, es soll die Zeitungen lesen und verstehen lernen, es soll soviel allgemeine Bildung erhalten, daß es weiß, was die Rheingrenze gegen Frankreich, die Eidergrenze gegen Dänemark zu bedeuten hat; wo die Vereinigten Staaten liegen, nach denen so Viele auswandern, und wo jetzt der schreckliche Bürgerkrieg wüthet; was es für eine Bewandniß mit der Theilung Polens hat, wo jetzt wiederum ein verzweifelter Kampf und ein entsetzliches Blutvergießen herrschte; daß es vor zweitausend Jahren ein großes römisches Reich gegeben hat, dessen Mittelpunkt das schöne Italien war, und warum die Italiener bis zur Stunde die Hoffnung nicht aufgeben, dermaleinst wiederum ein eignes, großes, ganzes Königreich Italien aufzurichten. Das Alles soll auch die Volksschule soweit erzählen und lehren, als es 14jährige Knaben und Mädchen begreifen können, damit dieselben Kinder als Jünglinge und Jungfrauen, als Männer und Frauen nicht fremd in der großen Welt dastehen, nicht dahinleben, wie das arme Thier, das eben nur käuet und wiederkäuet, schläft und weiter schläft, weder eine Vergangenheit hinter sich noch eine Zukunft vor sich hat, keinen

Blick aufwärts zum Himmel und ebensowenig einen Blick einwärts in sein Inneres thut.

Nicht viel anders ist's mit der Naturgeschichte, Physik und Chemie, mit dem Rechnen, der Geometrie und der deutschen Sprache: es ist auch dies alles der Hauptsache nach nur allgemeine Bildung in der Schule. Der Kaufmannslehrling lernt zu dem Rechnen seiner Schule noch kaufmännisches Rechnen einmal hinzu; der Maurer- und Zimmermannslehrling lernt beim Ausmessen der Dinge zu der Geometrie seiner Schule noch eine Menge praktische Handgriffe und Kunstgriffe hinzu; der Lehrling des Mechanikers, Färbers und Fabrikanten braucht ganz besondere physikalische und chemische Kenntnisse und Fertigkeiten, von denen er in seiner Schule nichts erfuhr und nichts erfahren konnte. Zwischen dem Schulmeister und dem Lehrmeister ist nun eben der Unterschied, daß der Schulmeister die allgemeine, allgemein-menschliche, humane und religiöse Bildung gibt, daß dagegen der Lehrmeister die besondere Fachbidung darauf baut; der Schulmeister oder Lehrer soll den Knaben zu einem tüchtigen Menschen, zu einem guten Christen, zu einem Ehrenmann vorbilden, der Prinzipal oder Lehrmeister darnach diesen Ehrenmann, diesen guten Christen, diesen tüchtigen Menschen zu einem Kaufmann, Fabrikanten, Tischler, Schlosser, Glaser, Färber, Müller, Schmied, Bäcker, Schneider, Schuhmacher, Haarkünstler, Weber, Posamentirer oder Buchbinder machen.

Hier habe ich absichtlich viel aufgezählt, um schließlich zu fragen: War dies alles nur für unsere Knaben? Und um, wenn wir dies bejahen müssen, weiter zu fragen: Was wird denn aus unsern Mädchen? Nun, das ist eben ein wesentlicher Unterschied zwischen der Knabenschule und der Mädchenschule, daß die Knaben nach der Schule

zu dem Lehrmeister übergehen und da fortgebildet werden, dagegen die Mädchen nach der Schule zu Hause bleiben.

Ausnahmen von dieser großen Regel finden sich in den höchsten, wie in den niedrigsten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Die Töchter der armen oder unbemittelten Familien gehen außer dem Hause in Dienste bei andern Leuten, und damit sie in diesem Dienstverhältniß sich recht brauchbar machen können, haben z. B. in unserer Stadt hochherzige Frauen ein „Dienstboten-Institut" für konfirmirte Mädchen gegründet, ganz in der Nähe der 4. Bürgerschule, mit der Kinderbewahr-Anstalt verbunden, eine treffliche Idee, welche, wie ich soeben sagte, darauf ausgeht, denjenigen Mädchen, die nun einmal außer dem Elternhause von ihrer Hände Arbeit leben müssen, Gelegenheit zu geben, sich recht geschickte und verständige Hände und damit ein gesichertes und gutes Brod zu verschaffen. Ein ebenso richtiger Gedanke ist die seit einigen Jahren von unserm Hohen Kultusministerium mit dem schönsten Erfolg eingerichtete Bildung talentvoller oder überhaupt befähigter Mädchen zu Lehrerinnen, sowie deren öffentliche Prüfung und Anstellung an öffentlichen und privaten Schulanstalten, wie z. B. schon jetzt in Dresden an jeder Bürgerschule in einer der untern Klassen eine geprüfte Jungfrau als Klassenlehrerin konfirmirt und fest angestellt ist. — Nicht minder richtig und mit großem Danke anzuerkennen ist endlich die in unserer Stadt von Dr. Fiebig jüngst geschehene Einladung zu einem „Lehrkursus für erwachsene Töchter zur Ausbildung für das praktische Leben im kaufmännischen und gewerblichen Geschäftsbetriebe", wie sich dies in Frankreich und England schon seit längerer Zeit verwirklicht findet, wohl zu unterscheiden von der blosen Fortsetzung der allgemeinen Bildung in den sogenannten Fortbildungsklassen der höheren

Töchterschulen. Der Fiebig'schen Anstalt steht seit kurzem zur Seite die „Lehranstalt für erwachsene Töchter zur Ausbildung im Weißzeugfertigen, Putzmachen und Schneidern, sowie in den zum kaufmännischen Betriebe solcher Geschäfte nöthigen Wissenschaften, Sprachen und Kunstfertigkeiten" von Fräulein Emma Marwedel in Leipzig.

Dies sind beispielsweise vier ganz berechtigte, treffliche und gute Ausnahmen, und es wäre nur im Interesse des weiblichen Geschlechtes selbst zu wünschen, es möchten dieser Ausnahmen von Jahr zu Jahr immer mehr werden, damit das schwache Geschlecht in Zukunft nicht mehr, wie bisher, durch Verzichtleistung auf jede Fach- und Berufsbildung ganz der Gnade des starken Geschlechts überlassen bleibe. Doch über diese Art vernünftiger „Emanzipation des weiblichen Geschlechts" ein anderes Mal mehr; genug, daß es nach den Meinungen und Begriffen (und Vorurtheilen?) unserer Tage die große Regel ist, es müsse das Mädchen nach der Schulzeit an der Seite ihrer Mutter bleiben und ihr eine Hilfe und Stütze in der Führung des Hauswesens werden.

Aber um sofort nach der Schulzeit eine solche Hilfe und Stütze der Hausfrau werden zu können, dazu gehört auch eine gewisse Fachbildung, weibliche Fachbildung, insbesondere die Art von Arbeiten, welche man vorzugsweise und ganz spezifisch weibliche Arbeiten nennt, die Nadelarbeiten; und es wäre doch traurig, wenn erst das funfzehnjährige Mädchen lernen sollte, die Nadel zu führen, ungefähr so, wie ihr Bruder, welcher Tischler wird, im 15. Lebensjahre erst die Säge und den Hobel führen lernt. Dergleichen Werkzeuge zu gebrauchen, dazu gehört in den meisten Fällen eine gewisse körperliche Kraft, welche abgewartet werden muß; um die Nadel zu führen, dazu gehört nur Geschick,

und dies läßt sich schon in jüngern Jahren erwerben. Deshalb ist es sehr natürlich, daß schon die kleinen Mädchen außer der allgemeinen Bildung auch diese Art der Fachbildung erhalten; und will die Schule Freundin und Helferin, ja Stellvertreterin des Elternhauses sein, so muß sie in der Mädchenschule schlechterdings über die allgemeine Bildung hinausgehen und die Nadelarbeiten als ein Stück Fachbildung hinzunehmen, und zwar als einen allgemein verbindlichen Lehrgegenstand für alle Mädchen, da jeder freigegebene, in das Belieben der Eltern und Kinder gestellte Unterrichtszweig außerordentlich leidet, wie wir bei den Zensuren oben gesehen haben und später bei den Schulversäumnissen noch ausführlicher betrachten werden.

Uebrigens fragt man auch ein großes Mädchen, das nicht ordentlich stricken und nähen kann, gewöhnlich: „In welche Schule bist du denn gegangen?" und man spricht damit die Angehörigen des Mädchens, welche, wie man voraussetzt, nicht die Zeit oder zu Privatstunden nicht das Geld hatten, von dem eigentlichen Vorwurfe frei. Ich will nicht leugnen, daß manche gewissenhafte Mütter in einem solchen Falle in der That zunächst die Mutter des Mädchens anklagen; ich behaupte nur soviel: ob die Mutter für diesen Unterricht die Zeit und das Geschick oder zu Privatstunden das Geld hatte, kann man nicht allemal wissen; und eben weil es auch die Volksschule nicht von allen Eltern ihrer Kinder wissen kann, muß sie es sich zur Pflicht machen, allen Mädchen ohne Ausnahme diesen Unterricht zu ertheilen; denn sie, die Schule, hat dazu die Zeit und ohne großen Aufwand an Lehrkräften auch dazu das Geschick. So ist's denn auch seit zwei Jahren in Leipzig und seitdem auch, wie die Zeitungen berichten, in ganz Preußen: die Nadelarbeiten sind in der Volks-

schule ein allgemein verbindlicher Lehrgegenstand. In der That sollte — wenn man sich die Sache ruhig überlegt — ein Schuldirektor weit eher ein Mädchen vom Schreiben, als vom Stricken und Nähen befreien: wie viel wird ein Mädchen wohl später mit der Feder in der Hand verdienen? „In weiblichen Arbeiten geschickt," so heißt es in unserm „Tageblatt", nicht aber: „in der Führung der Feder geschickt," wenn sich ein Mädchen, das seinen Lebensunterhalt selbst verdienen muß, den Herrschaften empfehlen will.

Man mache hier nicht den Einwurf, daß die Schule, wenn sie sich einmal in die weibliche Fachbildung einmischen wolle, auch das Kochen und Backen lehren müsse. Einmal nemlich wäre es unüberlegt, zu sagen, daß die Schule entweder Alles oder nichts thun dürfe: warum nicht auch ein Stück, nemlich soviel, als gerade ausführbar ist; wie in der That die Strick- und Nähstunden recht schöne Lehrstunden sein können und oft wirklich recht schöne Lehrstunden sind, während selbst in zehn bis zwölf großen öffentlichen Küchen ganzen Hunderten von Mädchen nur sehr schwer Kochstunde zu geben wäre. Zum Andern aber weiß die Schule auch recht wohl, daß sie wenigstens theoretisch ihren Mädchen für die Küche viel nützen kann in den naturgeschichtlichen Stunden; und sobald als die Herren Stadtverordneten von Leipzig im vorigen Jahre die Chemie für die Volksschule verlangten, habe ich diesen nützlichen Gegenstand nicht nur mit vielem Danke für unsere Knaben als Ergänzung und Vervollständigung der Physik und Naturgeschichte begrüßt, sondern auch sofort als Wirthschafts- und Küchenchemie für die Mädchen beansprucht.

Haben doch unsere Knaben einmal, wenn sie die Schule verlassen, noch die verschiedensten Fortbildungs-

anstalten: Sonntagsschulen, Gewerbschulen, polytechnische Vereine, gewerbliche Vereine, einen Verein „Vorwärts“; ja wohl vorwärts, immer vorwärts heißt es, und jeder Jüngling kann vorwärts studiren, vorwärts kommen und es in der Welt vorwärtsbringen, aber unsere Mädchen und Jungfrauen? Nun, sie haben außer den obengenannten Anstalten, wie Dienstboten-Institut, Fiebig'sche und Marwedel'sche Anstalt und die königliche Lehrerinnen-Anstalt, welche doch nicht geradezu für alle passen, nichts Derartiges, und so soll die Schule vorgreifen, ins Leben vorgreifen, theoretisch in Naturgeschichte, Physik und Chemie, und praktisch in den Lehrstunden für die Nadelarbeiten.

An dieser Stelle also soll die Schule aus der blosen Lernschule zur Arbeitsschule werden, außer der allgemeinen Bildung noch ein Stück Fachbildung geben, nicht blos für die Schule, sondern schon für das Leben lernen und arbeiten lassen.

An dieser Stelle sind aber auch die Kinder selbst andere Kinder: ein arbeitendes Mädchen ist ein andres Mädchen, als ein blos lernendes Mädchen. Das sieht man am besten zu Weihnachten, wo die Mädchen bei uns in der That schon eine kleine Rolle in der Welt spielen. Während die armen Jungen nur einen schön geschriebenen Wunsch und höchstens eine hübsche Zeichnung zusammenbringen, arbeiten die Mädchen ganz schöne und gar nützliche Dinge für Vater, Mutter und Geschwister, Großvater und Großmutter, Tante und Onkel, selbst für Hausgenossen, Nachbarn, Hausfreunde und Dienstboten. Wenn auch dabei leider viele Mißbräuche in Schulen und Familien eingerissen sind, indem man die Sache übertreibt und dabei den armen Mädchen an ihrer Gesundheit, namentlich an ihren Augen, viel schadet, so steht doch soviel fest, daß in dieser Weihnachtszeit das Leben des Mädchens

eine Bedeutung erhält, welche dem Leben des Knaben zu aller Zeit abgeht, daß diese arbeitenden Mädchen in diesen Wochen eine geistige Spannkraft, eine Erfindungsgabe, einen Eifer, eine leibliche und geistige Ausdauer zeigen, wie sie für das ganze Jahr zu wünschen wäre, und wie sie der Lehrer aus diesen Arbeitsstunden bei der Lehrerin in seine Lernstunden d. h. in seine geographischen, geschichtlichen, naturgeschichtlichen, Sprach- und Rechenstunden gern mit hinübernehmen möchte. Dieser Gedanke kommt in der That dem Lehrer um so lebhafter in den Sinn, als die Mädchen zu dieser Zeit oft genug bitten, ihre Arbeiten in den eigentlichen Lernstunden fortsetzen zu dürfen, und es liegt außerordentlich nahe, ihnen diese Bitte, wenn sie wenige Tage vor Weihnachten ausgesprochen wird, nicht abzuschlagen. Diese Zeit ist nun einmal eine außerordentliche Zeit, und die Stimmung der Mädchen eine ganz ungewöhnliche, welche wohl dazu benutzt werden mag, ihnen ein gewisses Selbstgefühl und Selbstbewußtsein zu geben, das Bewußtsein nemlich, daß sie mit der Nadel in der Hand schon nützlich werden, ja, im Fall der Noth schon etwas damit verdienen können. In dieser Hinsicht stehen die Nadelarbeiten der Mädchen einzig da in der ganzen Schule und haben einen erziehlichen — pädagogischen — Werth, wie kein andrer Unterrichtszweig. Die Schule aber muß offenbar, wenn sie sieht, daß die weiblichen Handarbeiten eine solche sittliche Bedeutsamkeit für die Erziehung der Kinder zum eignen Handeln haben, und daß sich leider innerhalb der Schule solche Hebel nicht im Ueberfluß finden, nur um so größere Anstrengungen machen, um wenigstens mit diesem Hebel kräftig zu wirken. Jede Klasse erhalte, wie in allen übrigen Lehrstunden, so auch bei diesen Nadelarbeiten eine Allen gemeinschaftliche Aufgabe, ein bestimmtes

Klassenziel, das Alle erreichen müssen; bei den öffentlichen Prüfungen müsse jede Schülerin, wie eine Schriftprobe und eine Zeichnung, so auch eine Nadelarbeit ausstellen; auf der Zensur darf diese Rubrik natürlich ebenfalls nicht fehlen, und daß eine Befreiung einzelner Schülerinnen von diesem Unterrichtszweig Statt haben könne, ist nach dem Gesagten geradezu undenkbar. In einer nach sittlichen Gesichtspunkten geordneten Schule wäre es ungereimt, auf einen so praktischen d. h. zur Erreichung sittlicher Zwecke so nutzbaren und an sittlichen Einwirkungen so ausgiebigen Lehrgegenstand auch nur bei einer Schülerin zu verzichten.

Nur unter diesen vier Voraussetzungen wird das Kind seine Aufgabe in den Strickstunden und Nähstunden als eine ernstgemeinte ansehen und mit Ernst und Eifer an diese Arbeiten gehen. Wenn jedes Kind in diesen Lehrstunden machen kann, was es will, so ist der ganze Unterricht nicht viel werth: das Kind soll in dieser Klasse noch stricken, da bringt es schon Nähzeug mit, oder umgekehrt es soll endlich in seiner neuen Klasse anfangen zu nähen, da bringt es immer und ewig noch sein Strickzeug mit und behauptet dabei keck, die Mutter wolle das so, oder wenigstens die Großmutter hätte es einmal gesagt, oder doch die Tante wisse davon, oder auch die ältere Schwester hätte in diesem Lebensjahre auch solche Dinge gearbeitet. Wer soll bei der unglaublichen Redefertigkeit und Redseligkeit der Mädchen, die sie so oft weit mehr sagen läßt, als sie verantworten können, so daß sie bewußt und unbewußt die Unwahrheit sagen, wer, sage ich, soll ihnen Glauben schenken?

Ebendeswegen kann es nicht einmal erlaubt werden, noch unvollendete Nadelarbeiten mit nach Hause zu nehmen: sofort beginnt dann eine zum Theil wirkliche und wahrhafte, zum Theil von den Kindern erlogene Einmi-

schung der Mütter, Großmütter, Tanten und ältern Schwestern. Ist die Einmischung erlogen, so ist es eben sehr schlimm, daß sich das gar nicht leicht feststellen läßt, wenn man nicht einen besondern Schulboten zu den Nachfragen bei den Eltern anstellen will; und da die Mädchen das wissen, so sprechen sie eben in tausend Fällen: „Meine Mutter hat das und das gesagt," wo die Mutter kein Wort gesagt hat. Ist die Einmischung aber nicht erlogen, und die Urtheile von Lehrerin und Mutter stimmen nicht überein, so ist es fast noch schlimmer; denn nun muß das Kind entweder an der Mutter oder an der Lehrerin irre werden. Alles Vielregieren thut nicht gut; vollends bei Kindern ist es von sehr übeln Folgen. Sie verlieren den Glauben an ihre Vorgesetzten, werden naseweis, schnippisch, übermüthig, keck und selbst trotzig, wie mich gerade bei diesen Lehrstunden die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat. Und wie grimmig rächt sich das unbefugte Mitregieren der Eltern in der Schule — an den Eltern selbst! Der Vater wiegelt den Sohn durch irgend eine rücksichtslose Rede gegen den Lehrer, die Mutter hetzt die Tochter durch irgend ein übereiltes Wort gegen die Lehrerin auf: nur gemach, nur gemach, der Zahlaus kommt bald! Schon nach wenig Jahren muß derselbe Vater, muß dieselbe Mutter unter der ungezügelten Zunge des erwachsenen Sohnes oder der erwachsenen Tochter leiden, und es werden die Eltern zu ihrem Schrecken gewahr, daß sie, indem sie, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, das Ansehen der Lehrer und Lehrerinnen zerstörten, das eigne Ansehen zugleich untergruben. Das Sprichwort sagt: „Viele Köche verderben den Brei!" Aber bei den vielbesprochenen Nadelarbeiten werden viele Köchinnen den Brei nicht weniger verderben. Und wenn die Lehrerin in einer Klasse von 60 Mädchen deshalb den 60 Müttern dieser Kinder immer Folge leisten

Briefe. „Viribus unitis! Mit vereinten Kräften!" ist das Losungswort eines mächtigen Fürsten und Beherrschers vieler Völker in unsern Tagen bei seinem schwierigen Regierungsgeschäft: möge es auch unser aller Losung werden bei dem mühseligen und schweren, bei dem hochwichtigen und hochheiligen Erziehungswerk!

Siebenundzwanzigster (117.) Brief.

Der Triumph der Erziehung in Schule und Haus.

(Entlassungsrede).

Hochzuverehrende Anwesende! Meine lieben „Schüler und Schülerinnen! „Nehmet hin den heiligen „Geist, Schutz und Schirm vor allem Argen, Kraft und „Stärke zu allem Guten aus der gnädigen Hand Gottes „des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!" so erklang in diesen Tagen die Stimme des Geistlichen über Euch, Ihr meine lieben konfirmirten Schüler und Schülerinnen, als er zu Gott aufblickend die Hand erhob und sie darnach segnend auf Euerm Haupte ruhen ließ. „Nehmet hin und esset, nehmet hin und trinket!" so lautet es wiederum, wenn Ihr nun zum ersten Male dem Tisch des Herrn Euch naht, um da das Gedächtniß Euers Herrn und Meisters zu feiern und mit Euerm Heiland in eine neue, bisher ungeahnte Gemeinschaft zu treten. „Nehmet hin, nehmet hin!" o, was für selige Tage und Stunden des Nehmens und Empfangens sind für Euch jetzt gekommen; ja,

gebenedeiet seiest du, du schöne Konfirmationszeit, du Geisterfrühling in der Gemeinde des Herrn: du schöner Sonntag der Palmen, an welchem der Herr, der König der Ehren, in seiner ganzen Herrlichkeit in Eure Herzen einzieht; du herrliches Ostern, an welchem eine neue Sonne in Euern Seelen aufgeht; ja, ein wahres Pfingsten schon im Voraus, an welchem der heilige Geist über Euch ausgegossen wird, daß er Euch berufe, sammle und erleuchte, heilige und bei Jesu Christo erhalte im rechten einigen Glauben.

Ja, erhalte bei Jesu Christo im rechten einigen Glauben: das, das ist heute unser Gebet. Daß es nicht blos die Rührung eines feierlichen Augenblicks sei, nicht blos eine glückliche Anwandlung von schönen Vorsätzen und guten Entschließungen in der Mitte der kirchlichen Gemeinde und an der heiligen Stätte des Altars, sondern daß es die bleibende Gesinnung für Euer ganzes zukünftiges Leben sei, das, das ist's, was heute Eltern und Lehrer wünschen und von Gott in inbrünstigem Gebet erflehen. „Halte fest, was du hast, damit dir Niemand deine Krone raube!" das ist heute unser aller Bitte; und für mich, der ich Euch heute zum letzten Male in diesen Räumen um mich versammelt sehe, soll es zur hochwichtigen Aufgabe werden, Euch und Euern lieben Eltern von allem dem Rechenschaft zu geben, was die Schule in den acht Schuljahren thut, um dem heiligen Geist die Stätte zu bereiten, daß er bei Eurer Konfirmation triumphirend einziehe und bei Euch Wohnung mache.

Zuerst und vor Allem hat die Schule Euer Herz für das Heilige und Göttliche, für das Edle und Gute empfänglich machen müssen, Euch einen offnen Sinn für Wahrheit und Recht und Ehre, ein warmes Gefühl für

alles Lautere und Reine, Liebliche und Schöne geben müssen.

Und da ist auch kein Morgen gekommen, an welchem Ihr nicht in Gemeinschaft mit Euerm Lehrer zu Anfang der Lehrstunden Eure Hände gefaltet hättet, um ganz zu schmecken und zu fühlen, wie freundlich der Herr ist, und frohlockend zu sprechen oder zu singen: „Gelobt sei deine Treue, daß ich nach einer sanften Nacht mich dieses Tags erfreue!" — Da ist in den letzten Schuljahren keine Woche gekommen, wo Ihr nicht am Montag früh Euch hier versammelt hättet zum Schulgottesdienst, um da durch Gesang und Predigt erbaut zu werden, ja auferbaut zu einem lebendigen Tempel des Herrn; keine Woche überhaupt, wo Ihr nicht auf zwei andere Stunden wiederum in diesen Saal gekommen wäret, um unsere schönen geistlichen Gesänge und mancherlei andere liebliche Lieder zu lernen und zu üben, damit vor Allem Euer Gefühl wach gerufen, Euer Herz erweicht, Euer Gemüth gebildet und veredelt werde. Was ist ein Mensch ohne Gefühl, ohne Herz und Gemüth? Ein hartes Ackerland, das den besten Samen nicht einmal in sich aufnimmt, und in dem die herrlichste Triebkraft schlummert. Und wie ließe sich das Gefühl besser rege machen, das Herz und Gemüth besser erweichen, als durch die schöne Kunst, insbesondere die herrliche Tonkunst? Es kommen die Töne an uns heran, so ernst und feierlich, so erhaben und heilig, und urplötzlich ist aller Leichtsinn von uns gewichen, die Andacht ganz von selbst geschaffen, das Gebet uns so natürlich und leicht geworden. „Habe deine Lust an dem Herrn," singen wir aus vollem Herzen, und das Singen selbst ist uns diese Lust. Oder die Töne sind munter und fröhlich: wie verklärt sich da die gemeine weltliche Lust in dem schönen weltlichen Liede, das reine Freude aus einem

begeisterten Künstlerherzen athmet und die reinste Freude den Sängern und Sängerinnen einhaucht. Ja, gar nirgends besser, als in den Singstunden, könnt Ihr Kinder es lernen, wie man andächtig beten, und wie man jauchzen und frohlocken soll; eine wahre Schule der Frömmigkeit und Tugend, Ehrbarkeit und Sittigkeit sind diese Lehrstunden, wie der Dichter mit Recht sagt: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder!“ Ja, weh dem Lande, wo man nicht mehr singet, wehe auch der Schule, wo man nicht von Herzen gern singet! Unsere erleuchtete Behörde, den Worten des Dichters treulich folgend, hat im Laufe dieses Schuljahres für den Gesangunterricht einen bedeutenden Mehraufwand beschlossen, indem nunmehr diese Lehrstunden bis in die sechste Klasse hinab von dem Fachlehrer gegeben werden, und ich fühle mich gedrungen, dafür den Vätern und Vertretern der Stadt öffentlich hier meinen wärmsten Dank zu bringen.

Aber auch sonst hat der Lehrerin keiner Lehrstunde es unterlassen, zu Euerm Herzen zu sprechen: habt Ihr es nicht mitgefühlt, was Abraham fühlte, als der Lehrer Euch erzählte, wie Abraham seinen einzigen Sohn Isaak opfern sollte? Habt Ihr nicht mitgefühlt, was Jakob fühlte, als der Lehrer erzählte, wie Jakob, aus dem Elternhause fliehend, unter Gottes freiem Himmel sich schlafen legt und einen Stein zum Kopfkissen unter das Haupt legt, einen Stein, den er wohl noch mit Thränen der Reue und des Heimwehs benetzt haben mag? Habt Ihr nicht mitgefühlt, was die fromme Ruth fühlte, als sie mit der vereinsamten Schwiegermutter an der Landesgrenze ankam und, von unendlichem Erbarmen ergriffen, die eigne Heimath verläßt, um die arme Naemi weiter zu begleiten? Und wie war Euch zu Muthe, als Ihr erzählen hörtet, wie der Engel

des Herrn Maria grüßt und selig preist; wie Simeon im Tempel frohlockt, daß seine Augen den Heiland gesehen haben; wie Jesus die Wittwe zu Nain tröstet; wie er das arme hungrige Volk speist; wie er dasselbe arme Volk selig preist in der Bergpredigt; wie er der Sünderin ihre Sünden vergibt? Und wie war Euch zu Muthe, als Ihr erzählen hörtet, wie der Herr seinen Freund Lazarus beweint; wie er über Jerusalem weint; wie ihn herzlich verlangt, noch einmal mit seinen Jüngern das Brod zu essen und den Wein zu trinken; wie er kämpft und ringt im Garten von Gethsemane; wie er am Kreuze für seine Feinde betet; wie er seinen Geist in seines Vaters Hände befiehlt und stirbt?

O, da ging Euch das Herz auf, und tausend edle Gefühle zogen ein, das edelste Mitgefühl, die heiligste Sympathie, in der Religionsstunde zumeist, aber wahrlich auch sonst oft genug, wenn der Lehrer in den andern Stunden von großen Männern und Frauen, von berühmten Entdeckungen und schönen Erfindungen, von den Wundern der Natur und von der Weisheit Gottes in allen seinen Werken erzählte.

Und Euer Zusammenleben in einer großen Klasse und Schule, wie oft gab es Euch im Laufe dieser acht Jahre Gelegenheit, mit dem Lehrer einen schwer erkrankten Mitschüler zu bemitleiden, eine plötzlich verwaiste Mitschülerin zu bedauern, den Sarg eines frühvollendeten Kindes zu bekränzen, für unglückliche Mitmenschen eine kleine Beisteuer zu bringen, sei es eine Feuersbrunst oder, wie jetzt, die Geißel des Krieges, welche das Unglück heraufbeschworen hat. Aber auch Freudiges habt Ihr innerhalb der Mauern Eurer Schule erlebt, habt in diesem Saale das große, allgemeine Leipziger Kinderkonzert einstudirt, hier auf das Turner- und Veteranenfest Euch vorbereitet, habt alljährlich des Königs Geburtstag und das Konsti-

tutionsfest hier feierlich begangen, habt oft ganz verstohlen die Geburtsfeste Eurer Lehrer und Lehrerinnen gefeiert und bei allen diesen kleinern oder größern Unterbrechungen des Unterrichts (denn der Unterricht ist ja doch nicht allein die höchste Aufgabe der Schule!) Ihr habt, sage ich, bei allen diesen Unterbrechungen des Unterrichts so recht eigentlich zugenommen an dem inwendigen, an dem innersten Menschen, zugenommen an Innigkeit des Gefühls, an Erhebung des Herzens, an Tiefe und Wärme des Gemüths. Was ist auch, frage ich abermals, ein Mensch ohne Gefühl, ohne Herz und Gemüth?

Aber nun, meine lieben konfirmirten Schüler und Schülerinnen, meint um Gottes Willen nicht, daß mit diesem weichen, guten, frommen Herzen, mit dieser Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, mit diesem warmen Gefühl auch schon genug gethan sei. Ein solches Herz und Gemüth und Gefühl ist eben nur ein schönes, weiches Ackerland, ein aufgelockertes, empfängliches Erdreich: nunmehr kommt Alles darauf an, was für Samen hineingestreut wird. Soll blos das darauf fallen, was die Winde aus allen vier Weltgegenden herbeiwehen, so wird bald das schädlichste Unkraut, das abscheulichste Giftgewächs darauf wuchern, und doch war es ein treffliches Ackerland, ein guter Boden! So ist es auch bei dem Menschen in seiner Kindheit und — merkt es wohl! — für alle seine Zukunft. Die blos gemüthlichen, gutherzigen und gefühlvollen Menschen sind, wenn sie für Alles ein offnes Herz, einen offnen Sinn haben, der gröbsten Täuschung und Verführung preisgegeben. Schon die Sprache des Volks unterscheidet, ob ein Mensch überhaupt ein Herz habe, oder ob er das Herz auf dem rechten Fleck habe, und dann sagt dieselbe Volkssprache gewöhnlich auch: „Er

hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck." Und eben darum hat

Zweitens die Schule bei Euch Kindern immer dahin gestrebt, auch den Verstand zu schärfen, das Gedächtniß zu bereichern und die Phantasie oder Einbildungskraft mit schönen Bildern, wahren Vorbildern und Musterbildern auszustatten.

Daß die Gottesfurcht aller Weisheit Anfang ist, und daß die Sünde der Leute Verderben ist, wie oft, o wie oft hat Euch die Schule dies gesagt, und nicht blos gesagt, sondern gelehrt, bewiesen und nachgewiesen! „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen!" sagt Joseph, der fromme, keusche, gottesfürchtige Joseph, und kaum haben wir das Blatt umgewendet und einige Zeilen weitergelesen, so folgt auch Pharao's bewundernder Ausruf: „Wie könnten wir einen solchen Mann finden, in dem der Geist Gottes sei? Es ist Keiner so verständig und weise, wie du! Du sollst über mein Haus sein, und alles Volk soll dir gehorsam sein; nur um den königlichen Thron will ich höher sein, als du!" Also auch die Kinder dieser Welt, wie hier Pharao, auch die Heiden müssen, ohne es zu wissen und zu wollen, eingestehen, daß der Gottesfürchtige allein der Weise und Verständige ist. — Und so seid Ihr, meine lieben konfirmirten Schüler und Schülerinnen, ebenso auch aller Wegen und aller Orten in der Schule gelehrt worden, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Ja, ja, der Leute Verderben; ja, ja, der Sünde Sold ist der Tod, der geistige Tod; das ist der Wurm, der niemals stirbt, das Feuer, das ewig brennt! Der verhängnißvollste Irrthum und Aberglaube des Menschen ist nun einmal, daß sich die Sünde, wenn sie gethan ist, wohl werde ertragen lassen; und in diesem unglückseligen

Wahn sündigen sie muthig darauf los. Aber es geht ihnen darnach, wie dem Judas Ischarioth, der auch meinte, das bischen Sünde, den Aufenthaltsort seines Herrn den Feinden zu verrathen, werde sich schon noch ertragen lassen, und der zuletzt in der schrecklichsten Verzweiflung dem eignen Leben ein Ende machte. Es ist nicht wahr, daß sich die Sünde so ruhig ertragen lasse; die meisten Menschen, welche so denken, halten sich und die Menschen überhaupt für viel schlechter, als sie wirklich sind. Der Mensch ist Gottes Ebenbild, des heiligen Gottes ewiges Ebenbild, und wenn er sich an diesem Ebenbild Gottes vergreift und es mit Unehre und Sünde besudelt, so richtet sich hinter Gottes Ebenbild das hehre, hochheilige Urbild Gottes selbst in die Höhe, und der Sünder fühlt einen ungeahnten Schrecken, eine noch nie gefühlte Furcht. Hat er Gott nicht gefürchtet, so fürchtet er sich nun vor Gott! Eins von Beiden, mein lieber Sohn, meine liebe Tochter; du hast zu wählen: entweder die Furcht Gottes, die Gottesfurcht mit aller ihrer Zuversicht und Freudigkeit, oder die Furcht vor Gott mit aller ihrer Qual und Noth, mit allem ihren Jammer und Elend.

Nun sieh, mein Sohn, siehe, meine Tochter, das, das ist die einfache und schlichte, kurze und bündige Lehre, welche die Schule Deinem Verstand und Deiner Vernunft gibt; und damit es Dir leichter werde, diese Lehre festzuhalten, so prägt sie Deiner Einbildungskraft noch eine große Anzahl von schönen Bildern und edeln menschlichen Gestalten ein und legt diesen Gestalten noch die eindringlichsten und erbaulichsten Aussprüche in den Mund, welche nun Dein Gedächtniß treulich für Dich bewahren soll. Ich habe Dir Joseph vorhin genannt als Vorbild und Muster, auch das Dir wohlbekannte Wort, mit welchem er die Sünde wie mit einem Zauberspruch überwand und bannte:

Ihr brannte das Herz, um die heiligen Lehren
Von Jesu, dem himmlischen Meister zu hören;
Ihr Alles war gänzlich in Jesum versenkt,
So ward ihr auch Alles in Einem geschenkt.

So also, mein Sohn, so, meine Tochter, hast Du acht Jahre lang hier zu Jesu Füßen gesessen, und so hat Dich Deine Schule — und das ist das Dritte und Letzte und Wichtigste — so hat Dich Deine Schule allgemach und ruhig und unverdrossen im Laufe dieser langen Jahre zum Guten gewöhnt, Deinen Willen unbemerkt von Tag zu Tag die bestimmte Richtung auf das Gute gegeben, wie man dem zarten jungen Bäumchen in den ersten 10 bis 12 Jahren einen schönen geraden Stab an die Seite gibt, es an ihm festheftet, daß es in alle Zukunft aufrecht und schön so fortwachse.

Der Glockenschlag rief Dich pünktlich so viele Jahre lang in die Schule und aus der Schule: wirst Du nunmehr nicht Pünktlichkeit für alle Zeit gelernt haben? — Es hatte jeder Tag so viele Jahre lang seine kleinere oder größere Hausaufgabe: solltest Du nunmehr nicht wissen, was das heißt: „Keinen Tag zählst du vergebens, Gott, durch den ich bin, mir zu; jeder ist ein Theil des Lebens, jeden, jeden richtest du!“ — So viele Jahre lang hast Du Dir, vielleicht sogar allwöchentlich, Deinen Platz in der Klasse durch tüchtige Arbeit und mühsame Anstrengung erkämpfen müssen: verstehst Du nun, was es heißt, wenn der Dichter sagt: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben, und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen!“ — So viele Jahre lang bist Du sauber und in wohlgeordneter Kleidung, mit reinlichen Büchern und Heften, wohlversorgt mit den gewöhnlichen Schulbedürfnissen zur Schule gekommen: sagst Du Dir heute nicht selbst: „Ja, Ordnung erhält die Welt,

und vor Allem machen Sauberkeit und Reinlichkeit uns bei Andern liebenswürdig!" — Du hast so viele Jahre lang mit 50 oder 60 oder selbst mehr Kindern zusammen gesessen, zusammen gelernt, bist mit ihnen gekommen und gegangen, hast mit ihnen gelebt, geschwatzt, gelacht und geweint: solltest Du da nicht gelernt haben, daß man um Gottes Willen nicht an fremden Eigenthum sich vergreifen darf, daß man im Gegentheil Andern gern mittheilen soll? daß wir dem Andern, wenn er von einem Fehler übereilt worden wäre, gern auf- und zurechthelfen müssen; daß wir überhaupt uns unter einander vertragen müssen, wenn das gesellige Leben uns das rechte Glück bringen soll? — Und endlich, so viele, viele Jahre lang hast Du Dich gewöhnt, beim Beten die Hände zu falten und die Gedanken andächtig zu sammeln, Gesangbuch und Katechismus in Ehren zu halten, Gottes Namen und sein Bibelwort heilig zu halten und nicht zu mißbrauchen, deinen Vorgesetzten und Lehrern auch äußerlich mit Ehrerbietung zu begegnen: o, wie solltest Du das Alles so schnell und leicht wieder vergessen, nachdem Du es jahrelang gelernt und mit Lust geübt hast, nachdem Dir das Alles zur schönen Gewohnheit, zur andern und bessern Natur geworden ist? Nein, das wirst Du nicht vergessen, und diese Ueberzeugung, dieser Glaube, diese Hoffnung ist auch heute beim Abschied von Euch unser aller bester Trost.

Als Petrus vor den Aeltesten von Israel und den Hohenpriestern stand und sie ihm verboten, zu predigen von Jesu Namen, da sagte er: „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben! So, Kinder, so sagt auch Ihr in Zukunft, wenn Ihr, nunmehr zu Jünglingen und Jungfrauen geworden, hinaustretet in die große Welt und man Euch vom Guten abwendig machen will; sagt kurz und bündig zu dem Versucher: Wir können's ja nicht

lassen, daß wir nicht reden und thun sollten, wie wir in unserer Schule haben reden und thun gesehen und gehört; so hat es mich mein alter Lehrer gelehrt; darnach habe ich acht Jahre lang in der Schule gethan; damit habe ich eine schöne und friedliche und selige Kindheit verlebt, und dabei soll's bleiben in alle Zukunft!" Habt Ihr es soweit gebracht, meine Lieben, dann jauchzt die Schule und jubelt, sie feiert ihren größten Triumph. Und wenn Ihr vielleicht bald nach dem Abschied von der Schule auch das Elternhaus verlassen müßt und Ihr dann ebenso sagt: „Wir können ja von Vater und Mutter nicht lassen; die guten Kinder, die wir zu Hause waren, wollen wir bleiben in alle Zukunft!" dann feiert auch das Elternhaus seinen größten Triumph. Diese Eure Worte: „Wir können's ja nicht lassen!" sie sind das beste Zeugniß dafür, daß Ihr den Geist aus Gott erhalten habt, daß er siegreich bei Euch eingezogen ist und Wohnung bei Euch gemacht hat.

Vor Pfingsten ist auch Petrus noch schwach, rathlos und muthlos, ja, er fragt den Herrn: „Wir haben Alles verlassen und sind Dir nachgefolgt, was wird uns dafür?" Aber nach Pfingsten weiß er herrlich, was ihm dafür geworden ist, die Gabe des heiligen Geistes, die ihn erleuchtet und heiligt und bei Jesu Christo erhält im felsenfesten Glauben. Und mit diesem Geiste aus Gott hat er eben gesagt: „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben!"

Und nun, Ihr konfirmirten Schüler und Schülerinnen, Ihr Jünglinge und Jungfrauen, schafft in Euch eine solche Petrusseele; lernt die Sprache des heiligen Geistes in der Menschenseele, es ist das schlichte, aber wunderbar kräftige Wort: „Wir können's ja nicht lassen!" Ja, wo

ich etwas Gutes sehe, ich kann's nicht lassen, ich muß es thun; wo ich etwas Böses sehe, ich kann's nicht lassen, ich muß es fliehen! Mein Gedächtniß gibt mir nur goldne Sprüche und Verslein; meine Einbildungskraft zeigt mir nur reine und schöne Bilder; zu einem bösen Anschlag ist mein Verstand ohne alles Geschick; zu einer Lüge und einem Verrath findet meine Zunge keinen Laut und der Mund keine Worte; zu einem Unrecht versagt mir die Hand ihren Dienst: ich kann's nicht lassen, daß ich nicht reden und thun sollte, wie ich von meinem himmlischen Herrn und Meister und meinen irdischen Lehrern und Erziehern gehört und gesehen habe.

Als Abraham den Befehl Gottes erhielt, seinen Sohn Isaak zu opfern, da stand er des Morgens frühe auf, sattelte einen Esel und nahm zwei Knaben und seinen Sohn Isaak mit sich. Abraham glaubte dem Herrn, darum muß er thun, was der Herr ihm heißt zu thun; er kann's ja nicht lassen, ob auch das Vaterherz blutet; er befiehlt dem Herrn seine Wege und hofft auf ihn, Er werde es wohl machen. Und Er machte es wohl, Er macht es ja immer so, daß die Versuchung ein solches Ende gewinne, daß wir es können ertragen. — Und wie hat Moses gezagt, nach Aegypten zurückzugehen, um sein armes Volk aus der Knechtschaft zu befreien; doch der Herr hat es ihm befohlen, hat es ihm im feurigen Busch befohlen, und so kann er's nicht lassen, er muß es thun, ob auch Weib und Kind verlassen bleiben und er selbst seinem ärgsten Feinde entgegengeht. — Und als nun die Kinder Israel an den Grenzen des gelobten Landes angekommen sind, da ruft der Moabiterkönig den Bileam herbei, daß er über die Zelte des gelagerten Volkes einen Fluch ausspreche; und Bileam versucht es hier, und er versucht es da und dort, aber zuletzt bricht er in die Worte aus: „Wenn mir der

König sein Haus voll Silber und Gold gäbe, so könnte ich doch vor des Herrn Wort nicht vorüber, Böses oder Gutes zu thun nach meinem Herzen, sondern was der Herr reden wird.“ Und siehe da, er kann's nicht lassen, er muß segnen: „Wie soll ich, sagt er, fluchen, dem Gott nicht flucht? Wie soll ich schelten, dem der Herr nicht schilt? Mein Ende werde wie dieser Männer Ende!“ Und als Prophet setzte er die Worte hinzu, die Ihr seiner Zeit öffentlich mitgesungen habt: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Scepter aus Israel aufkommen, und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter; aus Jakob wird der Herrscher kommen!“ Seht, das sagt Bileam in Gegenwart des zornigen, des wuthschnaubenden Königs, und er sagt es doch! — Und die fromme Ruth, an der Grenze ihrer Heimath angekommen, wie sagt sie so gewaltig und schön zu der Schwiegermutter, welche ihr heißt umzukehren: „Nein, wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; der Tod muß mich und dich scheiden.“ Seht, sie kann die Naemi nicht lassen, sie kann's nicht lassen, daß sie nicht mit ihr gehen sollte; nichts in der großen, weiten Welt kann sie trennen, der Tod nur kann sie scheiden. Seht, das sind Heldenseelen, wahre Petrusseelen, wahre Felsenseelen, seien es nun Männer, oder seien es Frauen, in denen sie wohnen. — So bleibt Jonathan Davids Freund und Vertrauter trotz der Drohungen und Schmähungen seines Vaters; er kann vom Freunde nicht lassen, den er einmal zum Lebensgefährten sich erwählt hat. — So hat Elias um den Herrn geeifert, so lange, so lange, bis er „allein ist übriggeblie-

ben, und sie stehen darnach, so klagt er, daß sie mir das Leben nehmen." Aber er kann von dem Herrn nicht lassen, ein trauriges Vorbild für die armen Gefangenen von Israel, wie sie später trotz alles Ueberflusses im heidnischen Lande klagen und sprechen: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darin sind. Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!" Die armen Gefangenen haben wohl als Kinder Jerusalem noch gesehen, und nun können sie als Männer und Frauen von diesen süßen Erinnerungen nicht lassen, können die Bilder ihrer Kindheit und Jugend nicht vergessen. Seht da den Segen eines frommen und treuen Gedächtnisses, o, das ist eine große Gnade vom lieben Gott! Gebe auch Euch, meine lieben konfirmirten Schüler und Schülerinnen, der gütige Gott ein solches frommes und treues Gedächtniß, daß Ihr die Bilder und Sprüchlein Eurer Kindheit und Jugend noch als Männer und Frauen dereinst nicht vergessen könnt, sondern vielmehr sagt: „O, vergesse ich dein, du liebe unschuldige Kindheit und Jugend, so möge der Herr auch meiner vergessen! Nein, den Glauben meiner Jugend lasse ich nicht! Die Unschuld meiner Kindheit lasse ich nicht! Meinen Jesum lass' ich nicht!"

Aber meint Ihr vielleicht, daß so fest und unerschütterlich erst Männer und Frauen sprechen dürften, wie auch Petrus schon ein Mann ist, als er ausrief: „Wir können's ja nicht lassen!" O, unser Herr Jesus hat als zwölfjähriger Knabe im Tempel schon geantwortet: „Was ists, das ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Er konnte es nicht lassen, daß er nicht bleiben sollte, zu sehen die schönen Gottesdienste des Herrn und noch ei-

nen von den Tagen sich zu schaffen, von denen einer besser ist, als sonst tausend. Das ist die Gotteskraft, welche den Knaben Jesus fesselt, daß er bleiben muß; dieselbe Gotteskraft, welche dann den Nikodemus bei Nacht aus dem Hause treibt, daß er zu Jesu kommt; er kann's ja nicht lassen, und kostete es ihn Titel und Amt, Hab und Gut, Leib und Leben; dieselbe Gotteskraft, die den barmherzigen Samariter treibt, dem verhaßten Juden gleichwohl helfend beizuspringen; er kann's nicht lassen, und sträubte sich auch das thörichte und abergläubische Herz noch so sehr dagegen; dieselbe Gotteskraft endlich, welche den barmherzigen Vater im Evangelio treibt, seinem verlornen Sohn entgegenzulaufen, ihn zu umarmen, zu herzen und zu küssen; er kann's ja nicht lassen, und wenn auch alle Knechte und Mägde seines Hauses darüber staunten und der eigne ältere Sohn an dem Vater irre wurde.

Und so möge denn, Ihr lieben konfirmirten Schüler und Schülerinnen, auch in Euch durch jahrelange treue Fürsorge der Eltern und Lehrer dieser Gotteskraft, dem heiligen Geiste selbst die Stätte bereitet worden sein, daß er unter der segnenden Hand Euers Seelsorgers in Eure Herzen eingezogen sei und daselbst Wohnung mache für alle Zukunft!

Ach, traut dem thörichten und verstockten Herzen nicht, es ist voller List und Tücke; und weniger noch traut dem klügelnden Verstande, der Trugschlüsse erfindet und tausend Winkelzüge macht: traut vielmehr Euerm frommen und treuen Gedächtniß, das Euch die goldnen Sprüche der Kindheit vorsagt; traut der frommen und treuen Einbildungskraft, die Euch herrliche Vorbilder des Heiligen und Guten aufzeigt; und vor Allem folgt Euern alten guten Gewohnheiten! Dann wird das schöne Verslein, das Ihr oben schon anklingen hörtet: „Meinen Jesum lass' ich nicht!“

zum Wahlspruch und Glaubensbekenntniß Euers ganzen Lebens werden; ja,

Meinen Jesum lass' ich nicht
Bis an meines Lebens Ende,
Und voll Glaubenszuversicht
Geb' ich mich in seine Hände.
Herz und Mund mit Freuden spricht:
Meinen Jesum lass' ich nicht.

Das war ja auch Regel und Richtschnur des größten Gottesmannes unserer Jahrhunderte, unsers großen Reformators Luther. Er kann's ja auch nicht lassen, daß er nicht reden sollte, was er in der Bibel gelesen, gesehen und gehört hat, und als es galt, auf dem Reichstag zu Worms vor Kaiser und Reich ein offnes und ehrliches Bekenntniß abzulegen, so spricht er es freimüthig aus und schließt mit den Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen."

Ja, Amen, Amen.

Achtundzwanzigster (118.) Brief.

Noch einmal von den Schulversäumnissen und Stundenbefreiungen.

Nachdem Band I. S. 1 und 39 über die Schulversäumnisse und Stundenbefreiungen, sowie Band II. S. 161 über die englische Schulfreiheit und den deutschen Schulzwang im Allgemeinen das Nöthige beigebracht haben, möge hier noch Einiges im Einzelnen nachfolgen.

Ein Widerspruch gegen den Schulzwang im Allge=

meinen ist in Deutschland nicht oft zu finden: man begreift, daß Kinder in die Schule gehören; aber gleichsam ein Widerspruch im Einzelnen, ein partieller Widerspruch, findet sich auch bei uns nicht selten, insofern manche Eltern ihre Kinder wohl überhaupt zur Schule schicken wollen, aber nunmehr derselben Schule vorschreiben, daß sie ihre Kinder von so und so viel Lehrstunden freigeben, dispensiren solle, daß ihre Kinder wohl lesen, schreiben, rechnen, aber nicht singen, nicht turnen, nicht stricken und nähen, vielleicht auch nicht zeichnen lernen sollen. Man bittet um Dispensation d. h. Befreiung von diesen Gegenständen, mäkelt an den Lehrstunden herum und behauptet, in diesen einzelnen Stücken wenigstens müßten die Eltern über ihre Kinder frei verfügen können. Das ist das leidige Kapitel von den fakultativen Lehrgegenständen, von den beliebigen, freigegebenen Unterrichtszweigen, wo es heißt: Kommt, wer kommt; lerne, wer will!

Was bei solchem Unterricht herauskommt, habe ich schon früher bei Gelegenheit der Zensuren und weiblichen Arbeiten mit einigen Worten angedeutet. Jedes faule Kind hat in diesem Falle immer die Hoffnung, durch anhaltendes Bitten, Plagen und Bestürmen, durch Winseln und Weinen die Eltern dahin zu bringen, daß sie den kleinen plumpen Narren vom Turnen, die kleine faule Närrin vom Nähen befreien lassen, und wo eine solche Hinterthüre offen steht, wird aus dem ganzen Unterricht nicht viel, ja, solcher Unterricht demoralisirt d. h. entsittlicht die Kinder geradezu. Hat ein Lehrer oder eine Lehrerin gestraft, so rächt man sich vielleicht schon in der nächsten Lehrstunde an ihnen, indem das Kind für immer aus diesen Stunden wegbleibt. Heißt das nicht den Kindern den Trotz anerziehen, Widerspruchsgeist und Eigenwillen selbst hervorrufen? Aller solcher Unterricht ist von

vornherein lahm gelegt: nicht nur diejenigen Kinder, welche von einem Lehrgegenstand befreit werden, lernen diesen Unterrichtszweig verachten, sondern gleichzeitig trägt sich auch die Geringschätzung dieses Unterrichtes auf diejenigen Kinder über, welche noch an diesen Lehrstunden Theil nehmen, und wenn es nun gilt, sich bei diesem Unterricht anzustrengen, sich einmal ein wenig zu plagen, auch zu Hause für diesen Unterricht tüchtig zu arbeiten, so fehlt das Beste, der gute Wille, die Lust und Liebe zur Sache. Und nur Lust und Liebe zum Ding macht alle Mühe gering.

Und was sind es denn schließlich für Dinge, von welchen man seine Kinder befreien lassen will? Zunächst etwa vom Turnen, einer Sache, welche in der Erziehung so wichtig ist, daß sie ein ganzes Buch, nicht einen blosen Brief, erfordert, wie in der That mein Buch über „Die leibliche Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule" jedes Kapitel damit schließt, daß es die Kinder — Knaben und Mädchen — auf den Turnplatz schickt. So habe ich es seit dem Jahre 1849 gehalten, und im Jahre 1863 hat ebenso unser Hohes Kultusministerium ausgesprochen, daß in jeder Schulgemeinde, wo einmal die Turnstunden in der Schule eingeführt sind, auch kein Kind anders, als durch ein ärztliches Zeugniß, von diesem Unterricht befreit werden kann.

Oder man will die Mädchen von den Nähstunden befreien lassen: nun darüber habe ich früher schon das Nöthige beigebracht.

Oder auch vom Schulgottesdienst? Nun davon spreche ich im folgenden Briefe ausführlich.

Oder vom Singen? Ei, welchen Nutzen hat denn dieser Unterricht? Ich sage, einen fünffachen Nutzen. (Vgl. Band I. S. 41.) Er bildet das Ohr, gibt den Kindern Stimme, erweitert die Lungen, veredelt Herz und Gemüth

und befähigt zur rechten Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst. Hat ein Kind kein Gehör und keine Stimme, so muß es erst recht Gesangunterricht erhalten, damit es Gehör und Stimme bekomme. Und selbst angenommen, daß Gehör und Stimme unverbesserlich schlecht wären, wie es in der That solche Menschen gibt, so würden doch die oben genannten geistigen Vortheile als die wichtigsten noch übrig bleiben. Der Gesang, richtig und in würdiger Weise geleitet, ist im Stande, selbst ganz unbändige Knabenklassen zu bändigen, um wieviel mehr stille und sittsame Mädchenklassen zu veredeln. Ja, die Singstunden sind im Grunde auf dem ganzen Lehrplane die einzigen Stunden, wo ganz unmittelbar und geraden Wegs Herz und Gefühl gebildet werden; selbst in den Religionsstunden müssen gewöhnlich Gedankenreihen und Schlüsse zu Hilfe genommen werden, um bis zum Herzen zu dringen und es zu erwärmen, so daß die Gemüthsbildung auch dann nur eine mittelbare, oft recht schwache bleibt. Anders ist's bei der Kunst, bei der schönen Kunst, welche unmittelbar auf uns wirkt, das Große, Edle, Göttliche wie durch einen Zauber uns zum Bewußtsein bringt und als Tonkunst in der Schule, z. B. bei dem schönen Chorsingen der ganzen Klassen, die wichtigsten sittlichen Momente in sich birgt. Ist es ein weltliches Lied, und zwar ein freudiges, so ist die Freude beim gemeinschaftlichen Singen den Kindern an den Augen abzusehen; ist es ein ernstes weltliches Lied, so ergreift der allgemeine Ernst auch den Leichtfertigen und stimmt ihn glücklich auf eine Viertelstunde um. Und welches protestantische Kind müßte sich nicht schämen, unsere geistlichen Lieder, die Choräle, nicht singen zu können? Soll das Kind diese Choräle erst in der Kirche lernen? Im Gegentheil soll der dem Kinde liebgewordene Choral das Kind in die Kirche ziehen, nicht aber umgekehrt die

Kirche erst das Kind gehorsamst einladen, daselbst den Choral zu lernen. Und braucht nicht schon die Schule bei allen ihren Feierlichkeiten, ja täglich bei der Morgenandacht die Choräle? Man hört zuweilen: „Mein Kind hat ja Klavierunterricht, wozu noch Singstunden, um musikalisch zu sein?" Aber das Klavierspiel ist gewöhnlich bis zum 12. Jahre ein ziemlich unerquickliches Klimpern, während die Kinder schon im 7. Jahre einen leichten Choral gar schön und erbaulich singen können.

Und so geht jedenfalls aus dem bisher Gesagten hervor, daß schwerlich der Stundenplan einer Schule, am wenigsten der Plan einer Volksschule unwesentliche, entbehrliche, überflüssige Dinge enthält; und es muß als Grundsatz feststehen, daß, wie die Schulbildung ein großes, alle Kräfte und Anlagen des Menschen umfassendes Ganzes bildet, so auch alle Lehrstunden von Allen besucht werden müssen, wenn anders der Schulzweck an jedem Kinde erreicht werden soll, und daß demnach jeder Lehrgegenstand allgemein verbindlich oder obligatorisch, und keiner freigegeben oder fakultativ sein müsse.

Soviel von den Stundenbefreiungen oder sogenannten Dispensationen. Was nun weiter die Schulversäumnisse im eigentlichen und gewöhnlichen Sinne des Wortes betrifft — Stundenbefreiungen sind nemlich im Grunde auch Schulversäumnisse, und zwar Versäumnisse im größten Maßstabe nnd von der schlimmsten Art — so liegt es in der Natur der Sache selbst, daß, wenn die Behörde das Recht hat, die Eltern zu nöthigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, dieselbe Behörde auch das Recht haben muß, unordentlichen Schulbesuch zu strafen; denn was nützte die Schule, wenn sie schlecht benutzt würde? Es heißt daher in unserm Elementar-Volksschulgesetz §. 65 bis 67.

„Eltern, Vormünder, Dienstherrschaften oder Lehr„meister sind verbunden, den Grund des Außenbleibens ei„nes Kindes entweder schon vorher, oder wenigstens „alsbald nach dem Wegbleiben bei dem Schullehrer „anzuzeigen. Der Schulvorstand hat sich nach Kräften zu „bemühen, unentschuldbare Schulversäumnisse abzuwenden. „Bleiben diese Bemühungen ohne gehörigen Erfolg, oder „wohl ganz fruchtlos, so sind Straf- und Zwangsmittel „gegen die pflichtsäumigen Eltern, Vormünder, Dienstherr„schaften oder Lehrmeister anzuwenden. Es hat nemlich der „Schullehrer sofort am Schlusse eines jeden Monats, in „welchem Schulversäumnisse vorkommen, dieselben in eine „besondere Tabelle zu bringen, aus dieser Aufzeichnung je„doch diejenigen Kinder, welche nur bis 3 Tage versäum„ten, als für welche eine Strafe nicht Statt finden soll, „wegzulassen. Der Schullehrer hat hierauf die Tabelle „dem Schulvorstande zuzustellen, welcher sie mit Bezeich„nung der nach seinem Ermessen strafbaren Versäumnisse „und mit seiner Unterschrift versehen, den betreffenden „Obrigkeiten spätestens 8 Tage nach Ablauf des Monats „überliefert. Nach Eingang der Tabellen sind die Eltern, „Vormünder, Dienstherrschaften oder Lehrmeister der darin „aufgeführten Kinder von der Obrigkeit über die angezeig„ten Versäumnisse zu vernehmen, auch, wenn sie eine hin„längliche Entschuldigungs-Ursache nicht noch darthun kön„nen, das erste Mal mit einer Geldbuße von 5 Ngr. bis „2 Thlr. 12 Ngr. oder verhältnißmäßig mit Gefängniß, „in Wiederholungsfällen aber mit geschärften Geld- oder „Gefängnißstrafen zu belegen."

Die hiezu gehörige Ausführungsverordnung sagt in dieser Beziehung weiter:

„Als statthafte Entschuldigungs-Ursachen vorgefallener „Versäumnisse sind insbesondere folgende anzusehen:

„1. erwiesene Krankheit des Kindes oder ein sol-
„ches Uebelbefinden desselben, wodurch dessen Ausgehen
„gänzlich gehindert oder doch bedenklich gemacht wird;

„2. eine solche Krankheit des Vaters oder der
„Mutter, welche bettlägerig macht, jedoch blos in dem
„Falle, daß das Kind nur noch den Vater oder die Mut-
„ter am Leben hat, das älteste unter seinen im elterlichen
„Hause sich aufhaltenden Geschwistern ist und weder Wirth-
„schafterin, noch Gesinde im Hause vorhanden ist;

„3. eine Krankheit derselben Art eines Bruders
„oder einer Schwester, wenn das Schulkind ältere Geschwi-
„ster nicht im Hause und entweder nur noch den Vater
„oder die Mutter hat, jener oder diese aber auf Arbeit
„außer dem Hause gehen muß;

„4. für Kinder entfernter Orte, besonders in dem Falle,
„daß solche Kinder noch klein oder von schwächlicher
„Leibesbeschaffenheit sind, oder es ihnen, notorischer
„Armuth wegen, an der nöthigen Winterbekleidung
„fehlt, sowie wenn wegen übler Witterung oder wegen Un-
„gangbarkeit der Wege Nachtheile für die Gesundheit der
„Kinder zu besorgen sind.

„Ob außer diesen Entschuldigungsursachen noch andere,
„von besondern und außerordentlichen Ereignissen
„in den Familien oder von andern ungewöhnlichen
„Umständen hergenommene Entschuldigungsursachen als
„statthaft angesehen und angemerkt werden können, bleibt
„der gewissenhaften Beurtheilung des Schulvorstandes und
„insbesondere des Lokalschulinspektors anheimgegeben, indem
„der Schulvorstand verpflichtet ist, dergleichen Angaben zu
„prüfen, um zu bestimmen, ob die Versäumnisse der Obrig-
„keit als wirklich strafbar zu bezeichnen sind."

Soweit das Gesetz und die Ausführungsverordnung.
Hier am Schluß finden wir nun die schwere Aufgabe, zu

entscheiden, ob der Grund zu einer Schulversäumniß in „besondern und außerordentlichen Fällen" zureichend und gerechtfertigt ist, oder nicht. Am häufigsten ist wohl der Fall, daß es heißt: „Mein Kind wurde gebraucht" es wurde nemlich beim Broderwerb gebraucht, und wenn Luther beim 4. Gebot sagt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und werth haben", so ist also solcher Dienst, den das Kind seinen Eltern beim Broderwerb leistet, nur eine praktische Uebung und Einübung des 4. Gebotes, und Schule und Schulvorstand mögen in dieser Weise zuweilen ihr Gewissen beruhigen. Aber Mißbrauch kommt vor, kann in gewissen Familien selbst oft vorkommen, und wenn das Schulgesetz erlaubt, alle diejenigen Kinder, „welche nur bis 3 Tage in einem Monat versäumten", nicht anzuzeigen und dadurch ihre Eltern vor Strafe zu sichern, so ist unser Gesetz gewiß human, menschenfreundlich, insbesondere volksfreundlich.

Aber unser Gesetz ist noch mehr, als das, es ist auch pädagogisch klug und weise, indem es die Frage und die Entscheidung, ob eine Schulversäumniß gerechtfertigt ist, oder nicht, aus den Händen des Lehrers nimmt und in die Hände des Schulvorstandes, beziehentlich Direktors, legt. Es hieß ja oben ganz deutlich und klar: „Der Lehrer hat die Tabelle dem Schulvorstande zuzustel-„len, welcher sie mit Bezeichnung der nach seinem Er-„messen strafbaren Versäumnisse und mit seiner Unter-„schrift versehen den betreffenden Obrigkeiten überliefert." Was sollte auch aus dem armen Kinde werden, wenn es, so zwischen Eltern und Lehrer gestellt, hinüber- und herübergezerrt würde, von Vater oder Mutter genöthigt würde, die Schule zu versäumen, vom Lehrer dagegen ge-

tadelt würde, daß es den Eltern gehorcht hat, folglich entweder den Eltern oder dem Lehrer Recht geben müßte und schließlich die Einen oder den Andern, oder gar alle Beide verachten müßte. Der Franzos sagt in einem solchen Falle: Je les respecte, mais je ne les estime pas, ich ästimire, ich achte die Handlungsweise der Eltern nicht, ich kann sie nicht billigen, aber ich muß sie respektiren, äußerlich beachten und schonen, um der schwachen, unmündigen Kinder willen. Der Lehrer nehme deshalb jede Entschuldigung des Kindes schweigend an, weil er den Kindern den Glauben an ihre Eltern nicht rauben darf; aber in dem Monatsbericht an den Schulvorstand, beziehentlich Direktor, kann er getrost die fehlenden oder ungenügenden Entschuldigungsgründe roth anstreichen, damit das Weitere eingeleitet und in gewissen Fällen die Gemeinde-Obrigkeit, beziehentlich der Stadtrath, zur Bestrafung der Schuldigen angerufen werde.

In Hinsicht auf die höhern Lehranstalten, welche unserm Elementar-Volksschulgesetz ausdrücklich nicht unterworfen sind, bemerke ich beispielsweise, daß unser Regulativ für die sächsischen Realschulen in dem Kapitel von dem Schulbesuch das Elternhaus nur insoweit in Mitleidenschaft zieht, als es § 34 befiehlt, „zu blosen alltäg„lichen Vergnügungen und Lustbarkeiten selbst nicht auf „den ungerechtfertigten Wunsch der Angehörigen Dispen„sation von den Lehrstunden zu ertheilen"; ein Strafverfahren gegen die Eltern wegen ungerechtfertigter Schulversäumnisse der Kinder läßt es aber nicht, wie dies das Volksschulgesetz thut, einleiten; denn wenn § 33 von einer „Bestrafung" der unentschuldigten Versäumnisse redet, so sind dies, wie derselbe § zuvor sagt, „Schulstrafen", welche über die Schüler, nicht über deren Eltern verhängt werden. Auch sieht man auf den ersten Blick, daß die ge-

wöhnlichen Gründe der ungerechtfertigten Schulversäumniß in diesen Elternkreisen gar nicht vorkommen. Wer seine Kinder in eine höhere Schule, vielleicht gar in eine theure Privatanstalt schickt, wird nicht denselben Kindern heißen, einmal 14 Tage lang betteln zu gehen oder den Eltern bei dem Broderwerb zu helfen oder ebenso lange, in Ermangelung von Dienstboten, die kranken Eltern, die kranken Geschwister zu Hause zu warten und zu pflegen; und ich gestehe, daß ich als Lehrer und als Direktor solcher höherer Anstalten zwar in jedem Falle eine Anzeige der Schulversäumnisse von Seiten der Eltern, und zwar mit der größten Strenge, verlangt habe — denn sonst laufen auch solche Kinder oft hinter die Schule — daß ich aber nach dem Entschuldigungsgrunde selten gefragt habe, deshalb auch gewöhnlich mit einem Zettel, der da lautete: „Mit meinem Vorwissen" oder „mit meiner Bewilligung hat mein Kind die Schule versäumt", zufrieden gewesen bin, während ich jetzt als Direktor einer Bezirksschule streng nach dem Volksschulgesetz die Angabe, warum das Kind gefehlt hat, verlange.

Diese Entschuldigungszettel führen uns nun zu der Betrachtung der Art und Weise, wie die Entschuldigung ausgeführt wird. Unser Volksschulgesetz verlangt §. 65, „daß die Angehörigen den Grund des Außenbleibens eines „Kindes entweder selbst oder durch eine andere zuver„lässige Person bei dem Lehrer anzeigen sollen." Es versteht sich wohl von selbst, daß eine schriftliche Entschuldigung an die Stelle dieser mündlichen Anzeige treten kann; aber ganz abgesehen davon, daß das Gesetz schriftliche Anzeigen nicht kennt, sind wir so ohne Weiteres damit nicht fertig. Denn diese Zettel sind zuweilen sehr bedenklich. Wenn heute der Vater, morgen die Mutter, in vierzehn Tagen einmal die ältere Schwester, vier Wochen

darauf der Handlungskommis des Vaters die Entschuldigung schreibt oder in procura unterschreibt, woran soll sich der Lehrer halten, um gewiß zu sein, daß er nicht betrogen wird? Pfiffige Kinder merken dies auch gar bald, und haben sie leichtfertiger Weise die Schule ganz oder zum Theil an einem Tage versäumt, so bitten sie wohl die ältere Schwester, die gute Tante oder die Großmutter, selbst die Kammerjungfer oder Köchin, ihnen eine Entschuldigung, von welcher aber Vater und Mutter beileibe nichts wissen dürfen, zu schreiben, und nun sind Lehrer und Eltern betrogen. In allen Fällen muß daher der Lehrer sich der Unterschrift so oder anders versichern; für gewisse Fälle aber ist's fast unumgänglich nöthig, gedruckte Zettel den Eltern zu geben, auf denen in den höhern Lehranstalten einfach steht: „Mit meinem Vorwissen hat N. N. die Lehrstunden am .... versäumt", und in der Volksschule: „N. N. hat am .... die Lehrstunden versäumt, weil ....." Diese Zettel verschließen Vater oder Mutter, und da der Lehrer aus dieser Familie andere, als gedruckte Zettel nicht annimmt, so ist ein Betrug nicht möglich, es sei denn, daß ein diebisches Kind dem schlafenden Großvater den Schlüssel zum Schrank unter dem Kopfkissen wegholt, den Schrank aufschließt und einige gedruckte Entschuldigungszettel stiehlt, um ungestraft hinter die Schule laufen zu können, was ich auch schon, obwohl nicht in Leipzig, erlebt habe. Aber dann freilich hört Alles auf! Für gewöhnlich weiß der Lehrer, dieser gedruckte Zettel kommt aus den Händen des Vaters oder der Mutter, und die Unterschrift mag sein, welche es wolle, ja es mag der Zettel gar nicht unterschrieben sein — weil vielleicht Niemand im Hause außer dem Kinde selbst schreiben kann — der Lehrer kann gleichwohl ruhig sein. Auch in meiner Schule sind solche Zettel

in den Händen aller Lehrer vorräthig, und es hängt von jedem Vater selbst ab, ob er sich eine Anzahl derselben vom Lehrer erbitten will, wie umgekehrt es von dem Lehrer abhängt, ob er nach gewissen schlimmen Erfahrungen, die er in einer Famiiie gemacht hat, andere als gedruckte Zettel annehmen will. Natürlich muß ein so wichtiges Papier durch ganz sichere Personen aus den Händen des Lehrers in die Hände der Eltern übergehen.

Neunundzwanzigster (119.) Brief.

Von dem montägigen Schulgottesdienst.

Wenn in dem ersten Bande dieser Briefe S. 163 an die Stelle des sonntägigen Gottesdienstes in der Kirche für unsere großen Kinder ein montägiger Gottesdienst in der Schule gesetzt wurde, so könnte darüber wohl die Meinung entstehen, es sei dies ein vollständiges Ersatzmittel, und die Sache sei damit abgemacht. Nun, wir wissen ja, wieviel in andern Dingen das beliebte Fremdwort „Surrogat" zu bedeuten habe, und so ist denn auch Band I. S. 165 schon ein Stück des sonntägigen Gottesdienstes mit besonderer Betonung in den montägigen Schulandachten vermißt worden, die allgemeine Beichte. Und hieran will ich denn auch sogleich die weitern Bemerkungen über diesen Gegenstand anschließen.

Es ist die allgemeine Beichte nicht blos Schluß, sondern wirklicher Abschluß des Gottesdienstes. Was ist es denn, das den Menschen, obschon er sich mit gerechtem Stolze den Herrn der Schöpfung und das Ebenbild Gottes

nennt, niederfallen läßt im Staube und seine Knie beugen in dem Gotteshause? Das ist es, daß er sich doch als ein schwaches Geschöpf und eine arme seufzende Kreatur fühlt; daß er den, der ihm das Leben gegeben hat, noch um ein bischen Kraft zum Weiterleben anruft; daß er den Vater im Himmel bittet, „Er wolle nicht ansehen „unsere Sünde und um derselben willen uns solche Bitte „nicht versagen; denn — fährt Luther fort — wir sind „derer keines werth, was wir bitten, haben's auch nicht „verdient, sondern Er wolle uns Alles aus Gnaden geben, „so wir täglich viel sündigen und wohl eitel Strafe ver„dienen." Das, das ist der letzte Grund alles Gottesdienstes, und ohne eine solche Beichte und ohne die darauf folgende Sündenvergebung ist der Gottesdienst selbst eigentlich gar nicht zum Abschluß gekommen, dem Herzen nicht volle Genüge geschehen. Und unsere großen Kinder sollten nichts zu beichten haben? Ist nicht schon die obige schöne Stelle aus unserm Katechismus eine kleine Kinderbeichte, welche Luther für die Schule abgefaßt hat? Lernen doch die kleinen Kinder ihrem leiblichen Vater und ihrer leiblichen Mutter das, was sie unrecht gethan haben, eingestehen, bekennen und abbitten, und die großen Kinder sollten nicht ihrem himmlischen Vater ihre offenbaren und geheimen Sünden, Frevel und Vergehen bekennen und seine Gnade und Vergebung anrufen lernen? Gerade dieses Stück des öffentlichen Gottesdienstes am Sonntag ist bei dem Schulgottesdienst der Kinder am Montag am schmerzlichsten zu vermissen. Gleichwohl ist's nicht möglich, in diesen Erbauungsstunden der Schule den Lehrern auch solche gottesdienstliche Verrichtungen zu übertragen, welche ein Vorrecht der Geistlichen sind, wie man selbst in Beziehung auf die Kinderpredigten bei diesen Schulandachten den Männern, welche sich für das höhere oder niedere Lehramt

vorbereitet haben, ein grobes Unrecht anthun würde, wenn man von ihnen dieselben Leistungen beanspruchen wollte, welche man von den Männern verlangen kann, die sich für das Predigtamt ausgebildet haben. Kanzel und Katheder sind nahverwandte, aber durchaus nicht gleichbedeutende Dinge; die eine, wie die andere Stelle erheischt besondere Fähigkeiten, Kenntnisse und Kunstfertigkeiten; und es muß in dem vorliegenden Falle alles Ernstes daran erinnert werden, daß die Anstellung eines Predigtamtskandidaten als Lehrer und dessen späterer Uebergang aus dem Lehramt in das Predigtamt sehr gewöhnlich und durchaus statthaft, der umgekehrte Fall aber nicht denkbar ist.

Nach diesem Allen wäre es eine unverantwortliche Selbstüberhebung der Schule, wenn sie dem Elternhaus und der Kirche gegenüber sagen wollte, daß die montägigen Schulandachten der großen Kinder den sonntägigen Gottesdienst bei diesen großen Kindern überflüssig machten; durchaus nicht! Die Schule weiß, daß in vielen Häusern die großen Schulkinder nicht zur Kirche angehalten werden; sie möchte selbst diese Schaaren Sonntags in eine unserer vielen Kirchen führen, aber sie kann nicht irgend eine bestimmte Kirche den Eltern als Kinderkirche und die Geistlichen daselbst als Kinderprediger bezeichnen und muß deshalb Widerspruch besorgen, der zu öffentlichem Aergerniß führen würde, und so ruft sie wenigstens Montags früh ihre großen Kinder in den Betsaal zusammen und erbaut sie daselbst nach bestem Wissen und Gewissen, nach ihrem besten Können und Vermögen; aber sie hat kein erbauliches Glockengeläute und kein majestätisches Orgelspiel; ihr Betsaal ruht nicht auf himmelanstrebenden Säulen und wird oben nicht durch zierliche Spitzbogen oder ein schönes Kuppelgewölbe geschlossen; sie hat keinen Altar, keine wech-

selnde Altarbekleidung, keinen Altargesang, keinen Altarsegen, keine große, beim Verlesen des Bibelwortes emporrauschende Kirchengemeinde, keine Kirchenmusik, keine großen und berühmten geistlichen Redner, keine Beichte und Absolution, ach, wie viel fehlt ihr also!

Umsomehr bittet die Schule demzufolge das Elternhaus, ja über den Montag den Sontag ihrer Kinder nicht zu vergessen und zu verabsäumen.

Dreißigster (120.) Brief.

Nachträge zu dem siebenten (97.) und achten (98.) Briefe.

Einer meiner Lehrer, Herr Werner, behauptet wohl mit Recht, daß sich auch die Gesammtergebnisse der Zensuren mechanisch aus den Lokationsnummern finden ließen, und der Klassenlehrer nicht bei jeder Zensurvertheilung, wie ich früher behauptet habe, seinen Jahrgang besonders ansehen müsse, ob er gut oder schlecht sei, daß vielmehr bei jedem Jahrgange ohne Unterschied nur in Frage kommen müsse, wie tief das letzte Kind in der Klasse zu stehen komme, ob es nemlich zum Gesammtergebniß II. oder III. oder gar IV. erhalten solle. Denn wenn es feststehe, daß das schlechteste Kind zum Gesammtergebniß II. und nicht gerade III., oder III. und nicht gerade IV. erhalten solle, so habe der Klassenlehrer z. B. im letztern Falle 5 Stufen (die bekannten 1*, 1, 1—2, 2 und 3), und wenn z. B. das beste Kind in der Klasse zur Gesammtsumme von Einheiten die Zahl 20, das schlechteste aber 70 habe, so sei mit jener 5 in diese (70 weniger 20

gleich) 50 zu dividiren, und es würden erhalten: I* alle Kinder, welche 20—30 Einheiten haben; ferner I. alle, welche 30—40; I.—II. alle, welche 40—50; II. alle, welche 50—60; endlich III. alle, welche 60—70 Einheiten haben.

In der That leuchtet es sofort ein, daß bei einem guten Jahrgange sich ganz von selbst viele Namen bei den Ziffern 20—30, dagegen bei schlechten Jahrgängen sich ganz von selbst wenige Namen bei den Ziffern 20—30 und desto mehr bei 60—70 finden werden. Ich stehe daher nicht an, auch dieses Stück Gewissensskrupel den Lehrern abzunehmen und ihnen bis zum letzten Abschluß der Zensur ein rein mechanisches Verfahren anzuempfehlen. Soviel als Nachtrag zu dem obigen 7. Briefe.

Auch zu dem 8. Briefe habe ich etwas nachzutragen. Jüngst erhielt ich nemlich ein Sendschreiben, und zwar ein ganz offenes Sendschreiben, die im 8. Briefe aufgestellten Zensurgrade betreffend, das unter Anderm sagt: „Für „den Lehrer, welcher seine Kinder unter einander vergleichen will, sind nur einfache Ziffern, meinethalben „1 bis 8, wirklich praktisch..... Was darüber oder darunter ist, das ist vom Uebel. Zumeist ist es eine Erfindung von Leuten, denen es schwer wird, die nackte „Wahrheit zu sagen, oder auch nur sich selbst sie einzugestehen."

Zuvörderst habe ich hier meine Freude darüber auszudrücken, daß der Briefsteller praktisch sein will, wie ich selbst populär sein wollte, als ich fragte: „Was bedeutet die Ziffer 1 in dem Munde des Volkes?" Eine unpopuläre, nicht gemeinverständliche, ja vielleicht für das Volk unverständliche oder gar mißverständliche Zensur ist doch sicherlich höchst unpraktisch!

Aber nunmehr muß ich auch meine Verwunderung

und mein Bedauern darüber aussprechen, daß der Briefsteller nicht eine Ahnung davon hat, daß im gegenwärtigen Falle, wie in tausend andern Fällen, praktisch und populär gleichbedeutend sind, daß er also, um zu beweisen, seine 1 bis 8 sei praktisch, ganz genau so, wie ich, fragen mußte: „Was bedeutet die Ziffer 1, oder was bedeutet meinethalben die Ziffer 8 im Munde des Volkes?“ S. 64 heißt es ausdrücklich bei mir: „Reden wir doch, wie das Volk redet: drücken wir uns doch populär aus und fassen wir die Sache recht praktisch an.“ Statt dessen ignorirt er vollständig meinen ganzen 8. Brief, spricht von „Erfindungen“ da, wo ich gerade allen willkürlichen selbsterfundenen Deutungen der Ziffern den Weg verlege und den uralten Sprachgebrauch des Volks zu finden (also gerade nichts Neues zu „erfinden“) suche, macht auch schließlich nicht im Entferntesten Anstalt, seinen Satz, daß diese 1--8 praktisch sei, zu beweisen.

Nun, so werde ich mir die Mühe nehmen, ihm das Gegentheil zu beweisen.

Die Uebersetzung dieser Ziffern lautet bei dem Briefsteller: 1 vorzüglich, 2 recht gut, 3 gut, 4 genügend, 5 fast genügend, 6 gering, 7 ungenügend, 8 schlecht. Ich wiederhole hier nicht, was ich früher über den Ausdruck „genügend“ als vierten Zensurgrad gesagt habe; ich will auch keinen Zweifel rege machen, ob „gering“ mehr sein könne, als „ungenügend“; ich frage blos den Briefsteller, wo er in Handel und Wandel eine achttheilige Stufenleiter in ganzen Zahlen für die verschiedenen Sorten von Menschen oder Sachen gefunden habe. Soll seine 1 bis 8 praktisch sein, so muß sie auch populär sein, und ist sie populär, so muß sie sich, wie ich bei meiner Ziffer 1 nachgewiesen habe, beim Bauer und Handwerker, beim Kaufmann und Gelehrten, überhaupt im Leben oft wieder-

finden lassen; sonst ists eben nur eine „Erfindung" irgend eines Schulmonarchen, der da thut, als ob das deutsche Volk mit allen seinen Begriffen erst seit gestern vorhanden wäre, und im Vertrauen auf die „Allmacht der Schule" seine besondere Schulsprache dem Elternhause aufnöthigen will, wie ich das oben S. 67 ausführlich beschrieben habe.

Mir ist eine solche achttheilige Stufenleiter in ganzen Zahlen in Handel und Wandel noch nicht vorgekommen, wohl aber eine Stufenleiter von 1 bis 4, welche dadurch, daß die 1 noch die Schattirung 1*, und die 2 noch die Schattirung 2—1 (oder 1—2) hat, ganz von selbst sechstheilig wird. Aber Schattirungen und Bruchtheile sind dem Briefsteller ein Greuel, er verabscheut sie als feig und unehrenhaft, als „eine Erfindung gewisser Leute, denen es schwer wird, die nackte Wahrheit zu sagen." Es ist dies ungefähr so, als wenn Jemand dem Maler verbieten wollte, hellgrün und dunkelgrün zu unterscheiden, und ihn der „Unwahrheit" zeihen wollte, wenn er diese Abstufungen von Grün in Gebrauch nimmt; als wenn Jemand dem Kaufmann verbieten wollte, mit Brüchen zu rechnen, und ihn der „Unwahrheit" zeihen wollte, wenn er $^1/_2$ oder $^3/_4$ beim Zählen und Wägen seiner Waaren in Gebrauch nimmt. Es sieht doch Jedermann, der unsere Zensuren liest, daß 1* etwas mehr ist, als 1, und daß 1—2 etwas weniger ist, als 1; wo liegt also das Erschlichene, Erlogene, das „Unwahre"? Und 1—2 so gedacht, daß es tiefer steht, als 1, aber noch nicht so tief, als 2, also etwa $1^1/_2$, ist nicht im Entferntesten einem Mißverständniß ausgesetzt: wo liegt also das Erschlichene, Erlogene, das „Unwahre"? Es rechnet alle Welt, so lange die Welt steht, nicht blos mit Ganzen, sondern auch mit Bruchtheilen, ja, die Ausdrücke: fünf Viertel, sieben Viertel, neun Vier-

tel, zeigen, daß man selbst da, wo Ganze mitunterlaufen, die Bezeichnung der Ganzen durch Brüche sehr gewöhnlich vorzieht. Doch obschon in allen Dingen zwischen 1 und 2 eine Menge Bruchtheile gedacht werden, welche mehr-als 1, und doch noch nicht 2 sind, oder welche weniger, als 2, und doch nicht blos 1 sind, will uns der Briefsteller nicht erlauben, bei den Zensurgraden die ganz populäre Bruchrechnung anzuwenden.

Vielleicht, weil die deutsche Sprache keine gleichbedeutenden Ausdrücke hat? Nun „recht gut" und „ziemlich gut" sind doch sicherlich Schattirungen von „gut", nemlich um gewisse Bruchtheile mehr oder weniger, als „gut"; denn „recht gut" ist bekanntlich mehr, als „gut", und doch noch nicht „vorzüglich", und „ziemlich gut" ist bekanntlich weniger, als „gut", obschon noch nicht so wenig, wie „mittelmäßig."

Oder vielleicht deswegen, weil diese Schattirungen in dem Charakter unserer Kinder sich nicht vorfinden? Aber gerade weil es Kinder sind, finden sich überall bei ihnen im Charakter blose Anfänge, Versuche, unsichere und halbe Schritte, und so sind z. B. die Schattirungen von „gut" bei den Kindern so zahlreich, daß ich ausdrücklich im 8. Briefe bei jener Liste von 31 Zensuren vor allem Verwaschen und Verwischen der Wahrheit gewarnt habe. Es hat Alles in der Welt, heißt es S. 65, sein Maß und Ziel, seinen Anfang und sein Ende, auch das Individualisiren muß irgendwo ein Ende haben." Daß ich dieses Ende nicht weit hinausrücke, erhellt deutlich daraus, daß ich z. B. für „gut" nur die zwei ganz populären Schattirungen „recht gut" und „ziemlich gut" und überhaupt nur eine sechstheilige Stufenleiter zwischen „vorzüglich" und „schlecht" anerkenne, während der Briefsteller eine achttheilige Stufenleiter zwischen „vorzüglich" und „schlecht"

zum Besten gibt und — sehr merkwürdig in der That — seine achttheilige Stufenleiter für muthiger, unerschrockner und mannhafter hält, als meine sechstheilige. Begreift er denn nicht, daß seine Stufen kleiner, also auch seine Unterschiede und Zwischenräume unscheinbarer, unmerklicher, milder und gelinder sind, als die meinigen? Daß er alle Bruchtheile und Schattirungen dabei verschmäht, ändert in der Hauptsache nichts, wohl aber ist es nebenbei der zarten Kindesnatur gegenüber nicht etwa muthig und unerschrocken, sondern barsch, derb und rücksichtslos; und wenn die Wahrheit in der Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit besteht, so darf offenbar meine Stufenleiter Anspruch auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit machen; denn sie geht parallel mit den Erscheinungen in dem Charakter des Menschen überhaupt und in dem des Kindes im Besondern. Barschheit, Derbheit und Rücksichtslosigkeit sind aber nicht etwa „die nackte Wahrheit", sondern baare Unwahrheit; denn sie laufen der zarten Kindesnatur schnurstracks entgegen.

Schließlich bitte ich, den obigen Satz, daß „recht gut" und „ziemlich gut" Schattirungen von „gut" sind, ja nicht dahin zu mißbrauchen, daß nun „gut" selbst eine einfache Ziffer (entweder 1 oder 2) sein müsse. Es wäre in der That eine große, an Spielerei grenzende Willkür, die Behauptung aufzustellen, es müsse „gut", weil es ein einzelnes Wort sei, auch durch eine einzelne (einfache) Ziffer bezeichnet werden; vielmehr muß man irgendwo in dem alten, fertigen und unverrückbaren Sprachgebrauch einen festen Punkt suchen, von welchem aus die Stufen nach oben (zum Lob) und nach unten (zum Tadel) zu berechnen sind. Um diesen festen Punkt zu finden, etwas ganz Altes zu finden (nichts Neues zu „erfinden"), dazu habe ich die Frage aufgeworfen: „Was bedeutet die

Ziffer 1 im Munde des Volks?“ und ist diese Frage nur richtig beantwortet, so muß es ganz gleichgiltig sein, ob „gut“ von dieser 1 aus gerechnet mit einer ganzen oder einer gebrochenen Zahl bezeichnet wird. Das ist eben die große Wichtigkeit dieser Frage, und darum eben war es mir wohl auch gestattet, noch einmal hier am Ende meines Büchleins, zumal auf eine so derbe Veranlassung hin, auf diese Frage zurückzukommen.

Ein anderes sogenanntes Postskriptum, und zwar für alle diese dreißig Briefe, habe ich noch auf dem Herzen, nemlich von der Entstehung dieser neuen Sammlung von Briefen Rechenschaft zu geben.

Die Zeitschrift „Elternhaus und Schule“ hat mich in Nr. 15 des laufenden Jahrgangs „den Verfasser der „vielgelesenen und gesegneten pädagogischen Briefe aus der „Schule an das Elternhaus“ genannt, und da ich diese Zeitschrift immer mit großer Aufmerksamkeit und zu meiner lebhaftesten Befriedigung lese, so machten diese Worte auf mich keinen gewöhnlichen Eindruck. „Was, dachte ich, willst „du zaudern und, wenn du Segen stiften kannst, nicht noch „mehr dergleichen Briefe in die Welt schicken? Hat sich „doch bei verschiedenen Gelegenheiten ein ganzes Packt von „solchen pädagogischen Sendschreiben wiederum bei dir angesammelt.“ Und so ging ich zu dem Herrn Verleger dieser Zeitschrift, bezog mich auf bie obige Stelle, und — die Briefe wurden sofort gedruckt.

Und so möge denn, einmal, weil ich den Herausgebern jener Zeitschrift großen Dank schuldig bin, zum Andern aber auch, weil ich denselben Herren einen sehr bedeutenden Antheil an der Verantwortlichkeit für die Herausgabe dieser dritten Sammlung zuzuschieben gedenke, nicht

nur diese Zeitschrift mit besonderer Anerkennung hier genannt worden sein, sondern auch ein Aufruf derselben Zeitschrift an alle deutsche Frauen und alle deutsche Mütter, wie ich ihn heute zufällig in der Buchhandlung des Herrn Verlegers vorfand, hier nachfolgen und dadurch auch zu dem meinigen gemacht werden. So dürften nach dem Sprüchlein: Eine Liebe ist der andern werth, jene Herren um so bereitwilliger diese meine pädagogischen Briefe auch zu den ihrigen machen.

Leipzig, den 12. Oktbr. 1864.

Dr. E. D. Hauschild,
Direktor.

Deutsche Frauen! Deutsche Mütter!

Am **häuslichen Herde** erhält das Kind die ersten Grundlagen seiner Bildung. Die Mutter ist seine Pflegerin und sein Schutz, seine Lehrerin und sein Genius! An dem Lebenshauche ihres Geistes und Sinnes nährt und bildet sich des Kindes Fühlen, Denken und Wollen.

Die **Schule**, anknüpfend an den fundamentalen Einsenkungen und Ansätzen, baut hochwärts weiter. Sie muß es im engsten Anschlusse an das häusliche Leben. Sie soll es unter kräftiger Betheiligung und Unterstützung von Vater und Mutter. Die Schule ist ein erweitertes Familienleben. Sie arbeitet im Auftrage einer Mehrheit von Familien und ist ein Miniaturlebensbild der menschlichen Gesellschaft. So reiht sich Haus und Schule und Leben organisch aneinander.

Ein Unglück, das ganze Geschlechter, Gemeinden und Staaten corrumpiren kann, ist es, wenn Haus, Schule

und Leben sich nicht verstehen, sich anfeinden und im Hader principieller Gegensätze verstrickt sind.

Register.

Die Ziffer bedeutet die Seitenzahl.

Druckfehler.

Seite 152 lies: Ferienarbeiten.
Seite 172 u. Z. 16 von unten lies: Anleitung st. Einleitung.
Seite 173 Z. 4 von oben lies: Klopfen.

Gedruckt bei F. W. Gleißner in Plauen.

Gedruckt bei F. W. Wieprecht in Plauen.